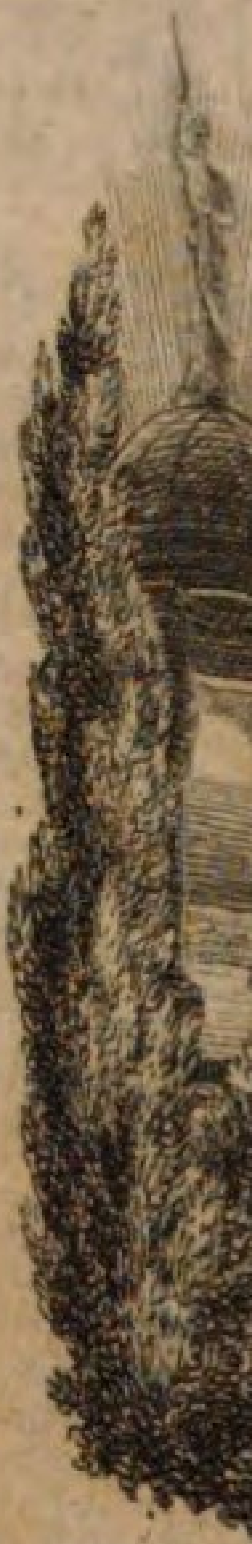
Philos. Anthrop. Scr. varia. 1295.
anthr. 153.
-1
R.

D. Chr
Profes
Unt

über di



bei Joh

D. Christian Ernst Wünsch
Professors zu Frankfurth an der Oder

Unterhaltungen über den Menschen.

Erster Theil
über die Kultur und äußerliche Bildung desselben.

Zweite Auflage.

Mit vierzehn Kupfertafeln.

Leipzig, 1796.
bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf, Sohn u. Comp.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbericht.

Bis jezt machten diese Unterhaltungen über den Menschen der kosmologischen Unterhaltungen dritten Band aus. Nun aber habe ich für nöthig erachtet, sie davon zu trennen und unter ihrem eigenen Titel herauszugeben, weil außerdem das ganze Buch, welches bei dieser zweiten Auflage einer beträchtlichen Erweiterung und Verbesserung bedurfte, wenigstens bis zu vier ziemlich dicken Bänden hätte anwachsen müssen, folglich für viele Käufer, wegen der mit Farben erleuchteten Kupfer, gar zu theuer geworden wäre. Auch schließen sich die Betrachtungen über den Men-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

schen gar nicht so vest an die vorhergehenden Unterhaltungen an, daß man diese nothwendig besitzen müsse, um jene gebrauchen zu können.

Was ich gleich zu Anfange von dem langsam fortschreitenden Wachsthume der Kultur und Aufklärung des Menschengeschlechts behaupte, das muß man keinesweges auf jedes einzelne Jahrtausend, oder auf jedes einzelne Volk insbesondere ziehen, sondern solches vielmehr lediglich im allgemeinen Sinne nehmen, und hiebei die ganze Menschengattung so, wie die ganze Dauer derselben vor Augen haben; denn einzelne Völker, für sich betrachtet, wachsen in Ansehung der Kultur ihrer Geisteskräfte freilich wohl bloß ruckweise, das heißt, ohngefähr so, wie der jugendliche Körper des Menschen selbst, als welcher gewöhnlich zuweilen krank wird, und sich um vieles wieder abzehret, oder

auch so, wie die Wärme in den Frühlingstagen, welche gleichfalls bald steigt, bald fällt, im Ganzen aber doch bis zur Aerndte zunimmt. Also darf man sich auch gar nicht wundern, wenn bei manchen berühmten Völkern, die in ihrer Kultur schon sehr weit fortgerückt sind, in dieser Hinsicht gleichwohl jezt immer noch ihr April herrscht.

Durch die Benennung einer Menschenrasse, womit in diesen Unterhaltungen öfters mehrere ähnliche Völker bezeichnet werden, will ich nichts weiter andeuten, als was man sonst unter Spielart verstehet, oder was die Schriftsprache den Saamen zu nennen pflegt, in sofern sie dadurch ein Volk, als die Nachkommenschaft eines Mannes, bezeichnet. Man kann zwar dafür vielleicht auch Nation, Stamm, Gattung, Art sagen: aber gewöhnlich werden doch die beiden erstern dieser Nennwörter in einem zu

 engen,

engen, die beiden leztern hingegen in einem zu weitem Sinne genommen, als daß ich mich des einen oder des andern derselben hier habe füglich bedienen können. Und ein Gefühl von Erniedrigung kann hier das Wort Rasse auch wohl nicht erregen, weil der hinzugesezte Name des Menschen dasselbe hinlänglich erhöhet oder veredelt.

Wer etwa dieses Buch richten will, der wird zwar wohl selbst sogleich gewahr werden, daß ich die Schädel der ersten Kupfertafel meistentheils aus der Blumenbachischen ersten Dekade, die Bilder der folgenden eilf Tafeln hingegen theils aus den Reisebeschreibungen der neuern Erdumschiffer, theils aus den allgemeinen Reisen und andern Büchern kopirt habe. Allein da die Herren Bücherrichter bekanntlich zuweilen verlangen, daß die Verfasser solcher Schriften, wie diese ist, selbst sagen sollen, woher sie dieses

ses und jenes genommen haben: so habe ich mich dieser Schuldigkeit hiemit ausdrücklich entledigen wollen.

Bei der vierten Tafel ist noch anzumerken, daß das Mägdchen, welches ein Geschenke darbringt, mit locker aufgerolltem südindischen Papiertuche umwikkelt ist, so, daß die Wülste, wovon die Umschläge bis auf die Füße herabhangen, eine Art von Reifenrok darstellen, woran die beiden aus Gras und Federn geflochtenen Halskragen bevestiget sind.

Um keine Lücke zu lassen, mußte auch den Europäern eine Kupfertafel gewidmet werden. Ideale, deren gute oder schlechte Ausführung freilich bloß vom Künstler abhieng, wählte ich deshalb dazu, weil man diese nackend vorstellen darf, und weil die wirklich existirenden europäischen Menschen in ihren verschiedenen Trachten, ohnehin schon bekannt genug sind. ——

Was endlich die auf der vierzehnten Tafel projektirte Darstellung der alten zerrütteten Länder betrifft: so gründet sich dieselbe auf die am Ende des zweiten Bandes der kosmologischen Unterhaltungen vorgetragene älteste Naturgeschichte der Erde, folglich auf eine Hypothese, die jedoch lediglich aus den bekannten Gesetzen der Schwere und Schwungbewegung hergeleitet ist. Lassen sich dieser Hypothese triftige Argumente entgegen stellen: so kann freilich eine solche Länderbrücke, wie der Entwurf auf gedachter Tafel ohngefähr darstellt, niemals existirt haben, und es wird mir gewiß überaus angenehm seyn, wenn man sich besser, als hier geschehen ist, erklären kann, wie Neuseeland seine Bewohner aus der sogenannten alten Welt hat erhalten können. Frankfurth an der Oder im Maimonath 1795.

Wünsch.

Verzeichniß des Inhalts.

Einleitung Seite 1

Erste Unterhaltung.

Seele des Menschen. Gespensterwahn. Begeisterung 3

Zweite Unterhaltung.

Kultur und Aufklärung des Menschen 39

Dritte Unterhaltung.

Erste Fortsetzung der Betrachtung über die Kultur 69

Vierte Unterhaltung.

Zweite Fortsetzung der Betrachtung über die Kultur 99

Fünfte Unterhaltung.

Merkwürdige Verschiedenheit ganzer Völker 126

Sech-

Verzeichniß des Inhalts.

Sechste Unterhaltung.

Amerikaner und Südindier Seite 152

Siebente Unterhaltung.

Ostindier und Afrikaner 196

Achte Unterhaltung.

Europäer 238

Neunte Unterhaltung.

Mongolen und Polarvölker 265

Zehente Unterhaltung.

Verschiedenheit einzelner außerordentlicher Menschen. 314

Eilfte Unterhaltung.

Ursachen der verschiedenen Nationalbildung des Menschen 337

Zwölfte Unterhaltung.

Verbreitung der Menschengattung über den Erdboden 384

Noten

Noten für die Buchbinder.

1) Eigentlich probiren die Buchbinder jede Drukschrift mit dem Falzbein, um zu sehen, ob sie abrüset. Denen die das nicht thun, dient zur Nachricht, daß die Bücher, so lange sie noch nicht zwei Jahr alt sind, erst im Backofen gedörret, oder mit dazwischengelegter Makalatur geschlagen werden müssen, weil sonst der Druk beim Schlagen abrüset und unleserlich wird.

2) Die Kupfertafeln können am besten in einen besondern Umschlag eingebunden werden, damit sie nicht vielfach gebrochen werden dürfen. Sollen sie aber dennoch in das Buch selbst kommen: so müssen sie zum wenigsten so vorsichtig eingesezt werden, daß man sie weder von oben noch unten, sondern nur von der Seite auseinander schlagen darf, weil sie sonst sehr leicht zerreissen, und sind sodann die Seitenzahlen, zu welchen sie in das Buch gesezt werden, folgende:

Tab. I	S. 136
Tab. II	156
Tab. III	178
Tab. IV	192
Tab. V	194
Tab. VI	200
Tab. VII	218
Tab. VIII	242
Tab. IX	270
Tab. X	272
Tab. XI	290
Tab. XII	306
Tab. XIII	336
Tab. XIV	418

3) Dieses Blatt wird nicht heraus geschnitten, weil die Kupfertafeln nicht selbst paginirt sind, sondern hier dem Leser nachgewiesen werden.

Unter-

Unterhaltungen
über die
Kultur und äußerliche Bildung
des
Menschen.

Einleitung.

Philalethes, der das Vergnügen genoß, die Geistesbildung Amaliens und ihres Bruders Karl durch Unterricht befördern zu helfen, hatte diese beiden Lieblinge seines Herzens bereits auf die ersten Stufen mancherlei nützlicher Kenntnisse hingeleitet, und ihnen die Bahn eröffnet, auf welcher sie, mit Befolgung der ihnen ertheilten Klugheitsregeln, den Zweck ihres Daseyns zweifelsohne glücklich erreichen werden. Und gleichwie er sie bisher mit gutem Erfolge nicht nur in verschiedenen Spra-

chen, im Zeichnen, in der Sittenlehre, Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtet, sondern auch mit einigen Grundlehren der Physik bekannt gemacht, und mit Betrachtungen des Weltgebäudes unterhalten hatte: so war letzthin auch der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung die älteste Geschichte des Erdballes und seiner Bewohner gewesen, welche Philalethes jedoch nur allein auf die bekannten Kräfte der Natur, keineswegs aber auf höhere Autorität gegründet, und hiebei wohlbedächtig erinnert hatte, daß er hierin ihnen nur seine individuelle Meinung vortrüge, und daß die Erde samt ihren Bewohnern auch wohl auf eine andere Art, als er glaubte, entstanden seyn dürfte. Aber Amalie und Karl waren gar zu sehr geneigt, Philalethens individuelle Meinungen so lange für ausgemachte Wahrheiten zu halten, bis durch eigenes Nachdenken sie eines bessern belehrt würden. Um also dieses eigene Nachdenken seiner Lieblinge immer mehr und mehr zu schärfen, und um ihrer, bei weitem noch nicht befriedigten, Wißbegierde ferner an die Hand zu gehen, sezte er freudenvoll jene gemeinschaftlichen Unterhaltungen über die Natur noch mehrere Monden lang mit ihnen fort.

Erste Unterhaltung.

Seele des Menschen. Gespensterwahn. Begeisterung.

Als man sich daher zu diesen Betrachtungen aufs neue versammlet hatte, begann Amalie folgendergestallt.

Bisher las ich die ersten Kapitel der Bibel, in welchen Moses die Geschichte der Schöpfung und Sündfluth kürzlich erzählt, ohne das geringste davon zu verstehen, und ich muß bekennen, daß mir diese Lektüre daher auch gar kein sonderliches Vergnügen gewähret hat. Seit unsern leztern Unterhaltungen hingegen scheint sich in meiner Seele ein angenehmes Licht über einige Stellen gedachter Kapitel zu verbreiten, und ich kann sie allerdings nun schon mit Lust lesen. Sonst wußte ich zum Beispiele gar nicht, was ich dabei denken sollte, daß Gott in der ersten Schöpfungsperiode das Licht, welches Tag und Nacht bewirkt, in der vierten hingegen Sonne und Mond geschaffen habe, da doch die Sonne eben das Licht ist, wodurch Tag und Nacht wird. Jezt sehe ich aber wohl ein, daß in der Mo-

saischen Schöpfungsgeschichte die Begebenheiten wahrscheinlich nur so vorgetragen sind, wie sie uns etwa vorgekommen wären, wenn wir vom Anfange der ersten Schöpfungsperiode den Erdball schon bewohnt, und jene großen Ereignisse mit angesehen hätten. Für uns wäre dann die Sonne in den drei ersten Perioden freilich noch nicht geschaffen gewesen, weil die Erde, wie Sie neulich sagten, entweder noch gar nicht gebildet, oder doch noch mit einer sehr dichten Atmosphäre umgeben war, durch welche die Stralen der Sonne nur erst in der dritten oder vierten Periode hindurch brachen, und jenen majestätischen Feuerball der Erde zeigten, so, daß er nun allererst wie neu geschaffen den Menschen erschienen seyn würde, wenn schon welche da gewesen wären. Daraus läßt sich aber, wie ich glaube, sehr sicher schließen, daß auch viele andere dunkele Stellen der Schrift einen sehr vernünftigen der Wahrheit gemäßen Sinn enthalten, ohngeachtet ich diesen wahren Sinn aus denselben oft nicht heraus finden kann. Wenn zum Beispiel geschrieben stehet, Gott habe gerufen: Adam! wo bist du: so kann zwar ein solcher Ruf doch wohl weiter nichts bedeuten, als die geheime Stimme des Gewissens, womit ohnstreitig der gütige Schöpfer die Her-

zen aller Menschen gleichsam wie mit Flammenzügen beseelt hat? Aber ich begreife doch auch leicht, wie die Menschen dadurch auf den Gedanken gerathen seyn mögen, daß das unsichtbare Wesen außer ihnen wäre, welches ihnen zurief, und sie an ihre Vergehungen erinnerte, ob es gleich in ihnen selbst war. Seit ich mich mit Fleiß bemühe, auf mein sittliches Verhalten recht aufmerksam zu seyn, meine Fehler sorgfältig zu erforschen, und alle meine Handlungen nach dem höchsten Grundsatze der Sittenlehre zu richten, seitdem höre ich diese sonderbare Stimme zuweilen ebenfalls auch ganz laut und vernehmlich rufen: Amalie! Du hast wieder einen Fehler begangen, hüte dich! Gleichwohl bin ich mir dieses Fehlers oft noch nicht bewußt, und muß ihn durch Nachdenken erst ausfindig machen. Diese Stimme höre ich vorzüglich, wenn ich mich schlafen lege, und alles, was ich den Tag über gethan habe, nochmals überlege, um in den Fällen, wo ich gefehlet, ein andermal besser und klüger zu verfahren. Ist es also nicht wahrscheinlich, daß Gott auch mit jenen sogenannten Erzvätern auf diese Art gesprochen habe? Ordentlich wie ein Mensch kann er doch offenbar nicht geredet haben? Denn für sich ist er ja mit keinen menschlichen Sprachorganen verse-

hen, weil er ihrer gar nicht bedarf, und seinen Willen uns durch unsere eigenen Herzen verkündigen kann. Sophie hörete, wie Sie wissen, auf ihrer Reise von Memel nach Königsberg diese Stimme ebenfalls, da sie ihr in einer angstvollen Nacht zurief: dieß ist das Bild des Todes! Der Mann, der diese Reise beschrieben hat, scheint zwar dergleichen Stimmen für Wirkungen besonderer Geister zu halten. Allein Sie wissen, Philalethes, daß ich dieser Meinung nie beipflichten werde, weil Geister an und für sich ebenfalls keine Sprachorgane haben, und daß ich also lieber mit Ihnen glauben will, der Schöpfer habe diese geheime Seelensprache in unsere Herzen selbst gelegt. Sie ist mir daher auch eben so heilig, als die Stimme eines besondern erhabenen Geistes, an welche viele andere Menschen zu glauben scheinen, und von welcher ich mir gar keinen Begriff machen kann, wenn ich das zuweilen mich ganz laut anredende Gefühl meines Herzens darunter nicht verstehen darf.

Vielleicht hat Gott, versetzte Karl, zwar dasjenige Gefühl, welches uns auf dem Wege der Tugend zu wandeln befiehlt, in unsere Herzen gelegt, und letzterem die Fähigkeit ertheilt, uns

nach begangenen Fehlern gleichsam zur Rede zu stellen, indem die sogenannte Stimme des Gewissens ja doch nichts anders, als dieses Gefühl selbst ist, welches zuweilen so lebhaft in uns wirkt. Aber wie können denn jene alten Naturbegebenheiten auf das Gewissen der Menschen zum voraus gewirkt, und seine Stimme erregt haben? Gleichwohl stehet auch geschrieben, daß Gott zu Noah gesagt habe: er wolle die Menschen durch Wasserfluthen von der Erde vertilgen, oder, er wolle hinfort keine Sündfluth auf Erden mehr kommen lassen, und was dergleichen mehr ist. Solche Reden kann doch dem Noah nicht sein eigenes Herz bekannt gemacht haben? Doch dieses jezt bei Seite gesezt! Aber sagen Sie mir doch, Philalethes, ob die Wasserfluthen einst sich aufs neue über unser deutsches Vaterland ergießen, und es wieder in Meer verwandeln werden, wie es etwa vor der Sündfluth war? Denn da das Meer noch jezt, wie Sie neulich behauptet haben, seine Lage allmählich ändert, und nach und nach verschiedene trockene Gegenden überschwemmet, andere hingegen verläßt: so kann unser Vaterland, wie mich deucht, auch leicht wieder ein Meer werden?

Dieß wird wahrscheinlich, versezte Philalethes, nicht wieder geschehen. Wir sind zu weit von dem Aequator entfernt, und in unserer Breite ist mithin die Schwungbewegung des Ozeans viel zu klein, als daß derselbe sich über das veste Land ergießen kann. Vielmehr wird nach mehrern Jahrtausenden das Meer im heißen Erdgürtel wahrscheinlich weit höher, auf den temperirten und kalten Erdstrichen hingegen merklich niedriger stehen, als jezt. Ja das am Aequator herum aufgethürmte Meer wird sich sogar vielleicht nach Millionen von Jahren, wegen der täglichen Umwälzung der Erdkugel, großentheils ringsherum von ihr losreißen, und von der nach und nach erhaltenen zu großen Centrifugalkraft hoch über die Wolken hinauf steigen, wo es wegen Abwesenheit hinlänglicher Wärme sofort gefrieren und einen großen Ring aus Eise um die Erde bilden wird, es wäre denn, daß der Schöpfer und Herr der Welten vorher die jezt bestehenden Geseze der Bewegung aufhübe, oder die Erde zerstörete. Geschiehet lezteres nicht: so wird eine solche Begebenheit einst allerdings erfolgen, und alsdann werden die Bewohner der Venus oder des Mars diesen Erdenring vielleicht eben so bewundern, wie wir den Saturnsring bewundern,

wel-

welcher wahrscheinlich auf eben diese Art entstanden ist.

Also können sehr große Wasserfluthen und Ueberschwemmungen künftig nur diejenigen Gegenden treffen, welche zwischen den Wendekreißen, oder doch nahe dabei liegen. Bei uns und andern hoch am Norden wohnenden Völkern hingegen wird sich vielmehr der Ozean von dem vesten Lande immer weiter zurücke ziehen, und vielleicht nach einigen Jahrtausenden schon nicht mehr mit der sogenannten Ostsee zusammenhangen, sondern den großen und kleinen Belt sowohl, als den Sund verlassen, oder in Sandbänke verwandeln, so, wie auch dann die Weltumschiffer auf der jenseitigen Hemisphäre tief im Süden neue Länder wahrnehmen werden, welche man gegenwärtig noch nicht findet, weil sie noch zu hoch mit Wasser und Eise bedeckt sind.

Was aber jene Stellen der Schrift, wo Gott redend eingeführet wird, anbelangt: so ist allerdings gewiß, daß man sich ihn keinesweges unter der Gestallt eines Mannes, der so, wie wir, geredet habe, vorstellen darf. Denn dieß wäre der gesunden Vernunft sowohl, als den klaren Worten der Schrift gerade zuwider, weil weder diese noch jene gestattet, ihn uns als

einen Menschen vorzustellen, oder uns irgend ein Bild von ihm zu machen. Auf welche Art er jedoch am Anfange die Menschen von dem, was gut oder böse ist, unterrichtet habe, ist uns zwar eigentlich nicht recht bekannt: aber so viel wissen wir doch gewiß, daß es nicht nur wirklich geschehen sey, sondern auch, daß unser geläuterter Verstand nun in der That selbst erkennet, er, der gütige Schöpfer, habe uns bloß um unserer eigenen Wohlfarth willen vor bösen Handlungen gewarnt, und zu guten löblichen Thaten aufgemuntert, woraus denn allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden mag, daß er seinen Willen den Menschen durch ihre eigene Herzen geoffenbaret habe. Ueberdieses pflegt ihm auch zuweilen die Schrift solche Worte in den Mund zu legen, die gar keine Rede, sondern bloß göttliche Wirkungen überhaupt anzeigen. Dahin gehören, zum Beispiele, die schöpferischen Machtsprüche: Es werde Licht — Die Erde lasse aufgehen Gras und Kräuter — Laßt uns Menschen machen nach unserm Bilde — und so ferner. Denn aus diesen Worten erhellet augenscheinlich, daß darunter weiter nichts zu verstehen sey, als: er habe die Geschöpfe durch seinen allmächtigen Willen hervorgebracht. Hätte er wirklich geredet:

det: so hätte er gleichsam in den Wind geredet, weil damals noch keine beseelten Körper existirten, die ihn hätten hören können.

Dagegen ist es aber geradehin unmöglich, und streitet gegen alle gesunde Begriffe verständiger Wesen, daß die Seelen verstorbener Menschen und andere immaterielle Wesen unsern leiblichen Augen sollten sichtbar und unsern Ohren hörbar werden können. Gründe, warum dieses unmöglich ist, habe ich Euch einst schon bekannt gemacht. Könnt Ihr Euch wohl noch auf einige derselben besinnen?

Ach ja, versezte Karl, indem er hinzufügte, wie er wohl noch wisse, daß alle sichtbare und fühlbare Sachen zu den Materien und Körpern gehöreten, wie auch, daß die Seelen oder Geister keine Körper und keine Materien wären, mithin auch weder auf unsere Augen, noch auf die übrigen Sinnesorgane wirken könnten.

Ganz richtig! erwiderte Philalethes, wobei er noch bemerkte, daß man, um reden zu können, ganz nothwendig körperliche Sprachorgane, und um sichtbar oder fühlbar zu seyn, platterdings einen Körper haben müsse. Könnten also, fügte er hinzu, die Seelen der Verstorbe-

nen

nen oder andere besondere Geister unsern körperlichen Augen wirklich erscheinen, und mit uns reden: so müßten sie nothwendig ordentlich organisirte Körper seyn, das heißt, sie müßten aus Leib und Seele zugleich bestehen, folglich ein materielles Wesen haben. Das wäre aber ein offenbarer Widerspruch; denn einerlei Sache kann unmöglich zugleich zweierlei Sache seyn. Geister oder Seelen können mithin keinesweges aus körperlichen Wesen bestehen, weil sie unkörperlich sind. Höret oder leset Ihr demnach dereinst solche Geschichten von Geistern oder Gespenstern, die den Lebendigen irgendwo ordentlich erschienen seyn sollen: so könnet Ihr allemal sicher schließen, daß dergleichen Geschichten sich auf nichts weiter, als entweder auf bloße Fabeln, oder auf optische und allerhand andere Täuschungen gründen. Täuschen lassen sich aber viele Menschen sehr gern; denn die Neigung zum Wunderbaren und Unbegreiflichen ist bei den meisten gar zu groß.

Merkwürdig ist es aber doch, sagte Amalie, daß alle Völker der Erde, so weit ich sie theils aus Ihrem Unterrichte, theils aus Reisebeschreibungen bisher kennen gelernt habe, solche Geistererscheinungen glauben. Mir scheint hier-

hieraus zu folgen, daß diese allgemeine Meinung, oder dieser Wahn, wenn es einer ist, nicht von Ohngefähr, sondern aus einer allgemeinen Ursache entstanden sey, die sich allenthalben befinden muß. Daß kein Geist ordentlich wie ein Körper erscheinen und sprechen kann, das begreife ich. Aber, da meine Seele auch ein Geist ist, sollten denn andere Geister oder Seelen gar nicht auf sie wirken können? Körper wirken ja auf einander? Das nehmen wir wahr. Aber wir wissen auch nicht, wie es damit zugehet, oder auf welche Weise die bewegende Kraft aus einem Körper in den andern übergehet, wie Sie selbst ehemals behauptet haben. Also, dächte ich, dürfte man bloß darum, weil wir nicht begreiffen, auf welche Art und Weise ein gegenseitiger thätiger Einfluß geistiger Wesen möglich ist, noch nicht behaupten, daß fremde Seelen auch auf unser geistiges Wesen nicht wirken können? Ist nun aber eine solche unbegreifliche Einwirkung in der That möglich, und ereignet sich dieselbe zuweilen wirklich: so können ja dadurch in unserer Seele alsdann ganz neue und fremde Ideen und besondere innerliche Empfindungen erregt werden, worüber wir in Erstaunen gerathen, weil wir gar nicht einsehen, woher sie kommen? Dabei können, deucht

mich,

mich, diejenigen Menschen, die mit lebhafter Einbildungskraft begabt sind, sich leicht vorstellen, daß wirklich fremde Kräfte von Außen auf sie wirken. Auch kann ihnen ihre gespannte Phantasie dabei leicht allerlei sonderbare Bilder vor die Augen malen. Aber diese Bilder werden sich dann freilich nicht außer ihnen, sondern bloß in ihrer eigenen Phantasie befinden, so, wie auch die Stimmen und Bewegungen, die dergleichen Menschen an solchen Bildern wahrzunehmen glauben, nicht außer ihnen, sondern in ihnen selbst existiren werden. Und hieraus läßt sich, meines Erachtens, leicht abnehmen, auf welchen Gründen die so sehr ausgebreiteten Gespenstergeschichten beruhen?

Die Unmöglichkeit jener Meinung, erwiderte Philalethes, daß nämlich andere Geister auf unsere Seelen unmittelbar wirken, und fremde Vorstellungen in uns erregen können, läßt sich zwar nicht gründlich beweisen, weil die Seelen oder Geister zu den Kräften des Weltalls gehören, und weil Kräfte zweifelsohne auf und in einander wirken können. Allein daß die gütige Vorsehung angeführte Wirkung fremder geistiger Wesen auf unsere Seelen in dieser Welt wirklich habe Statt finden lassen, das

ist

ist aus verschiedenen Gründen nicht sehr wahrscheinlich. Dazu muß man auch, wenn man glücklich in der Welt leben will, nicht nur an dieser subtilen Erklärung, die sich Amalie von den Geistererscheinungen macht, sondern auch überhaupt an allen Geschichten, die man von Gespenstern erzählt, beharrlich und vest zweifeln, so zuverläßig sie auch immer dargestellt und erzählt werden. Denn der Mensch hat, wie gesagt, einen gar zu großen Hang zum Sonderbaren, und gehet selten die Mittelstraße der Wahrscheinlichkeit, ja er hält oft gar zu viele natürliche Begebenheiten für Wunder, die seiner Meinung nach von Geistern bewirkt werden, ohngeachtet sie sich aus den gewöhnlichen Kräften der Natur, die ich Euch bisher zum Theil bekannt gemacht habe, leicht erklären lassen, wie dieses alles aus verschiedenen Büchern, die den Namen der natürlichen Magien führen, deutlich und klar genug erhellet.

Auch giebt es gar keinen Probirstein, wodurch sich erforschen läßt, ob wirklich irgend eine solche Geschichte ächt sey. Denn dieser Probirstein müßte wenigstens darin bestehen, daß Geister schon oft einer ganzen Menge von aufrichtigen

gen und einsichtsvollen Naturkündigern völlig auf einerlei Weise erschienen wären. Dieß ist aber gleichwohl noch nie geschehen, indem bisher die Naturkündiger noch gar keine Gespenster oder Geister gesehen haben. Viele andere Menschen hingegen sagen zwar, sie hätten welche gesehen. Allein da gewöhnlich der eine von ihnen ein und eben dasselbe Gespenst unter dieser Gestallt und unter diesen Nebenumständen, der andre, aber unter einer andern Gestallt und unter andern Nebenumständen wahrgenommen haben will: so taugen ihre Zeugnisse nichts, und es läßt sich daraus nichts folgern.

Hierzu kömmt noch, daß die Menschen, welche dem Wahne von dem Einflusse, den fremde Geister auf uns haben sollen, gar zu sehr ergeben sind, mit ihrem Verstande oft in die gefährlichsten Labyrinthe gerathen, aus welchen sie sich selten wieder heraus finden, ja sogar gewöhnlich darin ganz unglücklich werden. Denn dieser Wahn nimmt seinen Weg nur durch Dunkelheit und Finsterniß, worin uns kein Funke unsers Vernunftlichtes leuchtet, welches doch die gütige Vorsehung bloß darum in uns angezündet hat, daß wir nur diejenigen Wege, die dieses erleuchtet, wandeln sollen, um das Ziel unserer

irdi-

irdischen Wallfarth sicher zu erreichen. Mörder und Mordbrenner, die in das gerichtliche Verhör gebracht und befragt werden, wodurch sie zu dergleichen entsetzlichen Verbrechen veranlasset worden sind, behaupten fast allemal, daß es keinesweges in ihrer Macht gestanden habe, dem bösen Geiste zu widerstehen, der sie allenthalben verfolgt und ihnen stets zugeflüstert habe: „töde deinen Mann, oder dein Weib; ermorde deine Kinder, oder deine Aeltern; lege Feuer an deines Nachbars Haus, denn du kannst sonst nicht selig werden, und so weiter. Wir haben zwar, setzen sie dann hinzu, Gott oft flehentlich und imbrünstig auf unsern Knien um Beistand gegen diesen bösen Geist gebeten, und sind auch deshalb öfter zum heiligen Abendmal gegangen: aber dadurch ist alles nur noch übelärger geworden, da dann der Böse uns endlich überwunden, und uns maschinenmäßig zu Werkzeugen solcher abscheulichen Verbrechen gebraucht hat.“ Man darf nicht glauben, daß diese Menschen dergleichen Reden etwa bloß ersinnen, um ihre Verbrechen zu bemänteln, und mit gelinder Strafe davon zu kommen. Nein, denn sie werden gewöhnlich nach vollbrachter bösen That ganz ruhig, gehen oft selbst freiwillig in das Gefängniß, und sagen, daß man ihnen

ihr Recht anthun, das heißt, vom Leben zum Tode bringen soll. Es wäre also viel besser, wenn die Kinder in den Schulen, und andere Menschen in den Kirchen, gar nicht mit bösen Geistern bekannt gemacht würden. Denn die Philosophen und Naturkündiger oder andere Menschen, die an solche Märchen nie denken, oder sie als kindische Albernheiten betrachten, werden von fremden bösen Geistern nie zu solchen groben Verbrechen gezwungen.

Aber auch auf mancherlei andere Weise machen viele Menschen sich und andere durch den Gespensterwahn unglücklich, und müssen dann für ihre Thorheit oft hart büßen. Hier will Einer den bösen Geist, womit, gedachtem thörigem Wahne nach, seine Kühe und Ochsen besessen seyn sollen, durch allerlei angezündetes Räucherwerk und Seegensprüche vertreiben, weil der junge Tobias auch einen bösen Geist, oder einen sogenannten Asmodi, durch den Rauch brennender Fischleber vertrieben haben soll. Dadurch geräth sein Stall in Flammen, sein Vieh verbrennt, und seine Nachbarn verliehren durch ihn ihre Häußer und Ställe zugleich. Dort hält Einer, der bei nächtlicher Weile über den Todenacker gehet, einen darauf weidenden Ziegen-

bock für ein Gespenst, geräth darüber in Furcht und Schrecken, wovon er krank wird, und in der Blüthe seiner Jahre stirbt. Hier wollen einige Thoren in der Christnacht einen Geist zitiren, der nach ihrem verkehrten Wahn einen großen Schatz besizt, welchen er ihnen abtreten soll: Denn sie haben etwa gehört oder gelesen, daß einst auf Befehl einer sogenannten Hexe zu Endor der Prophet Samuel aus dem Grabe hervorgegangen sey. Dabei schließen sie sich in ein enges Gemach ein, und wärmen sich bei glühenden Kohlen, und ersticken sämmtlich durch den mephitischen Dampf, der dadurch erzeugt wird. Am folgenden Tage findet man diese Menschen braun und schwarz, die Zungen aus den Hälsen hangend, und von den, einen solchen Tod begleitenden, entsetzlichen Verzuckungen auf das abscheulichste entstellt. Nun sagt der Aberglaube und die Einfalt sogar noch: diese Menschen haben ihre schwarze Kunst nur nicht recht verstanden, daher hat ihnen der Geist zum Lohne die Hälse umgedrehet. Dort spielen Betrüger, Diebe und unzüchtige Dirnen die Rollen der eingebildeten Nachtgespenster, oder der Verstorbenen, und solches bloß, um entweder die leichtgläubigen Menschen, die ihnen im Wege sind, aus den Häusern und Gemächern zu vertreiben,

wo sie stehlen und ihren Lüsten ungestört nachgehen wollen, oder um andere vielleicht noch schlimmere Absichten dadurch zu erreichen. Vieler anderer Bübereien und Gottlosigkeiten gar nicht einmal zu gedenken, die arglistige Betrüger auf den Gespensterwahn leichtgläubiger Menschen gründen, und sie dadurch auf die gehäßigste Weise hintergehen, oder wohl gar, wie ehemals mit vielen sogenannten und vermeinten Hexen geschäh, martern und ermorden lassen.

Glaubt nicht etwa, daß dergleichen abscheuliche Begebenheiten sich nur selten zutragen, folglich nur ein geringes Uebel in der Welt sind. Nein, sie tragen sich in unserm Vaterlande wohl noch täglich zu, und jede bringt schlimme Wirkungen hervor, die immer wieder aufs neue zu Ursachen von übeln Folgen werden. Daher muß jeder wohldenkende rechtschaffene Mann aus allen Kräften arbeiten, um gedachten schädlichen Wahn gänzlich zu zerstören, weil dadurch eine unendliche Menge von Unglücksfällen vermieden, die Wohlfahrt aller Menschen und Staaten hingegen gewiß erstaunlich befördert wird.

Wenn aber, sagt Mancher, der die Wahrheit lieber in der stockfinstern Mitternacht leidenschaftlicher Gefühle, als am hellen Mittage

vernünftiger Ueberlegung sucht, wenn gleichwohl, sagt er, nicht alle Nachrichten von den Erscheinungen der Geister falsch, sondern zum Theil doch wahr sind: so muß ja sogleich daraus allen Menschen der Satz, daß auch unser eigener Geist unsterblich sey, und nach dem Tode des Leibes noch fast eben so fortwirke, wie jezt, auf die evidenteste und unwidersprechlichste Weise einleuchten, und so gewinnt ja das Menschengeschlecht auf dieser Seite durch den Gespensterglauben noch weit mehr, als es auf der andern Seite durch den Mißbrauch desselben verlieret. Also muß man, heißt es ferner, das Kind nicht mit seinem Bade ausgießen: das ist, man muß nicht alle Nachrichten von Geistererscheinungen geradehin verwerfen, sondern lieber erst Gelegenheit suchen, manchen Geisterzitationen mit beizuwohnen, auf daß man erst selbst sehe und höre, ehe man über eine so wichtige Sache abzusprechen sich erkühnt!

Sollte nun die Erfahrung wirklich solche Dinge bekräftigen, die der gesunden Vernunft gerade zuwider wären: so müßte sich freilich diese unter den Gehorsam der erstern gefangen geben, und rechtschaffene redliche Volkslehrer würden dann zuweilen selbst vor dem Volke derglei-

chen Geisterzitationen anstellen, um es desto gründlicher von der Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen, zugleich aber auch vor der Gefahr recht kräftig warnen, der sich diejenigen unterzögen, welche sich mit Geistern befassen wollten, und gleichwohl die Kunst, sie zu binden oder zu lösen, nicht recht verständen: das heißt, sie würden die Sache für die Menschheit höchst nützlich, nicht aber schädlich zu machen suchen, wie bisher geschehen ist. Allein glücklicherweise haben seit Jahrtausenden schon die weisesten und berühmtesten Männer bei allen kultivirten Völkern diese betrügerische Meinung schon oft vollkommen widerlegt, das Ungereimte derselben klar aufgedeckt, und jene Betrüger, die dieselbe bloß ihres eigenen äußerst niedrigen Vortheils wegen zu erhalten und auszubreiten suchen, völlig entlarvt, so, daß dadurch alle Geisterbanner, Gespensterseher, Wahrsager, Zeichendeuter, Hexen, Geisterbeschwörer, Zauberer, Amuletenkrämer, und wie dergleichen Leute sonst heißen, längst bei allen vernünftigen Menschen zum öffentlichen Gelächter und Gespötte geworden sind. Arglist und vielleicht Pfaffentrug haben sich aber bisher freilich noch weder durch Spott, noch durch gründliche Beleuchtung der Sache selbst abhalten lassen,

sol-

solche Betrügereien fortzuspielen, und einfältige leichtgläubige Menschen am Narrenseile herum zu führen, indem sogar die gegenwärtige Generazion unsers philosophischen Leipzigs noch oft und viel von jenem berüchtigten Betrüger zu sprechen weiß, welcher in seinen geheimen Zirkeln durch Messelesen und andere Ceremonien, die in der katholischen Kirche üblich sind, bald abgerichtete Menschen, die mit ihm im engsten Bündnisse lebten, als Gespenster herbei rief, bald in Rauchwolken optische Bilder als Geister aufsteigen ließ, und auf solche Weise nicht nur Thoren und Kinder, sondern auch Vornehme und Männer, die diese Bilder und Menschen wirklich für Gespenster hielten, durch seine aufs feinste ausgesonnenen Täuschungen gar grausam hinterging, ja sogar noch obendrein selbst gegen seine Vertrauten oft genug darüber lachte, daß die Menschen so einfältig waren, und jene Täuschungen nicht gewahr wurden. Doch auch diese Betrügereien wurden endlich aufgedeckt, und ihr Urheber nahm bekanntlich dadurch ein trauriges Ende, daß er bei seinen Obern, die ihn gesandt hatten, keine Unterstützung mehr fand, und sich daher im Rosenthale selbst erschoß.

So geht es aber gewöhnlich mit allen sogenannten Geisterbannereien: sie nehmen alle entweder ein lächerliches oder tragisches Ende, und eben darum kann es keinem vernünftigen Manne je einfallen, auf sie die höchstwichtige Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gründen zu wollen.

Auf einen solchen losen Grund möchte ich, sagte Karl, meinen Glauben an ein Leben nach dem Tode des Leibes freilich auch nicht bauen. Aber läßt sich denn, fragte er, die Unsterblichkeit unserer Seele durch die bloße menschliche Vernunft in der That hinlänglich beweisen?

Ja, so weit wir, versezte Philalethes, hiezu eines philosophischen Beweises bedürfen, und jenem guten Gefühl unserer Herzen, welches uns von dieser Unsterblichkeit innig und lebhaft genug überzeugt, nicht allein trauen wollen. Man hat verschiedene gute Schriften, worin der Beweis dieses wichtigen Satzes bloß philosophisch geführet wird, und Ihr werdet zum Beispiel einst Mendelsohns Phädon oder dergleichen vielleicht mit Befriedigung hierüber nachlesen. Aber auch diejenigen physikalischen Lehren, mit welchen wir uns in den verwichenen Jahren bereits unterhalten haben, können Euch

dabei zum Leitfaden dienen, und vieles Licht geben, wenn Ihr sie gehörig dazu anwendet. Wir haben nämlich oft eingesehen, daß das Weltall nothwendig aus zweierlei Wesen bestehe, aus wirkenden und leidenden, oder aus Kräften und Materien, wie auch, daß alle Materien an sich tod sind, und ihre Gestallt sowohl, als andere Eigenschaften, bloß von Kräften erhalten, die dann durch sie auf unsere Sinnesorgane wirken, und in ihrem Wesen nicht zerstörbar und nicht vergänglich, sondern stets wirksam sind. Mithin wird auch der menschliche Körper von einer Kraft belebt und regiert, welche den Namen der Seele führt, und von der Materie des Körpers ganz verschieden, folglich wie jede Kraft, stets wirksam, das heißt, unsterblich ist. Freilich sehen und hören wir das Wesen derselben nicht. Allein das Wesen der Materien und Körper sehen und empfinden wir auch nicht, sondern nehmen nur Erscheinungen an ihnen wahr, die bloß von den Kräften, die durch sie auf uns wirken, keinesweges aber von ihnen selbst herrühren. Solche Wirkungen oder Erscheinungen bemerken wir aber an unsern Seelen ebenfalls, daher wir sie wenigstens eben so gut, wo nicht noch besser, als die Materien und Körper selbst kennen. Nur ist hiebei zu be-

klagen, daß die meisten Naturforscher auf diesen wesentlichen Unterschied, welcher zwischen Materien und Kräften ganz nothwendig Statt finden muß, leider zu wenig oder fast gar nicht achten. Denn allenthalben, wo sie eine besondere Naturwirkung wahrnehmen, da ersinnen sie auch eine besondere unsichtbare feine Materie, die nach ihrer Meinung die Ursache dieser Wirkung seyn soll, gleichsam, als ob Kräfte, welche verschiedentlich wirken, in einer und eben derselben Materie nicht verschiedene Wirkungen hervorzubringen fähig wären. Wenn sie durch solche angenommene feine Materien die Naturphänomene, die dadurch erklärt werden sollen, wirklich erklären könnten: so wäre freilich an diesem Verfahren wenig oder nichts zu tadeln. Aber gewöhnlich erklären sie auch dieselben damit gar nicht, sondern schieben nur die Erklärung ins Dunkele hin, wo man den Irthum nicht leicht wahrnehmen kann. Wenn sie zum Beispiele, wie ich schon einmal bemerkt habe, fast alle behaupten, daß kein Körper heiß werden könne, wenn keine besondere feine Materie, die in ihrer Sprache den Namen der Hitze führt, in denselben eindringt, und in ihm wirksam wird: so fragt sichs nun, wodurch denn diese fremde feine Materie selbst bald heiß, bald kalt sich zeigt?

Muß man da nicht zugeben, daß dieselbe aus einer unbekannten oder immateriellen Ursache diese Veränderung zeige? Und wenn solche Veränderungen in dergleichen ersonnenen feinen Materien doch zulezt aus immateriellen oder unsichtbaren und unfühlbaren Ursachen, die wir Kräfte nennen, bewirkt werden: warum können denn die Kräfte, als immaterielle Wesen, jene Veränderungen in den gröbern Materien, die keinesweges ersonnen, sondern allen Menschen sichtbar oder fühlbar sind, nicht auch bewirken?

Man pflegt aber diejenige irrige Meinung, nach welcher alle Veränderungen in der Welt, mithin auch in dem Menschen, bloß aus den Eigenschaften der Materien und Körper entspringen, und nach welcher gar keine geistigen Kräfte in uns existiren, den Materialismus zu nennen, da hingegen diejenige Meinung den Namen des Dualismus führet, nach welcher die Welt, und folglich auch der Mensch, aus Geist oder Kraft, und Materie oder Körper zugleich bestehet. Und hieraus gehet klar hervor, daß die meisten Naturforscher heut zu Tage mehr dem Materialismus als dem Dualismus in die Hand arbeiten, welches ich nicht billigen kann,

und aus diesem Grunde hiemit Karln sehr ernsthaft auffodere, künftig die Schriften der Naturforscher, die alle Naturbegebenheiten aus ersonnenen feinen Materien erklären wollen, recht mit Bedacht zu lesen und gründlich zu prüfen, damit er dieser Klippe künftig ausweichen kann, an welcher zu scheitern es jezt fast allenthalben die Mode mit sich bringt.

Aus diesen Erläuterungen des Gespensterwahnes, versezte Amalie, nehme ich nun freilich wohl so viel ab, daß kein Gespenst unsern körperlichen Sinnesorganen wirklich erscheinen kann, wie auch, daß ein unmittelbarer Einfluß fremder Geister auf unsere Seelen unwahrscheinlich ist, und keineswegs Anlaß zu der fast allgemeinen Sage von Geistererscheinungen gegeben hat. Aber läßt sich denn gar keine allgemeine Ursache angeben, welche im Stande gewesen ist, jenen sonderbaren Wahn über die Welt zu verbreiten?

Durch ein bloßes Ohngefähr, fuhr Philalethes fort, kann sich diese Volksmeinung freilich nicht wohl der Gemüther aller Nationen bemächtigt haben, sondern es muß zweifelsohne eine allgemeine Ursache, die in uns allen liegt, hiezu vorhanden seyn. Diese ist aber höchst

wahrscheinlich nichts weiter, als die unermüdete Wirksamkeit unserer Seele selbst, welche, wie schon Amalie bereits angemerkt hat, uns oft ungemein laut zuruft, und Sachen bekannt macht, welche gar nicht in unsere gleichzeitige Gedankenreihe passen, oder woran wir auch wohl vorher noch nie gedacht haben. Die alten Juden pflegten diesen wunderbaren Ruf ehemals die Stimme vom Himmel zu nennen. Bei den Griechen hingegen hieß er die Stimme der Dämonen, indem die Römer ihn den sogenannten Geniussen zueigneten. Dichter nennen ihn zuweilen das Wetterleuchten des Verstandes oder der Seele, so, wie die Moralisten ihm den Namen der Stimme des Gewissens beilegen, und so ferner. Allein alle diese Benennungen sind ebenfalls nur in allegorischem Sinne zu nehmen, weil weder Himmel, noch Dämonen, weder Seelen, noch Gewissen in eigentlichem Verstande ordentlich reden, vielweniger wetterleuchten können, wie Ihr mir leicht einräumen werdet. Hieraus ist aber auch zugleich klar, daß diese sonderbare Wirkung unserer Seele sich eben so wenig, als ihre übrige Einwirkung auf den Körper erklären läßt. Wenn wir uns erkühnen, die Art und Weise zu erforschen, nach welcher die Seele aus den sinnlichen Empfindungen

gen allgemeine Begriffe abstrahirt, und sodann diesen Begriffen gemäß wieder die Sinnesorgane regirt, oder auch, wodurch sie uns oft so laut zuruft und vor bevorstehenden Gefahren, die wir noch nicht kennen, bald mehr bald minder deutlich warnt: so finden wir allenthalben nichts, ohngeachtet hier auch gewiß alles ganz natürlich zugehet. Hieraus kann aber mehr nicht folgen, als daß wir den gütigen Schöpfer für dieß göttliche Merkmal seines Bildes, welches er unsern Seelen so unauslöschlich tief eingeprägt hat, herzlich danken, und uns immerdar bemühen sollen, durch Güte und Liebe, die wir allen belebten Wesen zu erzeigen verbunden sind, ihm immer mehr und mehr ähnlich zu werden.

Wie jedoch aus angeführter unerklärbaren Eigenschaft unserer Seele allerlei seltsame Meinungen von Gespenstern und Begeisterungen entstanden seyn können, das mag aus dem Folgenden deutlicher erhellen.

Menschen, die mit einer sehr feurigen Einbildungskraft begabt sind, und gedachte Stimme ihrer eigenen Herzen zuweilen hören, stellen sich gewöhnlich ein anderes menschliches Wesen dabei vor, welches, ihrer Meinung nach, dieselbe hervorbringt, ja diese Vorstellung kann

zuwei-

zuweilen so lebhaft werden, daß es ihnen wirklich scheinen muß, als ob Jemand vor ihnen stehe, den sie sehen und hören. Geschiehet nun dieses bei nächtlicher Stille und verschlossenen Thüren, wo sonst kein Mensch zugegen ist: so werden sie in der Meinung, daß ihnen ein Geist erscheine, noch desto mehr bestärkt. Auf solche Weise mögen also wohl die meisten Gespenstermärchen entstanden seyn, welche daher auch gar nichts abschreckendes und übernatürliches enthalten, zumal wenn man von ihnen noch dasjenige abziehet, was Arglist und Aberglaube theils mit Fleiß, theils aus Uebereilung und Einfalt, noch im eigentlichen Sinne hinzu gelogen haben.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es ohnfehlbar auch mit jenen sogenannten Begeisterungen, deren sich noch in unsern Tagen verschiedene kleine Religionspartheien und andere geheime Verbindungen oder Sekten rühmen. Sie haben nämlich in ihren Versammlungen den Gebrauch, daß Jeder von ihnen auftreten und eine Lehre vortragen darf, ohne daß er von dieser Lehre vorher selbst erst etwas gelernt, oder sich darauf ordentlich vorbereitet hat, wie etwa andere Lehrer, deren Vortrag den gewünschten

Nutzen stiften soll. Da ist nun aber leicht zu erachten, daß dergleichen Lehren gewöhnlich sehr viel Thorheit und Unsinn enthalten müssen. Aber voller lebhafter Phantasie und Feuer sind sie dennoch oft, weil sich die Redner der angeflammten unordentlichen Wirksamkeit ihrer Seelen gänzlich überlassen, indem sie alles dasjenige sagen, was ihnen ihre überspannte Phantasie lehret. Und eben daher kömmt es denn auch, daß ihre Worte öfters tief in die Herzen ihrer eben so phantasiereichen Hörer eindringen. In dieser Lehre ist Geist und Leben, sagen diese alsdann, und glauben, ein besonderer Geist rede aus ihren Lehrern, indem sie dafür halten, daß wirklich ein solcher noch jezt eben so ausgegossen werde, wie er, nach ihrer Meinung, einst über die Apostel ausgegossen worden ist, um diesen die Wahrheit zu verkündigen. Aber diese lieben Leute mögen freilich nicht wissen, daß der gütige Schöpfer diesen Geist, welcher uns in alle Wahrheit leitet, schon von Anbeginn unter dem Namen der Vernunft über die Menschen ausgegossen hat, nur daß er gewöhnlich gleichsam schläft, und zuweilen einer Veranlassung zum Erwachen bedarf.

Auch weiß man aus zuverläßigen Erfahrungen, daß harmonische Seelen, das heißt solche, die

die nach einerlei Grundsätzen denken und empfinden, durch ihre dunkeln Gefühle und mystischen Worte und Geberden selbst oft ungemein heftig auf einander wirken, ob man gleich nicht begreiffen kann, wie dieses zugehet. Man hat Beispiele, daß ganz vernünftige Menschen in Gesellschaft eines Verrükten zugleich mit verrükt geworden sind. Ja, die edelsten und besten Gemüther schlagen zuweilen plötzlich um, und finden Lust an den entsetzlichsten Verbrechen, wenn sie in einen genauen Umgang mit Bösewichtern gerathen, so, wie diese oft plötzlich in ihrem Gewissen erwachen, und vom Bösen zum Guten zurücke kehren, wenn irgend eine Veranlassung sie einmal in den Zirkel der Tugendhaften und Weisen führt. Ueberdieses ist auch bekannt genug, daß fast jeder Orden, und jede geheime Gesellschaft, von einem sogenannten besondern Geiste regiert wird, welchen man den esprit du corps nennt, und welcher wahrscheinlich ebenfalls aus dem wechselseitigen Einflusse, den die Gemüther der eifrigen Mitglieder eines dergleichen Bundes auf einander haben, herzuleiten ist.

Sind nun dergleichen Menschen, die ein solcher Geist recht enge verbindet, oder die in Rücksicht auf Religions- und andere Geheim-

nisse durchaus einerlei Meinung hegen, einmüthig versammlet: so werden die Kräfte ihrer Seelen zuweilen dergestallt gespannt und aufgeregt, daß ihre lebhaften Gefühle, womit sie entweder die Gottheit verehren, oder die hohe Würde ihrer Geheimnisse preißen, sich einander wechselseitig mittheilen, verstärken und erhöhen. Vermöge dieses wechselseitigen Dranges, und vermittelst gedachter Spannung ihrer Seelenkräfte werden sie dann alle gleichsam wie von Feuerflammen durchglühet, oder wie von einem gemeinschaftlichen Geiste dahin gerissen, um auf eine sonderbare Weise außer sich zu wirken, und in sogenannter heiliger Begeisterung zu reden. Nun geräth ihre erhitzte Phantasie nothwendig in Verwirrung, und legt ihnen Worte in den Mund, Töne in die Ohren, und Bilder in die Augen, die theils gar keinen Sinn geben, theils nur ihnen allein hörbar und sichtbar sind. Gebete, Gesänge, Reden und Handlungen fallen dann alle, wie leicht zu erachten, gar sonderbar aus. Der eine singt Hymnen, die er selbst nicht verstehet, der andere bringt Worte vor, die zu gar keiner Sprache gehören, der dritte siehet Geister über der Versammlung schweben, der vierte wird Feuerflammen gewahr, die durch den Saal hin und her fahren, der fünfte hö-

ret einen wunderbaren Wind saußen, und so weiter.

Wollten wir nun annehmen, daß dergleichen ungewöhnliche und sonderbare Begebenheiten durch besondere fremde Geister bewirkt würden: so müßten wir von dem ideenschaffenden Vermögen und von den gegenseitigen Einwirkungen unserer eigenen Seelen gar nichts wissen.

Solche seelige Empfindungen, mit welchen zuweilen auch die Seelen guter Menschen gleichsam in die Gottheit hinnüber sinken, und aus dem Leibe, so zu sagen, entzückt werden, haben aber freilich auch Gott selbst zum Urheber, wiewohl nur in sofern, als alles Gute, das in uns liegt, ursprünglich von ihm gekommen ist, und in dieser Hinsicht kann man diejenigen keineswegs tadeln, die öfters Gelegenheit zur Aufregung solcher seeligen Gefühle suchen, besonders wenn sie dieselben durch die Vernunft in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Aber es ist nur zu bedauern, daß dergleichen dunkele und mystische Aufregungen der Seelenkräfte auf dieser Welt sich äußerst selten in ihren Schranken erhalten lassen, folglich im Ganzen genommen hier weit mehr Böses als Gutes hervorbringen, und zwar bloß darum, weil dann diese aufge-

regten Kräfte nicht mehr durch die ruhige Vernunft beherrscht werden, die doch nur allein beurtheilen kann, was gut oder böse, was nützlich oder schädlich ist.

Höchstwahrscheinlich besizt unsere Seele diese Kräfte, nicht um in diesem Leben, sondern erst in dem zukünftigen, richtigen Gebrauch davon zu machen; denn die gegenwärtige sinnliche Welt ist gewiß unsere wahre Heimath nicht. Wir sind hier vielmehr gleichsam auf Reisen begriffen, um unsere Kenntnisse zu erweitern, und in den großen bewundernswürdigen Werken, die wir in dieser Körperwelt finden, den Meister derselben desto näher zu erkennen, und uns desto leichter nach seiner Güte und Weisheit bilden zu lernen. Als reisende Fremdlinge handeln wir aber thörig, wenn wir uns den Gesetzen und Sitten des fremden Landes, wo wir uns aufhalten, geradehin entziehen, oder nach den mißverstandenen Gesetzen und Gewohnheiten unsers Vaterslandes handeln wollen, welches wir in unserer zartesten Kindheit verlassen haben, folglich von seinen Sitten und Gebräuchen selbst gleichsam nur noch träumen.

Also, in diesem fremden Lande, das heißt, in dieser Sinnenwelt, giebt es weiter keine Gründe, worauf wir die Regeln unsers Verhaltens

mit

mit vollkommener Sicherheit bauen können, als die sinnlichen Empfindungen, welche aber die Vernunft ordnen muß, um allgemeine Begriffe daraus zu abstrahiren und gedachte Regeln davon abzuleiten.

Wo daher die Menschen hier auf Wegen wandeln, die von dem Lichte der Vernunft erleuchtet werden, das heißt, wo sie nur nach deutlichen und klaren Verstandesbegriffen, die sie und ihre Lehrer durch die sinnlichen Empfindungen erlangt haben, in ihrem Betragen sich richten: da gehet alles ganz natürlich zu; da lassen sich in der Erkenntniß der Wahrheit und des Guten große Fortschritte machen; da kann man weise werden; da lebt alles ordentlich, glücklich und froh; da bestreben sich alle Menschen, immer noch besser, noch verständiger, noch liebevoller, tugendhafter und glücklicher zu werden. Wo sich aber die Menschen jenen überspannten dunkeln Gefühlen der Seele zu sehr überlassen, und öfters Gelegenheit suchen, sie aufzuregen, oder damit auf andere zu wirken: da fällt man aus einem Aberglauben in den andern; da verbrennt man die betagten Weiber als Hexen ganz unbarmherzig; da glaubt man, daß die jungen Weiber als Hexen in der Walpurgisnacht auf Besenstielen zum Tanz auf den

Blocksberg durch die Luft reiten; da lehrt man, daß Gott in einen Körper verwandelt und gegessen werden könne; da behauptet man, daß unfruchtbare Frauen durch die bloße Berührung der Mütze eines verstorbenen Heiligen fruchtbar werden; da läßt man weise und schwarze Gespenster von unzähliger Art auf allen Todenäckern, in allen Kirchen, Schlössern und Wäldern erscheinen; da giebt es Hexenmeister, Geisterbanner, Wahrsager und unzählige Gattungen anderer Betrüger, die durch ihre Arglist und Heuchelei schwache Brüder und Schwestern verführen, die dadurch oft in unabsehbares Elend gerathen.

Solchergestallt stiften die Menschen, die jene sonderbaren dunkeln Gefühle der Seele der Herrschaft ihrer Vernunft nicht unterwerfen, oder sich durch dieselben auch wohl gar über ihre Brüder und Schwestern arglistig zu erheben trachten, lauter Unheil in der Welt, die sie dadurch gleichsam zu einem Schlaraffenlande, zu einer Feenwelt zu machen suchen, wo uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen sollen, wenn uns der Hunger plagt, und wo es Wein vom Himmel regnen soll, wenn wir durstig sind, da im Gegentheile diejenigen Menschen, welche alle Ausbrüche der dunkeln Gefühle der

Seele durch die Vernunft bezähmen und leiten, lauter Gutes in der Welt bewirken.

Von diesen guten Wirkungen der menschlichen Seelenkräfte wollen wir uns aber erst nächstens ausführlicher unterhalten, sezte Philalethes hinzu, indem er für dieses mal seine jungen Freunde von sich ließ.

Zweite Unterhaltung.

Kultur des Menschen.

Der menschliche Geist, begann Philalethes am folgenden Tage aufs neue, zeigt sich nicht bloß in Erdichtung allerlei sonderbarer überirdischer Geheimnisse, welche dem schlichten Menschensinne ganz unerreichbar sind, folglich im Ganzen genommen mehr Schaden als Nutzen stiften, sondern auch in Erfindung und Ausbildung irdischer Künste und Wissenschaften, überaus wirksam. Aus ihm sind in der Staatskunst, Meßkunst, Naturlehre, Heilkunde, Scheidekunst, Tonkunst und in den bildenden sowohl, als allen andern guten Künsten und Wissenschaften unzählbare nützliche Sachen, die

uns Nahrung, Kleider, Gesundheit, Sicherheit, Bequemlichkeit und Vergnügen gewähren, erzeugt und an das Tagelicht gebracht worden. Denn woher sollten Künste und Wissenschaften sonst ihren Ursprung haben, als aus dem Geiste der Menschen, der stets wirksam und allenthalben thätig ist? Wenn er durch göttliche Veranlassung mancherlei übernatürliche oder sogenannte himmlische Geheimnisse hat erfinden können, welche die Grundlagen der so sehr verschiedenen Religionen auf Erden ausmachen: so muß er durch irdische Veranlassungen unläugbar noch weit eher irdische Künste und Wissenschaften haben erfinden können, woraus aber doch zugleich auch leicht abzunehmen, daß Gott selbst im Grunde ebenfalls der eigentliche Urheber derselben sey, indem er sich des Verstandes der Menschen, der ohnehin sein eigenes Werk ist, gleichsam nur als eines Mittels dazu bedient hat, und noch bedient. Im hohen Alterthume pflegte man zwar die Erfinder des Feuers, des Brodes, des Weins, des Pflugs, des Wagens, der Waffen, des Alphabeths, und anderer nützlichen Sachen, für ganz außerordentliche Menschen zu halten, die mit Göttern in einem geheimen Bündnisse ständen, ja man pflegte sie sogar selbst als wohlthätige Gottheiten anzusehen und zu verehren: aber

dieses

dieses geschah auch nur bei ganz unwissenden Völkern, die noch keine Gelegenheit gehabt hatten, ihren Verstand gehörig zu bilden, und einzusehen, daß der gütige Schöpfer das Vermögen, etwas Gutes zu erfinden, in den menschlichen Geist selbst gelegt habe. Die neuern Erfindungen werden daher auch nur den Menschen zugeschrieben. Denn wer wollte wohl die Erfindungen der Magnetnadel, der Uhren, des Telegraphen, der Buchdruckerkunst, der Blitzableiter, der Luftpumpe, des Barometers, der Vergrößerungsgläser, und so weiter, für unmittelbare göttliche Offenbahrungen, oder die Erfinder dieser Sachen selbst für Götter ausgeben?

Allerdings wird zwar der Mensch insgemein durch zufällige Begebenheiten auf die Spuhr geleitet, worauf er zu neuen Erkenntnissen nützlicher Sachen gelangt. Aber daraus folgt keinesweges, daß er sich dabei gänzlich leidend verhalte, und wie auf einem Strome, ohne eigene Müh, zu solchen Erfindungen hingerissen werde. Vielmehr schöpft er sie oft aus dem Grunde seiner Seele selbst. Aus den Begriffen, die sich durch die sinnlichen Empfindungen in seinem Verstande bilden, ziehet er nämlich Vernunftschlüsse, und

erhebt sich eben dadurch über alle andere belebte Wesen auf Erden, die bekanntlich keinen vernünftigen Schluß zu machen, viel weniger etwas zu erfinden vermögen, ohngeachtet sich ihnen die Veranlassungen dazu oft genug darbieten. Als unsere Vorfahren im höchsten Alterthume sich etwa Hütten bauen und mit scharfen Steinen dürre Bäume zersägen wollten: da nahmen sie wahr, daß die Bäume sich davon entzündeten, und in Flammen geriethen, welche hoch aufloderten, das Holz verzehreten, und Hitze gaben. Man muß also, schlossen sie, Holz heftig reiben, wenn man verzehrende Flammen und Hitze haben will. Gedacht, gethan: und so war das Feuermachen erfunden, ohne welches kein Feuerstahl, keine Axt, kein Messer, keine gekochte Speise, keine guten Waffen, ja fast nichts von allem, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit erforderlich ist, hätte können erfunden werden. Freilich kann man gedachte Schlußfolge jener ältesten Menschen eben nicht für ein Produkt großer Geister halten: aber der Gebrauch der höchsten und vornehmsten Gabe, die uns zu Theil geworden ist, nämlich der Gebrauch der Vernunft, war dennoch unumgänglich dazu nöthig. Wenn die Ostin-

dienfahrer an den westlichen Küsten von Afrika gelandet sind, und nun auf ihre Schiffe wieder zurückekehren: da kommen die Affen auch zusammen gelaufen, und setzen sich frohlockend um das Feuer herum, welches die Matrosen gewöhnlich nicht erst auslöschen, ehe sie abreisen. Aber dieses Vergnügen der Affen dauert auch nie länger, als das am Feuer zurückgelassene Holz noch brennt, weil noch keinem von ihnen eingefallen ist, neues nachzulegen, vielweniger das Feuer selbst aufs neue anzuzünden. Also handelt auch das klügste aller niedrigern Thiere, der Affe, bloß aus Instinkt, und ist nicht fähig, das geringste zu erfinden, ohngeachtet er oft Gelegenheit und Veranlassung dazu vor sich sehen mag; denn jener Vorzug ist nur dem Menschen vorbehalten, weil ihn der Herr der Welten eben dadurch über alle irdische Wesen hat erheben wollen.

Betrachtet man nun den Gang, welchen die menschliche Vernunft in Erfindung nützlicher Künste und Wissenschaften genommen hat, etwas aufmerksamer: so kann man sich über die wohlthätigen Wirkungen derselben gar nicht genug verwundern. Archimedes durfte nur, wie die Geschichte von ihm erzählet, wahrnehmen,

men, daß er sein Gewicht größtentheils verlohr, oder daß das Wasser seinen Körper empor hob, als er einst ins Bad stieg: und auf einmal entstand in seinem Verstande eine neue Wissenschaft, welche uns bis auf diesen Tag noch unzählig viele Vortheile gewähret, ich meine die Wissenschaft von dem Gleichgewicht flüssiger und fester Materien, oder die Hydrostatik, deren vornehmste Lehrsätze wir uns ehedem ausführlicher bekannt gemacht haben. Newton, den Ihr auch schon bei verschiedenen Gelegenheiten habt nennen gehöret, sah nur einen Apfel von einem hohen Baume fallen, unter welchem er lag, und sich seinen Gedanken überließ, als das große Licht, welches er fast über alle Wissenschaften verbreitet hat, sich wie der Blitz durch seine Seele ergoß. Die Ursache, die den Apfel mit beschleunigter Geschwindigkeit gegen den Erdboden treibt, bindet wohl auch den Mond an die Erde, die Planeten an die Sonne, und jede Sonne an die übrigen, dachte er: und so stellte sich die Natur des ganzen Weltgebäudes auf einmal seinem Verstande dar. Guttenberg und Fust wußten bloß, daß man mit geschnittenen Stämpeln allerlei rothe und schwarze Figuren auf Papier drucken konnte, als durch sie die Buchdruckerkunst ihr

Daseyn erhielt. Vielen Menschen, vorzüglich aber Dichtern und Philosophen, fahren auch ohne merkliche Veranlassung zuweilen ganze Reihen neuer Ideen durch die Seele, und stellen sich ihnen auf einmal als Grundzüge herrlicher Bilder und neuer Lehren dar, die sie dann sogleich erhaschen, und weiter ausbilden, denn sonst verschwinden sie plötzlich wieder. Wahrscheinlich entdeckte Kepler auf diese Weise die Gesetze der Bewegung der Wandelsterne, Dörfel, ein Landgeistlicher in Sachsen, den Lauf der Kometen, Leibnitz den Weg zur Erfindung einer Menge mathematischer Lehren, Kant seine Grundlehren der neuern Philosophie, und so weiter.

Demnach ist die Vernunft allerdings ein sehr erhabenes wohlthätiges Licht, welches aber freilich nicht bei allen Menschen die Finsterniß ihrer niedrigen thierischen Begierden überwältigen kann, indem leider bei weitem nicht alle dabei zur Tugend und Weisheit gelangen, sondern oft auch in Thorheit und Laster verfallen, je nachdem sie unter diesen oder jenen Glücksumständen gebohren und erzogen werden, das heißt, je nachdem sie sich gewöhnen, die niedrigern Seelenkräfte entweder der

Vernunft allein zu unterwerfen, oder sie dieser obersten Richterin bald mehr bald weniger zu entziehen. Aber gänzlich entziehen können sich die Menschen der Herrschaft ihrer Vernunft glücklicherweise dennoch nicht, weil sie sonst bloß unvernünftige Thiere wären, und weil dann gar keine Kultur, geschweige Aufklärung, bei irgend einem Volke auf Erden hätte Statt finden können.

Muß man denn, fragte Karl, zwischen Kultur und Aufklärung einen Unterschied machen?

Ja wohl, versezte Philalethes. Denn die Kultur beziehet sich nur auf die äußerliche Wohlfarth, oder höchstens auf die Sitten und Gewohnheiten der Menschen, da im Gegentheile die Aufklärung nur auf die Bildung des Geistes derselben paßt. Von einem Volke, bei welchem Ackerbau und Viehzucht, wie auch allerlei Manufakturarbeit und Handlung florirt, und wo man zugleich Wohlgefallen an schönen Künsten, mithin auch Politur und Milde in den Sitten zeigt, folglich ein vergnügtes Leben führet, von einem solchen Volke sagt man, daß es Kultur habe. Findet man aber bei einem Volke richtige

und

und scharfe Beurtheilung alles dessen, was wahr oder falsch, weise oder thörigt, nützlich oder schädlich ist, oder findet man, daß es, von Vorurtheilen frei, über sein Verhältniß zu Gott und dessen Werken gründlich philosophirt, folglich zur Ausübung aller tugendhaften Handlungen gebildet ist: so behauptet man, daß Aufklärung bei demselben herrsche. Also kann bei einem Volke viel Kultur herrschen, ohne daß es darum aufgeklärt seyn muß. Aufklärung hingegen kann ohne einen merklichen Grad von vorhergegangener Kultur nicht erlangt werden. Denn die Menschen können ohne Bequemlichkeit und ohne vergnügte Seelenruhe, welches die Früchte der Kultur sind, keinesweges über ihre wahre Bestimmung und über ihr eigentliches Verhältniß zu dieser Welt und andern Wesen gehörig nachdenken, folglich ihren Verstand nicht aufklären. Man kann daher auch sagen, daß die Aufklärung gleichsam die Tochter der Kultur sey. Aber gleichwie die Tochter einer gar zu reichen Mutter gewöhnlich zu sehr verzärtelt und verzogen wird, folglich die irdische oder körperliche Bestimmung ihres Geschlechts verfehlt, als welche bloß in Erzeugung gesunder Kinder, und in der körperlichen Erziehung derselben, wie nicht weniger in der geschickten Führung

des weiblichen Antheils der Haushaltung bestehet. eben so taugt auch die Tochter einer gar zu hoch getriebenen Kultur gewöhnlich nichts, und verdient sogar oft nicht einmal den ehrenvollen Namen der Aufklärung, sondern wird vielmehr Luxus, Ueppigkeit, Sittenverderbniß, und überhaupt ein Inbegriff von Lastern aller Art genannt, woraus denn leicht abzunehmen, daß auch nur eine gemäßigte Kultur, welche weder Armuth zuläßt, noch gar zu viel Reichthum hervorbringt, jene goldene Mittelstraße sey, auf welcher die Völker am sichersten zur Aufklärung gelangen können. Leider hat auch bis auf den heutigen Tag noch nirgends ein ganzes Volk wahre Aufklärung erlangt. Von einzelnen Menschen hingegen läßt sich dieses wohl behaupten; denn es hat unter vielen Völkern von je her tugendhafte und weise Menschen gegeben, so wie es deren heute noch giebt.

Kultur der Menschen nimmt aber ihren Ursprung aus der Kultur der Erde selbst, wie ich ich sogleich ausführlicher zeigen will.

Ohne den Menschen wäre diese schöne Erde nichts weiter, als eine wüste Einöde, wo bloß

Raub-

Raubthiere wohnen und einander fressen würden. Denn er ist gleichsam ein zweiter Schöpfer der Natur, und solches dadurch, daß Gott ihm den Trieb in sein Herz gelegt hat, nicht nur sein eigenes Leben, so lange als möglich, zu fristen, sondern auch mit Seinesgleichen in Gesellschaft zu leben, seine Vernunft zu gebrauchen, Liebe zu den Seinigen zu empfinden, und sich mit seiner Familie vor übeler Witterung und Mangel zu verwahren, oder auch wohl bequem und vergnügt mit ihr leben zu können. Daher verschönert sein Fleiß die Oberfläche der Erde, und seine Hände, die zu allen Arbeiten geschickt sind, verwandeln unfruchtbare Gegenden in Paradiese, schaffen aus Einöden volkreiche Länder, aus häßlichen Morästen anmuthige Wiesen, aus sandigen Hügeln fruchtbare Felder, aus kleinen Bächen und Sümpfen schiffbare Kanäle, aus wilden Thieren zahme Heerden, die ihm Speise und Kleider gewähren, und so weiter. Wenn wir die Obstbäume nicht pfropfen oder inokuliren, die Aecker nicht pflügen oder düngen, das Vieh nicht gehörig pflegen, und in die Weinberge keine Winzer senden wollten: so würden wir statt süssen Obstes nur Holzäpfel erzielen, auf unsern Feldern nichts als Trespen ärndten, von

unsern Heerden weder Milch noch Wolle erhalten, und von unsern Weinbergen keine süssen Trauben, sondern Heerlinge lesen.

Hätten also unsere Vorfahren das Vaterland nicht schon seit vielen Jahrhunderten her nach und nach kultivirt: so dürften etwa nur Buchäckern, Eicheln, wilde Kräuter, und Heidelbeeren bei uns wachsen.

Roggen und Waizen wuchs ehemals nur im südlichen Asien, und ward nur durch Menschenhände in die nördlichen Länder verpflanzt. So wurden auch die Weinreben zuerst von den Griechen aus den Morgenländern geholet, und kamen von ihnen hernach zu den Römern, Galliern, Spaniern, Germaniern und andern Völkern, die sie nur in ganz neuern Zeiten auch nach Madeira und nach dem Vorgebürge der guten Hofnung verpflanzt haben. Gleicherweise sind auch die Olivenbäume in der Provence und andern dort herum liegenden Ländern keinesweges einheimisch, sondern man hat sie anfänglich aus Afrika herüber geholet. Denn fast jede Gattung von guten Gewächsen hat ihr eigenes Vaterland, wo sie recht einheimisch ist, und wild wächset. Aber die Menschen haben deren viele in fremde Gegenden gebracht, wo sie allemal eine gewisse Kultur erfor-

fordern. Die Römer erhielten ihre ersten Cichorien und Zwiebeln aus Aegypten, die Rüben und Möhren aus Griechenland, den Kohl aus Sicilien, den Kümmel und Pastinak aus Karien, die Melonen aus Lacedämon, die Feigen aus Syrien, die Zitronen aus Medien, die Pfirsichen und Wallnüsse aus Persien, die Mispeln und Quitten aus Kandia, die Kastanien aus Sardinien, die Lorbeern aus Delphos, die Granatäpfel aus der Gegend von Karthago, die Birnen und Aepfel aus Epirus, die Pflaumen aus Armenien, die Damascenen, Kirschen und Mandeln aus Kleinasien, und so ferner. Von den Römern sind alle diese Gewächse auch in unsere Gärten und auf unsere Aecker gekommen, vorher aber nie in Deutschland, vielweniger in andern noch nördlichern Ländern gewachsen. Auch kannte man die Maulbeerbäume und Seidenraupen vor etwa zwei Jahrtausenden weiter noch nirgends, als in dem sinesischen Reiche; denn die Persier waren unter allen andern Völkern die ersten, die sie damals von dort her holten, und in ihr eigenes Reich verpflanzten. Nach Griechenland wurden sie vor etwa zwölf hundert Jahren gebracht. Hernach kamen sie nach Italien, und aus diesem Lande in diesem Jahrhunderte auch in das

Markgrafthum Meißen, nach der Lausiz, in die Mark Brandenburg, und in andere deutsche Provinzen, die kein gar zu strenges Klima haben. Zucker war ehemals ebenfalls eine sehr kostbare Sache, weil das Rohr, woraus er gepreßt wird, nur in Ostindien wuchs. Izt hat man es auch nach Sicilien und Spanien, vorzüglich aber nach Westindien verpflanzt, wo sich nun viele tausend arme Neger mit seiner Kultur beschäftigen, um ihre Herren damit reich zu machen, und uns unsere Speisen und Getränke zu versüssen. Honig vertrat ehemals in Europa die Stelle des Zuckers: aber jezt würde derselbe nicht mehr ausreichen, weil sich die Menschen bereits an zu viel Süssigkeit in ihren Bedürfnissen gewöhnt haben. Von der Kultur, die der Erdboden durch die Verpflanzung der Kaffebäume erhalten hat, will ich gar nichts erwähnen, da er, wenn man ihn noch lange so häufig, wie jezt, gebrauchen wird, unserm Vaterlande offenbar zum Nachtheil gereichen muß. Denn sein übertriebener Genuß verursacht nicht nur Nervenschwäche, sondern tödtet auch den Appetit zu trinken, und ist mithin die Ursache, daß mancher Bauer seinen Acker, worauf er Gerste zu Bier erzielen würde, wenn der Kaffee dieses nicht schon zu sehr verdrängt

hätte,

hätte, oft gar nicht mehr gehörig benutzen kann. Dadurch, und von vielen andern Lasten gedrückt, wird am Ende mancher Landmann von seinem Gute vertrieben, und muß nach Amerika auswandern, wie denn wirklich schon viele aus einigen deutschen Provinzen dahin gezogen sind. Fast für eben so entbehrlich, wie den Kaffee, kann man auch den Tabak achten. Vor einigen Jahrhunderten wußte die ganze bekannte Welt noch nichts von ihm, weil er nur auf einigen westindischen Inseln wuchs. Jezt bauet man ihn aber auch in allen sandigen Gegenden des deutschen Vaterlandes, daher er dasselbe zwar freilich nicht arm, aber auch nicht reich machen wird, besonders da er kein wahres Bedürfniß der Menschen zu seyn scheint. Weit klüger und wohlthätiger handelten diejenigen, welche Kartoffeln und Erdrüben und andere Arten von Gewächsen, die uns zur Speise, oder unserm Viehe zu einem nahrhaften Futter dienen, aus verschiedenen amerikanischen Provinzen in unsere Gärten und auf unsere Aecker verpflanzten. Mit den Rindern, Schaafen, Schweinen, Gänsen, Hühnern, Enten und andern Vieharten ist es ohnfehlbar eben so, wie mit vielen Gewächsen, hergegangen. Sie lebten anfänglich zweifelsohne ebenfalls nur in

zelnen Gegenden wild, und wurden bloß nach und nach, entweder von Menschen, oder durch freiwillige Wanderungen, wie man an den wilden Gänsen wahrnimmt, über den Erdboden weiter verbreitet und zahm gemacht, daher sie denn auch in kurzer Zeit wieder wild werden, wenn man sich ihrer nicht mehr annimmt, sondern sie fortlaufen oder davon fliegen läßt.

So haben die Menschen den Erdboden nach und nach kultivirt und verschönert, und so haben unsere Vorfahren das Vaterland, welches ehemals nur mit Wildnissen bedeckt, und nur mit Rennthieren, Wölfen und Bären angefüllt war, zu einem angenehmen Aufenthalte für dreyßig Millionen Menschen, und zu einem der schönsten und kultivirtesten Reiche auf Erden gemacht, und so hebt der menschliche Verstand auch andere armselige Länder aus ihrer Niedrigkeit empor, wiewohl es noch viele Völker giebt, welche noch auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur stehen, und bei welchen daher noch ganz abscheuliche Sitten und Gewohnheiten herrschen.

Aber von allem diesen Guten würde nichts geschehen, ja wir würden, troz unserer Vorzüge vor andern belebten Geschöpfen, mit unvernünftigen Thieren um die Wette leben,

wenn

wenn uns der gütige Schöpfer nicht mit dem Triebe zu dem geselligen Leben und nicht mit Liebe beseelt hätte; denn diese beiden Mittel sind es, wodurch unsere höhern Seelenkräfte, die ausserdem hier auf Erden immerdar stumpf und unwirksam bleiben würden, in die gehörige Thätigkeit gesezt werden.

Liebe ist nämlich die erste und edelste der Leidenschaften des Menschen, und bestehet in dem angebohrnen Verlangen, andere Menschen, deren Wohlfarth auf die unsrige großen Einfluß hat, glücklich zu sehen. Dieses lebhafte Verlangen treibt uns an, alles mit Freuden zu thun, was den geliebten Personen gefällig und angenehm ist, ja es wirkt zuweilen so heftig, daß man nicht nur alle seine irdischen Güter, sondern auch das Leben selbst mit den feurigsten Empfindungen des Vergnügens für sie dahin geben will. Also ist sie gleichsam die Quelle der menschlichen Glückseligkeit, indem sie nicht nur fast alle Tugenden erzeugt, sondern uns auch die seligsten Freuden, deren wir als vernünftige Wesen nur immer fähig sind, reichlich gewähret, besonders wenn wir diejenigen, die wir vorzüglich lieben, glücklich sehen und Gegenliebe finden.

Da aber diese wohlthätige Leidenschaft keinen Gegenstand finden würde, gegen welchen sie sich äußern könnte, wenn die Menschen einsam, wie die wilden Thiere, umher irreten und ausser aller Verbindung wären: so ist klar, daß die Erweckung des Triebes zu dem geselligen Leben, in welchem die Menschen ihren wechselseitigen Bedürfnissen mit gemeinsamen Kräften abhelfen, mithin weit glücklicher, als in dem sogenannten Stande der Natur oder Wildheit leben können, ebenfalls hauptsächlich ihr Werk ist.

Man verstehet aber unter dem geselligen Leben die Aufrechthaltung eines Bündnisses, nach welchem zahlreiche Familien, oder auch wohl ganze Völker überein gekommen sind, gewissen positiven Gesetzen zu gehorchen, welche jedem einzelnen Mitgliede des Bündnisses allen möglichen Schutz, und vollkommene Sicherheit seiner Person sowohl, als aller seiner wohlerworbenen Güter, gewähren, folglich die allgemeine Wohlfarth aller Mitglieder des Bündnisses, im Ganzen genommen, bezwecken, und aus diesem Grunde auch durch die gesammte Macht aller dieser Mitglieder in ihrer Wirksamkeit erhalten werden. Da nämlich die Herzen

der

der Menschen nicht bloß mit Liebe, sondern auch mit vorhin gedachtem Triebe, ihr Leben zu fristen, welchen man auch den Trieb der Selbsterhaltung nennt, beseelt sind, und überdieses der Trieb der Selbsterhaltung fast immer der stärkere ist: so bemühet sich gewöhnlich, von der bloßen Natur getrieben, ein jeder, die besten Güter der Erde nur sich allein zuzueignen, oder höchstens nur diejenigen Personen daran Theil nehmen zu lassen, deren Erhaltung und Wohlfarth ihm vorzüglich am Herzen liegt. Hieraus folgt aber, daß gar leicht etliche Menschen öfters nach einem und eben demselben Gute trachten, folglich darüber oft in Streit, ja wohl gar in blutige Fehden gerathen können. Allein die wohlthätige Liebe hat, wie gesagt, nicht zugegeben, daß dergleichen Ansprüche vieler Menschen auf ein und eben dasselbe Glücksgut irgendwo allgemein haben Statt finden dürfen, sondern hat uns, um unendlichen Uebeln, die daraus erfolgt wären, vorzubeugen, gleich von Anbeginn in das gesellige Leben eingeführt, und unser Verhalten gegen alle andere Menschen gewissen Gesetzen unterworfen, die wir nothwendig befolgen müssen, wenn wir glücklich leben wollen. Im höchsten Alterthume überließ man diese Gesetzgebung und Regierung den älte-

sten Vätern der Familien, weil man überzeugt war, daß diese durch die vielen Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht hatten, vor allen jüngern Menschen weise geworden wären. Hernach aber wählte man sich Anführer und Regenten, die eben nicht allemal die weisesten waren, wie denn solches auch jezt noch bei vielen weit von uns entfernten Völkern geschiehet. Auch hat man hierin überhaupt nach und nach mancherlei Abänderungen getroffen, so, daß dadurch die verschiedenen sogenannten Staatensysteme, oder bürgerlichen Verfassungen, entstanden sind, von welchen ausführlicher zu sprechen hier jedoch der Ort nicht ist.

Nur dieses muß ich noch bemerken, daß es auf der ganzen Erde nirgends ganz wilde Völker, das heißt, solche Nationen giebt, welche bloß nach ihren jedesmaligen Launen, und nach gar keinen Gesetzen leben, oder gar keinem Vorgesezten gehorchen. Wenigstens hat man bisher noch bei allen Völkern, die uns bekannt geworden sind, auch bei den geringsten und armseligsten, eine gewisse Art von gesellschaftlicher Verfassung wahrgenommen. Denn der gütige Schöpfer hat den Trieb zu dem geselligen Leben in alle Menschen gelegt,

um dadurch die höhern Seelenkräfte zu erwecken, und deren Wirkungskreis zu erweitern. Ausserdem würde auch gar keine Bearbeitung des Bodens, keine Kultur der Menschen, und überhaupt kein Glück auf Erden gefunden werden. Hätten wir daher gedachten edlen Trieb nicht in uns gefühlt, und uns nicht unter die Herrschaft weiser Gesetze vereinigt: so würden wir auch auf dieser Erde vielleicht nie zum Gebrauche unserer Vernunft gelangen. Wenigstens könnte dann jeder Bärenhäuter, der stärker wäre als wir, unsere mühsam erworbene Haabe rauben, oder uns auch wohl gar ungestraft umbringen. Sogar Männer und Weiber, Kinder und Aeltern, Brüder und Schwestern würden dann oft einander nichts gutes zutrauen, sondern einsam in den Wäldern umher irren, und sich nicht selten schlimmer, als Wölfe und Bären gegen einander betragen. Dieses ist nicht etwa eine bloße Vermuthung, sondern eine Wahrheit, welche sich zur Genüge beweisen läßt, und zwar durch Beispiele von Menschen, die auf kleinen Inseln in sehr geringer Anzahl von allen übrigen Erdbewohnern getrennt leben, mithin wenig von dem geselligen Leben wissen, oder auch von solchen, welche in ihrer zarten Jugend aus

der menschlichen Gesellschaft verlohren gegangen, in der Wildniß aufgewachsen, und sodann wieder gefunden worden sind. Von diesen leztern will ich Euch jezt etliche solche Geschichten erzählen.

Vor hundert und funfzehn Jahren fanden die Jäger in Lithauen in einem Walde unter den Bären einen etwa zehnjährigen Knaben, der wie ein Hund um sich biß, und wie ein Bär die Jäger, die ihn fiengen, mit seinen Fingernägeln zerkrazte. Sie brachten ihn dann in die Behausungen der Menschen, und gaben sich alle Müh, ihm die Sprache und menschliche Sitten zu lehren. Allein er war nicht dahin zu bringen, gekochte Speisen zu sich zu nehmen, und Kleider an seinem Leibe zu dulden, sondern aß alles roh, wie die Bären, und blieb nackend. Auch starb er bald nach seiner Gefangennehmung, ohne reden gelernt, und ohne Merkmale der erwachenden Vernunft gezeigt zu haben. Aber im übrigen war er ziemlich wohl gebildet, weiß und blondhärig.

Ein anderer von eben dem Alter, welcher vor beinahe hundert Jahren auch daselbst unter einer Heerde von Bären gefunden ward, war

am ganzen Leibe mit Haaren bewachsen, und lief wie ein Bär, auf allen Vieren. Dieser zeigte anfänglich ebenfalls keine Spur der Vernunft und Sprache, ja er ließ nicht einmal eine menschliche Stimme von sich hören, sondern konnte nur, wie die Bären, brummen und brüllen. Man mußte sehr viele Müh anwenden, ihn zu zähmen. Aber nach und nach lernte er doch aufrecht gehen, gekochte Speisen essen, und endlich auch vernünftig reden. Dann aber war er sich auch von seiner vorigen wilden Lebensart ganz und gar nichts mehr bewußt, zum deutlichen Beweise, daß er sich vorher derselben auch nicht bewußt, folglich noch nicht zum Gebrauche seiner Vernunft erwekt gewesen war.

Auf gleiche Art ward auch einst ein wilder Knabe in Irland gefangen, welcher sich mit Hilfe seines Geruchs aus dem Heu die guten Kräuter hervorsuchte, die ihm zur Speise dienten. Reden konnte er ebenfalls nicht, sondern nur wie die Schaafe blöken. Dabei war er sehr geschwind zu Fuße, von der Sonne verbrannt, wild von Ansehen, und ungemein schwer zu zähmen. Seine Stirn war flach, sein Hinterhaupt erhoben, seine Zunge

dick

dick und an den Gaumen angewachsen. Dazu hatte er auch eine sehr weite Kehle, woran aber sein Geblöcke schuld gewesen seyn mag. Unter den Menschen gelangte er dennoch zu dem Gebrauche seiner Vernunft, und lernte reden.

Ferner ward auch vor fünf und siebenzig Jahren in der Provinz Oberyssel ein Mägdchen in einem Walde gefangen, welches in einem Alter von sechzehen Monaten seinen Aeltern entwendet gewesen war, und bereits achtzehen Jahre lang wild in den Wäldern gelebt hatte. Dieses gieng zwar auf zwei Füssen, wie andere Menschen, aber anfänglich wollte es auch keine andere Nahrung, als rohe Kräuter, zu sich nehmen. Sein Kleid bestand nur aus einer Schürze, die es aus Gras geflochten hatte, daher auch seine Haut sehr braun, hart und rauh war. Reden konnte es nicht, sondern stammelte nur, und war dabei sehr scheu vor den Menschen, jedoch nicht sonderlich schwer zu zähmen; denn in einem halben Jahre lernte es andere Menschen schon grüßen, und hernach auch spinnen. Was in seiner Kindheit mit ihm vorgegangen, und wie es in den Wald gekommen war, hat man von ihm nie erfahren können.

Ohngefähr um eben diese Zeit wurden auch auf den Pyrenäen zwei Knaben, welche wie die Gemsen auf den Gipfeln dieser Gebirge herum kletterten, entdeckt, gefangen, und unter den Menschen nach und nach zu ihrer Vernunft gebracht.

Auf gleiche Weise fieng man vor sechzig Jahren bei Hameln auf dem Felde einen etwa dreizehenjährigen Knaben, welcher noch den vermoderten Rest eines alten Hemdes um sich hangen hatte. Seine Haut, woran man verschiedene Narben von Wunden wahrnahm, sah glatt und weiß aus, als er abgewaschen war. Dieser war leicht zu fangen; denn er scheuete die Menschen eben nicht. Aber hernach bezeigte er sich dennoch sehr unbändig, zumal wenn er die Ruthe, vor welcher er sich ausserordentlich fürchtete, nicht sah. Mannspersonen, die ihn besuchten, begegnete er meistentheils ganz freundlich, den Anblick von Frauenspersonen hingegen konnte er gar nicht ertragen. Sein Gehör war scharf, sein Gang aufgerichtet und flüchtig, und seine Zunge, die an beiden Seiten etwas angewachsen zu seyn schien, überaus dick, daher er auch nicht recht reden lernte, sondern immer nur unförmliche

Töne heraus polterte, besonders wenn er böse war. Anfänglich wählte er zu seiner Nahrung bloß rohe Erdfrüchte, nach einigen Wochen aber gewöhnte er sich schon an gekochte Speisen, die er immer mit starkem Appetit genoß. Von Statur war er klein, und hatte eine eingedrückte Nase nebst kurzen Haupthaaren, die dabei sehr kraußig waren. Der König von England befahl zwar, ihm die beste Erziehung zu geben: allein sein Gedächtniß war und blieb schlecht, so, daß er nach einem dreijährigen Unterrichte noch nichts, als die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu fodern im Stande war, und nun starb. Vermuthlich ist seine Mutter ein böses Weib gewesen, die ihn, weil er vielleicht von Natur ziemlich dumm war, so gemißhandelt haben mag, daß er hat entlaufen, und seinen Aufenthalt in einsamen Gegenden suchen müssen; denn dieses giebt sein furchtsames und unbändiges Benehmen gegen die Ruthe und gegen Frauenspersonen hinlänglich zu erkennen.

Hieher gehören endlich auch die Begebenheiten, die sich mit einem jungen Menschen aus Lüttich und einem Mägdchen aus Champagne zugetragen haben. Jener war im fünften

ten Jahre seines Alters verlohren gegangen, und ward sechzehen Jahre hernach erst wieder gefunden, da er dann unterdessen vorzüglich seinen Geruch so sehr geschärft hatte, daß er dadurch eßbare Wurzeln, die seine Nahrungsmittel waren, in der Erde aufzusuchen und von andern zu unterscheiden, im Stande war. Dieses hingegen war etwa zehen Jahr alt, als es in einem Dorfe bei Chalons wieder in die menschliche Gesellschaft gerieth. Es hatte, als man sich seiner bemächtigte, ungemein viel Muth, und wußte sich mit einer Keule se geschickt zu vertheidigen, daß ein großer Hund, welchem befohlen ward, es vest zu halten, dabei sein Leben verlor. Auf die Bäume kletterte es fast so geschwind wie ein Eichhorn, und gebrauchte dazu vorzüglich die Daumen, so, daß es damit sich anklammerte, daher diese auch viel dicker, als die Daumen anderer Menschen waren. Laufen konnte es mit erstaunlicher Geschwindigkeit, ohne jedoch große Schritte zu machen. So verstand es auch die Kunst zu schwimmen, und unterzutauchen sehr gut, um Fische und Frösche zu fangen, die es roh verzehrte. Um den Leib hatte es ein Vell gebunden. Reden konnte es anfänglich zwar ebenfalls nicht: hernach aber lernte es die dort übliche Sprache, und gewöhnte sich an

menschliche Lebensart, welches leztere jedoch mit Verlust seiner Gesundheit geschah. Man fragte es dann, wie es in die Wildniß gekommen, und was da alles mit ihm vorgefallen wäre: allein es wußte sich weiter auf nichts mehr zu erinnern, als daß es noch eine Gesellschafterin gehabt habe, mit welcher es einst über ein breites Wasser geschwommen sey, wie auch, daß es diese seine Gesellschafterin kurz vorher, ehe es in Gefangenschaft gerathen wäre, getödet habe, und solches zwar bloß wegen des Besitzes eines Rosenkranzes, oder einer Korallenschnur, die sie einst beide gefunden hätten.

Aus diesen und andern solchen Beispielen erhellet hinlänglich, daß die Menschen, die einsam in den Wäldern umher irren, mithin eigentlich wild sind, keinesweges zu dem rechten Gebrauche ihres Verstandes und ihrer Vernunft gelangen, sondern bloß die Sitten der wilden Thiere annehmen, und sogar die Stimmen oder das Geschrei und Gebrülle derselben nachahmen. Denn der Trieb, andere lebendige Wesen, die sich um den Menschen befinden, nachzuahmen, ist ebenfalls ein angebohrner Trieb, welcher sich immer in ihm regt, auch wenn er von aller menschlichen Gesellschaft entfernt ist.

Aber in dem geselligen Leben zeigt sich dieser Nachahmungstrieb desto wohlthätiger. Hier ist er das vornehmste Hilfsmittel, die Kultur und Aufklärung unter den Menschen mehr und mehr auszubreiten, und sie weit allgemeiner zu machen, als ohne ihn geschehen würde. Denn wir bilden uns ja fast allezeit nach denen, die mit uns in Verbindung stehen, oder deren schöne Thaten und gute Sitten wir in Schriften geschildert finden. Kinder nehmen das Betragen der Wärterinnen, oder ihrer Gespielen und Aeltern an. Knaben und Mägdchen bilden sich gewöhnlich nach ihren Präceptoren, Hofmeistern, und Gouvernanten, deren Sitten daher auch allezeit recht musterhaft seyn sollten. Jünglinge und Jungfrauen, welche Bücher lesen, suchen sich die Muster, denen sie ähnlich zu werden trachten, entweder in der Geschichte oder in Romanen auf. Dienstbothen bemühen sich, nach und nach zur Politur ihrer Herrschaften zu gelangen, und so ferner. So verbreitet sich die Kultur einiger weniger Menschen durch Nachahmung über viele andere, die mit ihnen in Verbindung stehen, und so lernen die Menschen durch Nachahmung allerhand nützliche Künste und Wissenschaften, folglich im Ganzen genommen, überhaupt mehr Gutes als Böses

von einander: ich sage, auf solche Weise wird Kultur bei ganzen Völkern allgemein. Aber alles dieses würde, wie leicht zu erachten, keinesweges geschehen können, wenn der Schöpfer den Nachahmungstrieb nicht von Natur in uns gelegt hätte, und wenn wir nicht von der alles beglückenden Liebe zu dem geselligen Leben geleitet worden wären.

Wenn wir uns aber, unterbrach Karl seinen Lehrer, nur nach andern Menschen bilden, und nichts weiter lernen, als was diese können und wissen, oder was von unsern Vorfahren durch die Nachahmung auf uns gekommen ist: so kann man fragen, woher und von wem denn diese den Gebrauch ihrer Vernunft, oder ihre löblichen Sitten, Künste und Wissenschaften erhalten haben? Auch von ihren Vorfahren! wird man vielleicht antworten. Aber zulezt gelange ich durch solche Antworten zu den Stammältern aller Vorfahren, und frage nun, nach wem sich diese haben bilden können? Hier entstehet also eine unübersehbare Kluft in meinen Gedanken, über welche ich nicht hinweg zu springen vermag!

So wollen wir einen andern Weg nehmen, daß wir sie umgehen, versetzte Philalethes,

lethes, und entließ für heute seine beiden jungen Freunde, weil die zu diesen Unterhaltungen bestimmte Stunde bereits abgelaufen war.

Dritte Unterhaltung.

Erste Fortsetzung der Betrachtung über Kultur und Aufklärung.

Nachahmung, fuhr Philalethes bald hernach wieder fort, ist bei weitem der einzige Weg nicht, worauf man zur Ausbildung des Verstandes und zum Gebrauche der Vernunft gelangen kann. Denn daraus, daß wir andern Menschen, die sich um uns befinden, und glücklicher als wir zu leben scheinen, in Ansehung ihrer Sitten und Künste oder anderer Vorzüge ähnlich zu werden uns bestreben, daraus folgt noch keinesweges, daß wir von unsern eigenen Einfällen gar nichts hinzu setzen und selbst gar nichts erfinden sollten. Vielmehr folgt aus gedachtem Nachahmungstriebe nur, daß unsere Verstandeskräfte durch ihn erst wirksam gemacht, und zu eigenen neuen Erfindungen geschärft werden. Indem wir nämlich die

glücklichen Einfälle und Erfindungen anderer Menschen, die mit uns in Gesellschaft leben, uns zueignen, das heißt, sie zu unserm eigenen Vortheile anwenden, gerathen wir nicht selten selbst auf eigene Ideen oder Einfälle, die mit jenen ältern Erfindungen zusammen hangen, oder aus ihnen fließen, und oft ganz neue bis dahin unbekannte Vortheile gewähren. Aus dem durch die ganze Gesellschaft ausgebreiteten Gebrauche dieser neuen Erfindungen gehen hernach in dem Verstande fähiger Köpfe noch andere neue und gute Ideen hervor: und auf solche Weise ist leicht einzusehen, warum sich die Menschen im geselligen Leben allerdings nicht nur in Ansehung löblicher Sitten, sondern auch in Hinsicht auf Kultur und Glückseligkeit, nach und nach von Stufe zu Stufe empor arbeiten können, so, wie im Gegentheile auch leicht zu erachten ist, warum unsere höhern Seelenkräfte sich nicht wirksam zeigen, sondern in einem steten Schlummer unentwickelt ruhen müssen, wenn sie nicht zunächst durch die wohlthätigen Bande des geselligen Lebens aufgeregt, angefeuert und in Thätigkeit gesezt werden.

Ich möchte aber wohl wissen, sagte Karl, welchen Gang die Kultur der Künste und Sitten

unter den Menschen genommen, oder auf welche Weise nach und nach nützliche Gewerbe und Wissenschaften im geselligen Leben auseinander entstanden sind?

'Recht genau läßt sich das, versezte Philalethes, nicht beschreiben, weil die Geschichte von den ältesten und nützlichsten Erfindungen entweder gänzlich schweigt, oder doch in lauter dunkele Bilder und Fabeln, die sehr verschiedene Erklärungen zulassen, eingehüllet ist. Indessen will ich doch versuchen, diese Sache, so gut als mir möglich ist, zu erläutern.

Kultur und Aufklärung, von deren Aufnahme die Glückseligkeit und Wohlfarth der Völker abhängt, lassen sich mit einer polirten Kugel vergleichen, die anfänglich auf einer glatten Horizontalebene ruhet, hernach aber einen sanften Stoß empfängt, und nun langsam fortläuft, hierauf zum zweitenmale gestossen wird, und sich davon geschwinder bewegt, als vorher, dann den dritten Stoß erhält, und abermals geschwinder fortrollt, als nach dem zweiten, und so ferner. Wird ihr kein erster Stoß durch irgend eine Kraft ertheilt: so bleibt sie vermöge ihrer Trägheit ewig liegeu. Versezt man ihr nur den ersten, nicht aber den

zweiten, dritten, vierten, fünften und so weiter: so bewegt sie sich mit unveränderlicher Langsamkeit, welche ihr der erste Stoß ertheilt hat, ohne Aufhören fort, und wird von sich selbst nie geschwinder, wie dieß alles ehemals bei unsern Betrachtungen der Gesetze, nach welchen die Körper bewegt werden, hinlänglich gezeigt worden ist.

So ist es auch mit unsern Künsten und Kenntnissen hergegangen. Träge und stumpf lagen sie von Anbegin in den Seelen der Menschen eingehüllet, und schliefen. Sie mußten gleichsam einen ersten Stoß erhalten, das heißt, sie mußten erst gereizet werden, ehe sie erwachen, und zur Thätigkeit gelangen konnten, welche aber, wie leicht zu erachten, anfänglich auch nur sehr geringe war, weil aller Anfang klein und geringe ist. Aber durch unzählig viele solche Reize sind sie bei manchen Völkern nach und nach dergestalt entwickelt und wirksam geworden, daß wir sie nun bei vielen Völkern in einem bewundernswürdigen Glanze und auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit erblicken, so, wie sie im Gegentheile bei Nationen, welchen diese vielen Reize fehlen, bis auf den heutigen Tag noch immer im tiefen Schlummer liegen.

Den ersten Reiz ertheilten die Seelenkräfte der Menschen einander selbst, als gegenseitiges Bedürfniß und Liebe sie antrieb, mit einander in gesellschaftliche Verbindung zu treten. Gott gab nämlich dem ersten Manne ein Weib, welches in dem Manne beim ersten Anblicke sogleich Liebe erwekte, so, wie sich in dem Weibe bei eben dem ersten Anblicke die nämlichen zärtlichen Empfindungen regten. Einander zuerst sehen und sich entschliessen, beisammen zu leben und gemeinschaftlich alle Freuden zu genießen, und alle Leiden zu theilen, war eins. Vermöge dieser doppelten Zuneigung wirkten aber ihre Seelenkräfte schon ungemein lebhaft auf einander, und erregten zuerst gegenseitig die Schamhaftigkeit, indem sogleich bemerkbar ward, wie unschicklich es wäre nackend einher zu gehen. Sie bedeckten sich also, so weit es nöthig war, geschwind mit Blättern oder Fellen: und so war der erste Schritt zur Erfindung der Kleider zurücke gelegt, welches mithin gewiß nie geschehen seyn würde, wenn die Menschen gar keine gesellschaftliche Verbindung eingegangen wären.

Solchergestalt hatte die Kultur bereits den ersten Stoß erhalten, und mußte nun ohne

Aufhören sich fortbewegen, ich sage, die löbliche Sitte, den Leib mit Kleidern zu verhüllen, ward nun von Generation zu Generation durch die Nachahmung fortgepflanzt. Rauhe Witterung und jene natürliche Begierde, sich andern Menschen durch einen passenden Anzug gefällig zu machen, reizten den Verstand aufs neue, die Kleider auch bequem und schön einzurichten. Auf solche Weise stieg die Erfindung der Kleider nach und nach zu immer größern Vollkommenheiten empor, so, wie eine Kugel, die einmal in Bewegung gesezt ist, immer schneller und schneller läuft, wenn man ihr von Zeit zu Zeit neue Kraft ertheilt. Zwar in weit entlegenen Gegenden der Erde findet man heute noch Völker, deren Anzug eben keinen sonderlichen Verstand und nicht viel Erfindungskunst verräth. Allein das kömmt wohl daher, weil entweder ihnen die Kleider wegen der zu großen bei ihnen herrschenden Hitze weiter zu nichts, als zur Bedeckung der Geschlechtstheile dienen, oder weil sie gar zu kleine Inseln und gar zu armselige Länder bewohnen, denen sie mit größter Mühe kaum die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse und kaum den elendesten Stoff zur allernöthigsten Bedeckung des Leibes abgewinnen können, folglich weder Muße noch Gelegenheit haben,

einige Verschönerung derselben zu denken. Ganz nackend gehet jedoch wohl kein Volk auf Erden, so geringe und armselig auch immer die Kleidung bei dem einen oder andern gefunden werden mag. Denn wenn man einige einzelne Familien, die sich an der südlichen Spitze von Neuholland aufhalten, davon ausnimmt, so haben die neuern Reisenden die Menschen allenthalben wenigstens an den Theilen des Leibes bekleidet gefunden, die öffentlich zu entblößen das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht gestattet, ja sie haben gefunden, daß auch die rohesten oder am wenigsten kultivirten Völker theils an ihren einfachen Bedeckungen allerlei Künsteleien anbringen, theils ihre Gesichter nnd Körper selbst mit sonderbaren, für uns äußerst häßlichen Farben, Punktirungen und Einschnitten verzieren, oder sich Tättowiren, welches aber ihrer Meinung nach schön läßt, und wodurch sie sich einander gefällig zu machen suchen, wie wir künftig ausführlicher hören werden.

Demnach war die Erfindung der Kleider ohnfehlbar die allererste Wirkung des geselligen Lebens, so, wie die zweite wahrscheinlich der Einfall, sich Wohnungen oder Hütten zu bauen, gewesen ist.

Ein einzelner Mensch, welcher da oder dort wild lebte, fand für sich wohl Schutz vor Wind und Regen in den Wäldern und Hölen, besonders, wenn das Klima, wo er sich aufhielt, nicht sehr streng sondern mild war. Viele oder etliche Männer hingegen, welche in Gesellschaft zusammen traten, mithin ganze Familien bildeten, muß nothwendig die Noth sogleich angetrieben haben, auf geräumige Wohnungen zu denken, wo sie sich des Nachts und bei übeler Witterung mit ihren Weibern und kleinen Kindern in Sicherheit aufhalten konnten. Hohle Bäume und Hölen in den Bergen waren nämlich von Natur selten groß und bequem genug, um zahlreiche Familien zu fassen, und sie vor Nässe und Kälte hinlänglich zu schützen: folglich mußte man sich entschliessen, die Natur nicht nur nachzuahmen, sondern sie auch gewissermaßen zu übertreffen, das heißt, man mußte die engen hohlen Bäume durch geräumige Hütten, die nassen und finstern Löcher der Erde hingegen durch trockene, an den Abhängen der Hügel ausgegrabene, Hölen ersetzen, wobei man denn zugleich auch auf die Erfindung des Feuermachens und mancherlei nöthiger Werkzeuge und Geräthe gerathen mußte. So wie die Gesellschaft wuchs und sich ver-

mehrte: so wuchsen anfänglich nach und nach auch ihre Einsichten, und so kam es, daß in der Folge aus den ungeschlachtesten Werkzeugen die vortheilhaftesten Maschinen, aus den erbärmlichsten Hausgeräthen die schönsten Mobilien, und aus den elendesten Hütten prächtige Palläste empor stiegen.

Aber die dritte Hauptwirkung des geselligens Lebens, welche ihren Anfang schon mit jenen beiden erstern genommen haben mag, ist wahrscheinlich die Erfindung der Sprache gewesen.

Als anfänglich etwa einige paar Menschen mit einander in Verbindung traten, da konnten sie sich zwar noch mit bloßer Geberdensprache oder Pantomime behelfen, weil sie nur einander über ihre dringendsten Bedürfnisse und über gegenwärtige körperliche Dinge sich zu verständigen brauchten, in Ansehung zukünftiger Begebenheiten, und abwesender Suchen hingegen gänzlich unwissend und ausser Sorge waren. Aber nachdem sie eine Weile in Gemeinschaft gelebt hatten, und nun einander auch allerlei Begebenheiten, die ihnen einzeln auf dem Felde oder in den Wäldern begegnet waren, erzählen wollten, wobei sie allerlei Thiere oder Bäume

und andere abwesende Gegenstände bezeichnen mußten, da fehlte ihnen der Ausdruck durch bloße Geberden oft. Gleichwohl fühlten sie einen heftigen Drang in sich, Andern ihre Gedanken mitzutheilen. Dadurch geriethen ihre Seelenkräfte in Spannung und öfneten ihnen gleichsam den Mund selbst, indem sie ihnen gewisse artikulirte Töne auspreßten, die ihre Gesellschafter und Gesellschafterinnen deswegen leicht verstehen konnten, weil ihre Seelen durch die sanften Bande der Liebe schon dergestallt hermonisch gestimmt waren, daß Mann und Weib, Kinder und Aeltern, bei merkwürdigen Vorfällen allemal mit gleichen Empfindungen des Herzens beseelt wurden, und mithin einander ihr Anliegen schon größentheils aus den Augen lasen. Wollte man in der Folge von ähnlichen Begebenheiten aufs neue reden, oder dieß und jenes von einander sich ausbitten: so bediente man sich der nämlichen artikulirten Töne, die man bei ähnlichen Vorfällen schon gebraucht hatte, aufs neue, und so war der Grund zur Sprache gelegt, welche daher, wie leicht zu erachten, anfänglich sehr einfach und ungemein arm an Worten und Wendungen war. Aber die Kugel der Kultur hatte dennoch dadurch wieder einen Hauptstoß

erhal-

erhalten, und lief nun vermöge desselben von Nachbar zu Nachbar, von Generation zu Generation fort, wobei sie zugleich nach und nach durch neue Stöße immer mehr und mehr Kraft empfieng: ich sage, die Menschen ahmeten in Erlernung der Sprache nicht nur einander nach, sondern sie reizten auch durch ihre Seelenkräfte einander nach und nach aufs neue, um neue Wörter oder Ausdrücke ihrer Empfindungen und Vorstellungen zu erfinden, besonders da ihnen wohl täglich neue Vorfälle und neue Sachen vorkamen, von welchen sie mit einander zu reden gezwungen waren.

Auf solche Weise war es also in dem geselligen Leben gar wohl möglich, nach nnd nach eine Sprache zu erfinden, ausser ihm hingegen keinesweges. Denn wie sollte da das Verlangen zu reden in einem Menschen erwachen können, wenn kein anderer Mensch bei ihm wäre, keiner an seinen Begegnissen herzlichen Antheil nähme, keiner in seinen Leiden sich über ihn erbarmte, keiner in seinem Glücke mit ihm sich freuete?

Uns würde es freilich schwer fallen, wenn wir die Sprache jezt erst selbst erfinden sollten. Aber das kömmt wohl daher, weil wir selten

oder nie nöthig haben, uns in Erfindung neuer Wörter und Redensarten zu üben, sondern gleich von Kindheit an viel reden lernen, mithin den Drang zu reden nie recht lebhaft fühlen, und unsere Phantasie nie mit solcher Gewalt austrengen, als erfodert wird, um neue artikulirte Töne hervor zu bringen. Hätten wir jedoch die Sprache noch nicht: so würde uns ihre Erfindung eben so leicht, wie jenen ersten Menschen, vorkommen. Wir würden vor allen Dingen die Eigenschaften vieler Sachen, die wir noch nicht zu nennen wüßten, durch unsere Stimme und allerlei besondere Bewegungen unsrerer Sprachorgane, so gut als möglich, nachzuahmen suchen, und ihnen dadurch ihre Namen geben, wie denn auch wirklich die Töne vieler Wörter und Namen in verschiedenen Sprachen den Eigenschaften der Sachen, die sie anzeigen, sehr entsprechen, oder ihnen im Ausdrucke gleichsam ähnlich gebildet zu seyn scheinen. Ich will nur einige Beispiele hiervon aus unserer Muttersprache anführen.

Wenn ich sage Bliß: so entstehet und verschwindet dieser Laut eben so schnell zwischen den Lippen und Zähnen, wie die Erscheinung, die

die er andeutet, in der Atmosphäre selbst. Der Name des Donners rollt beinah eben so hohl und rauh durch die Kehle herauf, wie der Donner durch die Wolken. Das Wort fliegen fliegt eben so leicht und gemächlich oben am Gaumen hervor, wie ein Vogel durch die Luft. Luft lautet fast eben so, wie der Laut, welchen die Luft giebt, wenn man ein verstopftes Geväß, oder eine aufgeblasene Blase, plötzlich öfnet. Der Name des Hirsches rauscht über der Zunge und zwischen den Zähnen hervor, wie dieses Wild durch das Gesträuch. Der Namen Nachtigall gällt fast eben so, wie ihr Schlag. Der Stieglitz ruft, wenn er in Angst ist, stieglitz, der Finke finkfink. Das Geschrei der Kuh klingt wie kuh. Das Bellen eines großen Hundes, wie hundhund, die Stimme des Pfaues, wie pfau, der Laut einer Trommel, wie trommel. Bei dem Worte zittern, bewegt sich die Zunge so hurtig und oft auf und nieder, wie ein Körper welcher wirklich zittert, so wie wir im Gegentheile bei dem Worte beben die Lippen ganz langsam öffnen und schliessen und wieder öffnen, gerade wie Einer, der vor einem heftigen Schrecken langsam vor- und rück-wärts bebt. Das Wort schlafen klingt beinah wie der Athemzug eines Men-

Menschen, welcher sanft schläft. Bei dem Worte hassen, bewegen wir die Kinlade so heftig, daß es gleichsam scheint, als ob wir etwas damit fortstoßen, oder gar beißen wollten. Mehr Beispiele würden hier überflüssig seyn. Dieses muß ich aber noch dabei bemerken, daß eine Sprache zur Dicht- und Singe-Kunst vorzüglich geschickt ist, wenn der Klang ihrer Wörter den Eigenschaften, die den durch sie angezeigten Sachen zukommen, recht merklich entspricht.

Allerdings giebt es auch viele Sachen in der Welt, welche sich auf keine Weise durch irgend einen Laut, oder durch eine dabei angebrachte besondere Bewegung des Mundes nachahmen lassen, und aus diesem Grunde findet man in allen bekannten Sprachen viele Wörter, deren Laute den Eigenschaften der Sachen, die sie anzeigen, gar nicht entsprechen. Von dieser Art sind zum Beispiele in unserer Sprache die Nennwörter: Sonne, Mond, Stern, Himmel, Erde, Meer, Berg, Thal, Baum, Stein, Mensch, Kopf, Brust, Hand, Fuß und so weiter, desgleichen einige Zeitwörter, als: essen, trinken, lieben, zürnen oder dergleichen. Solche Wörter haben also ihren Ursprung

sprung wahrscheinlich den willkührlich tönenden und artikulirten Ausbrüchen der jedesmaligen Laune und Empfindung zu danken, die sich der Gemüther unserer Urväter bemächtigten, als ihnen die Gelegenheit, selbige auszusprechen, zu erst sich darbot. So siehet man, zum Beispiele, leicht, woher das Auge seinen Namen erhalten hat. Au oder aug oder oge ist nämlich bei vielen Völkern im Norden der Laut, welcher eine plötzliche schmerzhafte Empfindung, oder eine nah bevorstehende Gefahr anzeigt, und welchen schon die Kinder, die noch nicht reden können, in dergleichen Fällen oft ertönen lassen. Als daher unsere Urväter etwa einst mit Fingern einander auf die Augen zeigten, und wissen wollten, was das wäre, da schrien sie wahrscheinlich au, oder aug. Son hingegen scheint ein Laut zu seyn, welcher nur durch frohe und heitere Empfindungen zum Ausbruche gelangt, so wie Man oder Mon ein Laut ist, welchen bloß ruhige und sanfte Empfindungen zu bewirken scheinen; daher denn auch leicht zu erachten, warum der Himmelskörper, wovon täglich alle belebte Wesen auf Erden erheitert werden, den Namen der Sonne, derjenige hingegen, der mit seinem sanften Lichte bloß Ruhe bringt, den sanftern Namen des Man-

nes oder Mones oder Mondes erhalten hat, und so ferner. Nun bewirken aber nicht nur die verschiedenen Himmelstriche, unter welchen die Völker wohnen, sondern auch die Lebensmittel, und mancherlei andere Veränderungen, die durch die Länge der Zeit bei einem und eben demselben Volke herbei geführt werden, verschiedene Modifikationen in den Launen und Empfindungen, ja vielleicht in den Sprachorganen selbst: und hieraus ist leicht abzunehmen, warum die Menschen ihre Empfindungen unter verschiedenen Himmelstrichen durch verschiedentlich artikulirte Stimmen ausgedrückt, wie auch, warum sie in einem und eben demselben Lande diese Ausdrücke durch mancherlei Abstufungen der Stimme nach und nach verändert und vervielfältigt haben, ich sage, es ist hieraus leicht abzunehmen, warum vielerlei Sprachen in der Welt entstanden sind, und heute noch entstehen, oder sich wenigstens noch allmählich verändern. Wie gleichlautend jedoch auch oft in sehr verschiedenen Sprachen manche tönende Ausbrüche der ursprünglichen Empfindungen und Lauten sind, welche sich der Gemüther bei einerlei merkwürdigen Begebenheiten bemächtigt haben, das beweisen unter andern sogar viele unübersetzbare Wörter der Schrift, davon ich

aber nur ein paar anführen will. Jachin und Boaz waren bekanntlich die Namen zweier Säulen, davon die eine zur Linken die andere zur Rechten am Eingange zum jüdischen Tempel stand. Jachin ist aber jener tönende Ausbruch der Freude, welcher sich der ältesten Naturmenschen beim Aufgange der Sonne gleichsam unwillkührlich bemächtigte, so wie sich derselbe auch bei uns noch der minder gebildeten Menschen bemächtigt, wenn sie in ausgelassener Freude jauchzen oder joch-heh schreien. Boaz hingegen ist jener natürliche tönende Ausbruch der Empfindung eines müde gewordenen Menschen, der sich des Abends auf seine Ruhestätte hinwirft, so, wie auch wir noch scherzend zu den Kindern sagen, Booz oder Buaz, wenn wir sie sanft niederwerfen, oder zu Bette legen. Jachin wird also in der noch ungemein wortarmen Kindersprache des höchsten Alterthums wohl so viel heißen als Aufgang der Sonne, oder die Sonne beginnt ihre Arbeit, so, wie Boaz nichts anders bedeuten mag, als, Untergang der Sonne, oder die Sonne vollendet ihr Werk, und legt sich nieder. Doch genug hievon.

Die dritte Hauptwirkung des geselligen Lebens ist also die Erfindung einiger Grundwörter

der Sprachen gewesen. Die vierte hingegen war zweifelsohne die Erfindung der Waffen, wodurch die Menschen wahrscheinlich sogleich auch auf die Viehzucht und auf den Ackerbau geleitet worden sind.

Baumfrüchte, eßbare Wurzeln, nahrhafte Kräuter und andere Vegetabilien, die den ersten Kindern der Natur zur Speise dienten, sind unter keinem Himmelstriche zu allen Jahreszeiten reif, und eben so sind auch an den Ufern der Seen und Flüsse nicht immer Fische zu haben. Das wurden die Menschen gar bald gewahr, und sahen sich daher genöthiget, Vorräthe von allerlei solchen Lebensmitteln, so, wie sie in verschiedenen Jahreszeiten reif, und in Ueberfluß vorhanden waren, in ihre Hütten zu sammeln, weil sie sonst zuweilen Hunger hätten leiden müssen. Diese wohlriechenden Vorräthe spürten dann in den magern Monathen auch mancherlei Thiere durch ihren Geruch auf, und kamen dann heerdenweise, um auch davon zu essen. Solches konnten aber die Menschen, wie leicht zu erachten, keinesweges zugeben, weil diese unbescheidenen Gäste kein Maaß kannten, und weil für die Menschen selbst zur Stillung ihres eigenen Hungers gar bald nichts mehr

da

da gewesen wäre, wenn sie sich dergleichen Besuche hätten gefallen lassen. Man jagte also diese ungebetenen Gäste fort, und was nicht floh, schlug man mit Keulen todt. Einige sehr hungrige Menschen werden diese getödeten Thiere sogleich roh verzehrt haben, wie solches jezt noch bei manchen Völkern mode ist. Andere aber verbrannten sie wahrscheinlich, um sie aus dem Wege zu schaffen, da sie die Wirkung des Feuers jezt schon kannten. Dabei bemerkten sie jedoch ebenfalls, und zwar durch den Geruch, daß das gebratene Fleisch derselben selbst eine wohlschmeckende und gesunde Speise seyn dürfte, wie auch, daß ihre Häute und Velle zu Kleidern bequem gebraucht werden könnten: folglich fiengen auch diese Menschen an, sich des Fleisches der Thiere, besonders in den fruchtarmen Jahreszeiten, zur Speise zu bedienen, und bei rauher Witterung, sich in die Häute und Velle derselben zu hüllen. Dadurch wurden sofort manche Gattungen der Thiere, deren Fleisch vorzüglich wohlschmeckend war, so scheu gemacht, daß sie nun vor allen Menschen, als ihren Hauptfeinden, in die entlegenen Wälder und Wildnisse flohen. Mit Keulen in den Händen konnten diese sie nun nicht mehr erlegen, sondern mußten Waffen erfinden, welche den Tod in die Ferne trugen, und zum

Theil aus Wurfspießen und Lanzen, zum Theil aus Bogen und Pfeilen bestanden, und so beschaffen waren, daß man sie auch gebrauchen konnte, um Tieger und Wölfe oder andere reissende Thiere damit zu tödten, wie denn bekanntlich die Jägerei eines der ersten Geschäfte der noch sehr wenig kultivirten Menschen auf Erden gewesen ist. Solchergestallt hat man die Waffen anfänglich bloß zur Wehr gegen die gefräßigen Thiere, und zur bessern Erhaltung des Lebens erfunden. Aber bald hernach haben die Menschen auch einen andern, sehr bösen Gebrauch davon gemacht. Der stärkere hat sie gegen den schwächern gerichtet, und ihn damit getödtet, oder auch wohl gar zu seinem Sklaven gemacht, welches freilich gar sehr zu beklagen ist.

Um aber wieder auf die Thiere zu kommen, welche sich in den strengen Jahreszeiten bei den Hütten der ersten Menschen einfanden, und Futter suchten: so waren darunter auch manche gutmüthige Gattungen, die mit ausgetrockne- tem Grase oder anderm schlechten Futter für lieb nahmen, und nicht flohen, so hart sie auch mit Schlägen behandelt wurden. Da nun die Menschen schon manche von ihnen getödtet, und

ihr Fleisch wohlschmeckend, ihre Häute und Velle hingegen zur Bedeckung des Leibes tauglich gefunden hatten: so gewöhnten sie dieselben an sich, indem sie sie nicht nur vor den Raubthieren beschützten, sondern ihnen auch in den magern Monden, wenn kein Futter in Freien zu finden war, trockenes Gras reichten, in den milden Jahreszeiten hingegen sie auf die Weide führten.

Auf diese Weise sind also manche alte Völker von der Jagd und Fischerei zur Viehzucht, von den Umherschweifungen in den Wäldern, wo wenig Kultur möglich war, zu dem weit sanftern Hirtenleben übergegangen.

Dann konnten aber auch in vielen Ländern die Hirten sehr leicht bemerken, daß mancherlei nahrhafte Kräuter, besonders aber diejenigen Gräser, welche mehlreiche Saamenkörner tragen, in einem frisch umgewühlten, lockern, und von allen schlechtern Kräutern gereinigtem Boden viel besser gedeihen, als auf einem harten, worauf zugleich allerlei Unkraut wächst. Also reinigten sie das gute Land vom Unkraute, und wühlten es um, ehe sie gute Saamen darauf streueten: und so erfanden sie den Ackerbau, welcher nun aber auch um so leichter zu erfinden

war, je länger man vorher schon den Gebrauch des Feuers und Eisens kannte, folglich bereits Hakken und andere dazu nöthige Werkzeuge besaß.

Ausser dem geselligen Leben, oder in der Wildheit können die Menschen zwar durch den Trieb der Selbsterhaltung auch auf die Erfindung der Fischerei, der Waffen und Jagd geleitet werden, aber auf die Erfindung der Viehzucht und Landwirthschaft gewißlich nicht, weil dazu nothwendig mehrere Personen erforderlich sind, welche mit einander in Verbindung stehen, folglich einen gesellschaftlichen Vertrag unter sich errichtet haben müssen. Mithin war wenigstens Viehzucht und Ackerbau etwa die dritte Hauptwirkung des geselligen Lebens, indem die vierte wahrscheinlich die Erfindung der Bilderschrift gewesen seyn mag.

Nämlich, als die Menschen in Ansehung ihrer Kultur kaum noch das Kindesalter erreicht hatten, da pflanzten sie die Nachrichten von merkwürdigen Begebenheiten, die sich theils unter ihnen selbst, theils in der übrigen Natur, besonders am Himmel ereigneten, mithin großen Einfluß auf ihr Wohl und Wehe hatten, durch die bloße mündliche Tradition von den Vätern

zu

zu den Kindern und Enkeln fort. Hernach aber bemerkten sie, daß manche Nachrichten von sehr wichtigen Vorfällen, die sich bei Lebzeiten ihrer Vorfahren zugetragen hatten, allmählich in Vergessenheit geriethen, und zwar darum, weil jene ältern kleinen Familien durch die Vermehrung bereits zu beträchtlichen Völkern angewachsen waren, und weil nun der wichtigen Veränderungen und Begebenheiten aller Art weit mehr zu bemerken wären, als daß man sie alle im Gedächtnisse behalten konnte, um sie den Nachkommen zu erzählen, zumal da auch die Sprachen damals wahrscheinlich bei weitem noch nicht wortreich genug waren, um für alle Sachen und alle Begebenheiten deutliche und angemessene Ausdrücke zu finden. Mithin sahen sich die Menschen genöthigt, auf neue Mittel zu denken, um dadurch die Nachrichten von Sonnen- und Mond-Finsternissen, von den Erscheinungen dieser Himmelskörper in den verschiedenen Sternbildern des Thierkreises, und von den Arbeiten der Ackerleute, Hirten und Fischer, die bei jedem besondern Stande der Gestirne vorfielen, ferner von den Bewegungen der Wandelsterne, von großen Wasserfluthen, Regenbogen, Nordlichtern, oder andern Meteoren und Revolutionen, die sich am

Himmel

Himmel, und unter den Menschen auf Erden zutrugen, der Vergessenheit zu entreißen. Da war aber nichts natürlicher, als daß man auf den Einfall gerieth, alle wichtige Begebenheiten, so, wie man sie wahrnahm, abzubilden, und in Stein oder Holz einzugraben, und auch wohl auf Thierhäute zu zeichnen: ich sage, die Menschen erfanden auf diese Weise die Bilderschriften, welche in der Folge, ihres hohen Alters und nützlichen Inhalts wegen, als heilige Schriften betrachtet wurden und Hieroglyphen hießen, wovon bekanntlich das ganze Alterthum voll ist, und von welchen wir einst schon bei Betrachtung der Sternbilder ausführlicher gehandelt haben.

Freilich mögen diese Bilder anfänglich sehr schlecht gerathen und ungemein schwer zu enträthseln gewesen seyn. Aber für die immer höher steigende Kultur der Menschheit war dieser Schritt nichts destoweniger von sehr großer Wichtigkeit, und zwar darum, weil gedachte Bilder gleichsam als neue Sporne anzusehen waren, die nun durch ihren Reiz auf den menschlichen Geist aufs neue heftig wirkten, und sofort auch die Dichtkunst sowohl, als die Maler- und Bildhauer-Kunst ihm nach und nach entlokten. So stiegen diese Künste allmählich zu höhern

Voll-

Vollkommenheiten empor, und so wurden die geringen Anfänge aller Künste und Wissenschaften immer wieder zu neuen Reizen, die dem menschlichen Geiste unaufhörlich zu höhern Erfindungen antrieben. Aber leider empfieng er gedachte Reize nicht selten auch nach schiefen Richtungen, und muste daher von dem geraden Wege zur Wahrheit und zum Guten oft abweichen, folglich den eigentlichen Zweck der Menschheit zuweilen verfehlen, wie dieses der Fall mit angeführten Hieroglyphen war, welche bei vielen Völkern gar bald zu der Erdichtung unzähliger Götter, und allerlei unsittlicher, ja sogar unsinniger Fabeln, die jedoch zum Theil noch jezt manchen Dichtern fürtrefliche Dienste leisten, Gelegenheit mögen gegeben haben.

Demnach sind auch diese Fortschritte der Kultur lauter Wirkungen des geselligen Lebens gewesen. Denn wenn die Menschen einzeln für sich, folglich ohne gesellschaftliche Verträge gelebt, und nur ihre Gatten oder Gattinnen, wie die wilden Thiere, aufgesucht hätten: so würden sie gewißlich nie daran gedacht haben, Nachrichten von allerlei merkwürdigen Begebenheiten auf ihre Nachkommen zu bringen, und folglich würden sie auch keine Sprache, keine Bilder, keine Dichtung erfunden haben.

Die

Die vierte Hauptwirkung des geselligen Lebens hat also wahrscheinlich in Erfindung der Bilder bestanden. Zu der fünften hingegen wird man wohl die Erfindung der Buchstabenschrift zählen müssen.

Wer nämlich wirkliche Geschichten durch Bilder so deutlich und klar vorstellen will, daß Jeder, der sie siehet, sogleich ihre ganze Bedeutung soll errathen können, der muß die Zeichenkunst schon sehr vollkommen verstehen, ja es giebt sogar bei vielen Begebenheiten in der Welt eine Menge von Dingen, die sich schlechterdings nicht zeichnen oder abbilden lassen, ohngeachtet man sie nothwendig kennen muß, wenn man sich von den Begebenheiten selbst einen richtigen Begriff machen will. Hieraus folgt aber, daß die historischen Bilder im höchsten Alterthume viel zu dunkel, das heißt, viel zu unverständlich gewesen seyn mögen, als daß die spätern Völker den wahren Sinn derselben allemal haben entdecken können, zumal da auch jene ältesten Urväter zweifelsohne die Meisterschaft im Zeichnen bei weitem noch nicht erlangt, sondern vielmehr sehr schlechte Proben dieser Kunst ihren Nachkommen hinterlassen hatten.

Aber

Aber diese mannichfaltigen und schlechten Bilder brachten einen geistreichen Mann, welcher zu Folge dunkeler Nachrichten einst in Aegypten gelebt, und Thot oder Thaut geheißen haben soll, auf den Gedanken, jede einfache Artikulation der menschlichen Stimme selbst mit einem besondern Bilde zu bezeichnen, wobei er, wenn er sprach, auf die verschiedenen Bewegungen des Mundes, wie auch der Zunge und Kehle, sorgfältig Acht gab. Solcher sehr merklich verschiedener Artikulationen fand er ohngefähr sechzehen. Diese stellte er alle unter besonderen einfachen Bildern dar, und machte sich dadurch zum Erfinder des Alphabeths, wozu aber damals die Selbstlauter noch nicht gezählt wurden, weil sie ohnehin schon in den Mitlautern enthalten waren. Da er nun aber auch ganze Nenn- und Zeit-Wörter zeichnen oder malen mußte: so durfte er nur die einzelnen Bilder der dazu gehörigen einfachen Artikulationen in eben der Ordnung, in welcher sie beim Sprechen aufeinander folgten, gehörig zusammensetzen, welches er denn auch wirklich that, und mithin auf solche Weise die Kunst erfand, ordentlich mit Buchstaben zu schreiben.

So empfieng die Kugel der Kultur von dem Geiste dieses Mannes den fünften Hauptstoß,

dessen

dessen Wirkung mit Hilfe der Nachahmung sich abermals verstärkte, indem sie sich allmählich von Völkern zu Völkern, von Generation zu Generation durch das Menschengeschlecht weit umher verbreitete. Diese Erfindung ist eine der allerwichtigsten; denn sie ist in der Folge selbst ein kräftiges Mittel gewesen, den Verstand vieler Menschen recht wirksam zu machen, und zur Erfindung unzählig vieler anderer Künste und nützlicher Wissenschaften anzuspornen.

Von dieser Epoche an können wir nun die Ordnung der höhern Künste und Kenntnisse, zu welchen die noch spätern Völker nach und nach gelanget sind, nicht weiter verfolgen, weil durch leztgedachte Erfindung der menschliche Verstand von allen Seiten her unaufhörlich so viele neue Reize empfangen hat, so daß es unmöglich ist, den Gang seiner noch weiter erfolgten Aufhellung oder der Kultur und Aufklärung überhaupt, von nun an nur einigermaßen richtig zu bestimmen. Aber dieses ist hiebei noch zu bemerken, daß die Schreibe- und Bildhauer-Kunst endlich den Erfindungsgeist auch auf die Buchdruckerkunst geleitet hat, welche nur erst seit etlichen Jahrhunderten erfunden und eigentlich das kräftigste Mittel geworden ist, lichtvolle Wahrheiten und

nützliche Kenntnisse durch die Welt zu verbreiten. Durch sie können auch nun arme Menschen bei Lesung nützlicher Schriften ihren Verstand beseelen, oder gleichsam in Bewegung setzen, und ohne großen Aufwand zu machen, sich ebenfalls nützliche Kenntnisse erwerben, mithin selbst Wahrheiten erfinden, welches vorher nur sehr vornehme und reiche Leute thun konnten, weil vor Erfindung der Buchdruckerkunst alle Schriften außerordentlich theuer waren.

So haben also die Menschen alle Künste und Wissenschaften nur nach und nach erfunden, erweitert und verbessert. Sie wurden anfänglich von der Nothwendigkeit, ihre dringenden Bedürfnisse zu befriedigen, hernach aber durch Durst nach Ruhm, und Begierde nach Reichthümern oder nach Gütern, die ein angenehmes Leben gewähren, zum Nachdenken und Erfinden angefeuert. Aber alles dieses hätte auf keine Weise geschehen können, wenn sie nicht in gesellschaftlicher Verbindung fast von Anbeginn her gestanden hätten. Denn derjenige, der zu keiner menschlichen Gesellschaft gehört, kann sich nicht nützlich machen, keine Schätze sammlen, keine Reichthümer, keinen Ruhm erwerben, wie nicht nur die lezthin angeführten Beispiele

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

einiger Menschen, die in der Wildniß aufgewachsen waren, sondern auch einige isolirte Familien, welche sich auf gewissen Inseln im Südmeere, oder in den kalten Gegenden des hohen Norden, wie auch in den afrikanischen und amerikanischen Wäldern aufhalten, und in ihrer gesellschaftlichen Verfassung allerdings ganz nah an die Wildheit grenzen, zur Genüge beweisen.

Aber, sagte Amalie, man findet ja doch die Lebensweise der Einsiedler, die sich in Wäldern niedergelassen haben, und von der menschlichen Gesellschaft fast gänzlich getrennt leben, zuweilen als eine große Glückseligkeit geschildert. Sollte denn auch eine Hütte in einem Garten an der Quelle eines klaren Baches, wo einige Ziegen oder Schaafe weiden könnten, und wo eßbare Wurzeln zu finden wären, ihrem Besitzer nicht ein recht ruhiges und angenehmes Leben gewähren können?

Hierauf will ich nächstens antworten, erwiderte Philalethes, und ließ für heute seine beiden jungen Freunde von sich.

Vierte Unterhaltung.

Zweite Fortsetzung der Betrachtung über Kultur und Aufklärung.

Bloß mißverstandene Religionslehren und Mißmuth über fehlgeschlagene Hoffnungen, oder auch wohl gar arglistige Heuchelei und frommer Betrug, begann Philalethes am folgenden Tage aufs neue, haben zuweilen einige Menschen angetrieben, nicht etwa, sich nicht in die menschliche Gesellschaft zu begeben, denn sie waren darinne bereits alt geworden, und hatten des Guten derselben vielleicht schon gar zu viel genossen, sondern vielmehr nur aus ihr heraus zu treten. Einige von ihnen stifteten zwar dabei zugleich etwas Gutes, indem sie die Reisenden, die sich etwa in den öden Gegenden ihrer einsamen Klausen verirret hatten, freundlich bewirtheten, und wieder zurecht wiesen. Allein die übrigen hatten sich weiter nichts zu thun vorgenommen, als durch unablässiges Gebet und Kasteiung des Leibes ihre und anderer Menschen begangene Sünden abzubüßen. Doch wur-

den sie alle für ihr Thun und Lassen reichlich mit Lebensmitteln und andern guten Dingen versehen. Denn eine solche sonderbare und sehr streng scheinende Lebensart erregte großes Aufsehen unter den ordinären Menschen, die in Dörfern und Städten beisamen wohnten. Diese schenkten also jenen für die Dienste, die sie den Reisenden erwiesen, und für die Mühe, die ihnen das viele Beten verursachte, zeitliche Güter aller Art, und sogar auch Geld in Menge, so, daß viele solche Einsiedlerhütten in der Folge dadurch allmählich zu reichen Landgütern, oder prächtigen Klöstern, ja sogar zu beträchtlichen Fürstenthümern anwuchsen. Alles dieses ist aber nur ehemals geschehen, und geschiehet jezt wenigstens im civilisirten Europa nicht mehr. Denn gegenwärtig haben nicht nur die Reisenden, wegen der fast allenthalben überhand genommenen starken Bevölkerung ehemaliger Einöden, und wegen längst getroffenen Sicherheitsanstalten, keine solchen Zufluchtsörter und Wegweiser mehr nöthig, sondern die Menschen scheinen auch bereits fast allenthalben die Meinung angenommen zu haben, daß die Einsiedler durch ihre Gebete und Leibeskasteiungen keineswegen den Himmel, vielweniger zeitliche Güter verdienen können. Mithin taugen jene von Amalien

erwähnten Lobpreißungen einer einsiedlerischen Lebensweise jezt nichts mehr. Auch darf man diejenigen, die sich dieselbe erwählen, keineswegs für weise halten, und zwar darum nicht, weil sie in ihrem zu sehr eingeschränkten Wirkungskreise lange nicht so viel zum besten der andern Menschen beitragen, mithin ihren Verstand bei weitem nicht so anstrengen dürfen, als diejenigen, welche der ganzen menschlichen Gesellschaft nützlich werden, mithin in der Welt glücklich und zufrieden leben wollen.

Doch dieses bei Seite! Jezt will ich nur noch etwas ausführlicher zeigen, daß auf mancherlei Weise die gestern erwähnten Künste und Wissenschaften, die alle nur einen sehr kleinen und geringen Anfang genommen, mit Hilfe des geselligen Lebens nach und nach sich unter die Menschen weiter verbreitet haben, und immer zu höhern Vollkommenheiten empor gestiegen sind.

Die Kleider der ersten Menschen waren bloß aus Baumblättern und Bellen der Thiere gemacht, weil sie weiter zu nichts dienen sollten, als nur die Blöße einiger Theile des Leibes zu bedecken, und Regen oder Kälte davon abzuhalten. Hernach aber gebrauchten sie die Menschen auch, sich damit zu schmücken. Sie

nahmen unendlich verschiedene Verbesserungen damit vor, und erfanden mancherlei neue Materialien, aus welchen sie bereitet werden konnten. So entstanden nach und nach unzählige Manufakturen, womit sich gegenwärtig viele Millionen Menschen, welche wegen der großen Volksmenge und bereits längst getroffenen Vertheilung der Felder jezt weder Viehzucht noch Ackerbau mehr treiben können, auf das nützlichste beschäftigen, und nicht nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse, sondern auch Wohlhabenheit und Reichthum dadurch erwerben.

Raubthiere und rauhe Witterung zwangen die ersten Menschen, sich armselige Hütten zu bauen, um wenigstens ihre Weiber und Kinder in Sicherheit zu wissen. Hernach bauete man auch Tempel für die Götter, welche nach den damaligen Begriffen der Menschen, wegen ihrer Erhabenheit, mit keinen geringen Wohnungen zufrieden waren. Dadurch stieg nach und nach die Baukunst immer zu höhern Vollkommenheiten, so, daß endlich auch die Menschen ihre eigenen schlechten Wohnhütten in schöne Häuser verwandeln konnten.

Als ferner in Gegenden, wo viele Eisensteine lagen, sehr großes Feuer gebrannt hatte,

da

da sah man, daß diese Steine von der heftigen Gluth geschmolzen, oder in zähes Eisen verwandelt waren. Dadurch gerieth man auf den Gedanken, die Metalle mit Feuer zu behandeln, und nicht nur allerlei Geräthe, sondern auch Waffen, und endlich sogar Statüen, Münzen, Uhren, und unendlich verschiedene andere nützliche Sachen daraus zu verfertigen.

Auch durchwühlte man von ohngefähr an einigen Stellen das Erdreich, und nahm wahr, daß hernach Gras und Kräuter besser darauf als auf einem harten Boden wuchs. Dadurch erwachte der Gedanke, das Feld zu bauen, da man sich vorher nur mit Fischerei, Jagd und Viehzucht beschäftigt hatte. Viehzucht, Ackerbau, Manufakturen und Fabriken sind endlich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß die Gelehrten sie nun auf hohen Schulen unter dem Namen der Land- und Stadt-Wirthschaft allen Menschen, die Lust dazu haben, ordentlich wissenschaftlich vortragen, weil sie die Quellen des Wohlstandes aller kultivirten Staaten sind.

Auf gleiche Weise bemerkte man von ohngefähr, daß einige Kräuter der Gesundheit ganz besonders zuträglich, andere hingegen ihr nachtheilig waren. Liebe und angebohrnes Mitlei-

den trieb daher die Menschen an, heilsame Kräuter für ihre kranken Brüder und Schwestern aufzusuchen, vor schädlichen hingegen sie zu warnen, und mithin den Grund zur Heilkunst zu legen, die ehemals bei einigen Völkern in den Tempeln der Götter erlernet ward, und jezt noch beinah täglich mit neuen Erfindungen bereichert wird.

So ist es wahrscheinlich auch mit unsern schönen Künsten und allen nützlichen Wissenschaften hergegangen. Die ältesten Schäfer und Hirten sahen, daß die Gestirne in ihrem scheinbaren Laufe eine gewisse Ordnung beobachteten. Diese suchten sie genauer kennen zu lernen, weil davon der Wechsel der Witterung, folglich ihre ganze zeitliche Wohlfarth abhieng, und hiedurch legten sie den Grund zu unsern Kenntnissen von den himmlischen Körpern, welche hernach auch Anlaß zur Erfindung der Geometrie gegeben haben. Sie schnitten ferner Rohrpfeifen ab, und bließen zum Zeitvertreibe hinein, wobei sie nothwendig bemerken mußten, daß dadurch ein Klang hervorgebracht ward, wie auch, daß allemal ein hoher Ton entstand, wenn die Röhre kurz und enge, ein tiefer hingegen, wenn sie lang und weit war, und eben diese

Verschiedenheiten des Klanges oder der Töne nahmen sie auch an ausgespannten Fäden wahr, wenn sie mit ihren Fingern darüber hinwegfuhren. Da sie nun die mancherlei Verbindungen der verschiedenen Töne geschickt fanden, sowohl traurige als fröhliche Empfindungen auszudrücken und zu erregen: so bedienten sie sich derselben sofort zu diesem Behuf, und auf diese Weise legte man den Grund zu unserer Tonkunst, welche nun in dem geselligen Leben zu einer so grossen Vollkommenheit gediehen ist, daß durch ihre Zauberkraft sich sogar die heftigsten Leidenschaften der Menschen zuweilen besänftigen lassen. Die ersten Gemälde waren monströse Gestalten, so, wie die ersten Statuen nichts weiter, als unförmliche Klötzer waren, woran man etwas, das einen Kopf vorstellen sollte, und ein paar steife gerade herabhangende Hände geschnizt hatte. Aber in volkreichen Staaten mußten diese und alle andere Künste nach und nach allerdings die höchsten Stufen der Vollkommenheit erreichen.

Hätte nun der gütige Schöpfer den Trieb zu dem geselligen Leben nicht in unser Herz gelegt; so müßten wir alle diese schönen Erfindungen, die uns das Leben angenehm machen, und selbst unserm Geiste die Gelegenheit, sich auszu-

bilden verschaffen, gänzlich entbehren. Denn in der Wildniß und Einsamkeit braucht man nirgends in einem gefälligen Anzuge zu erscheinen. Folglich braucht man auch da keine schönen Kleider, mithin keine Manufakturen, und keine fleißigen Menschen die etwas erfinden. Aus eben dem Grunde würden wir auch da keine bequemen Wohnungen, keinen Ackerbau, keine wohlschmeckenden Speisen, keine reinlichen Kleider, keine Heilmittel der Krankheiten, kein Geld, keine Schriften, keine Lehrer des Guten, und keine Kenntniß von der Erde oder ihren Bewohnern, vielweniger von dem Weltgebäude haben, sondern bloß wie das unvernünftige Vieh leben, und bei weitem nicht so zahlreich seyn, wie wir wirklich sind, weil die meisten von uns entweder verhungern und erfrieren müßten, oder von andern wilden Menschen getödet, und von den reissenden Thieren gefressen würden. Dieß ist wirklich das Bild einiger kleinen Völkerschaften, die noch in keiner ordentlichen gesellschaftlichen Verbindung stehen.

Da nun aber in vielen Ländern die Kräfte des menschlichen Geistes durch das gesellige Leben einmal in Wirksamkeit gesezt worden sind, und in demselben immer fort ohne Unterlaß

noch

noch mehr dazu angereizet werden: so können sie auch nie wieder unthätig werden, sondern müssen beständig fortwirken, und künftig immer noch neue Erfindungen machen, so, daß jede Kunst und jede Wissenschaft unaufhörlich zu höhern Stufen der Vollkommenheit empor steigt.

Hieraus ist aber auch zugleich klar, daß die Menschen sich nicht begnügen können, mit Gütern nnd Vorzügen, die sie schon besitzen, sondern immerdar nach denjenigen Gütern streben müssen, die sie noch nicht in ihrer Gewalt haben, ein Satz den wir daher auch im alltaglichen Weltlaufe offenbar bestätigt finden. Der Gelehrte, der schon ungemein viel weiß, kann sich nicht entbrechen, unaufhörlich noch mehr zu lernen, und seine Kenntnisse noch weiter zu treiben. Der Künstler, den schon die Welt bewundert, bemühet sich beständig, in seiner Kunst noch weit höher zu steigen. Der Reiche ist fast nie zufrieden mit seinem Reichthum, sondern will stets noch viel dazu erwerben, und so ferner. Alles dieses hat aber die gütige Vorsehung mit großer Weisheit so eingerichtet, und unsern Geist mit Fleiß zu einer solchen Kraft gemacht, welche, nachdem sie einmal aufgeregt worden ist, nie ruhen oder unthätig bleiben kann,

son-

sondern immerdar nach neuen und höhern Gütern streben muß. Denn wenn die Menschen mit ihren Umständen und Besitzungen zufrieden wären: so würden sie auch nie daran denken, dieselben zu verbessern und zu erweitern, und auf solche Weise würden sie noch nie etwas nützliches erfunden, folglich sich noch nie kultivirt, vielweniger einen Anfang zur Aufklärung ihres Verstandes gemacht haben.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß wir auch oft irren, und nicht selten nach Gütern streben, die uns durch Mißbrauch offenbar zum Schaden gereichen, wenn wir sie erlangen. Allein der Nachtheil, welcher bisweilen aus dem Mißbrauche solcher Güter erwächst, lehrt gleichwohl oft auch den rechten Gebrauch derselben. Denn die Menschen werden ja mehrentheils aus ihrem eigenen Schaden klug: und so bringen sowohl die geistigen als leiblichen Güter allemal mehr Vortheil als Nachtheil, besonders wenn man hiebei nicht bloß die einzelnen Personen, die sie besitzen, sondern zugleich alle übrige Menschen, auf die sie Einfluß haben, in Betrachtung ziehet und folglich bloß den Vortheil, den sie im Allgemeinen stiften, gehörig erwägt.

Aus allen diesen Betrachtungen erhellet ferner auch, warum Künste und Wissenschaften

desto

desto besser gedeihen und blühen, je volkreicher der Staat ist, der sie in seinem Schooße nährt. Wo nämlich viele Menschen nah beisammen wohnen und in gesellschaftlicher Verbindung stehen, da können ihre Geisteskräfte ungemein lebhaft aufeinander wirken, und sich gegenseitigen Reiz zu allem, was gut und nützlich ist, ertheilen. Da nun in volkreichen Staaten allerlei Künste und Wissenschaften, die zu einem vergnügten Leben und zur Erhebung des Geistes dienen, darum erfunden und mit Beifall aufgenommen werden, weil sich in solchen Staaten bei weitem nicht alle Menschen mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen können, und gleichwohl wegen der angebohrnen rastlosen Thätigkeit ihrer Kräfte nicht unthätig bleiben dürfen: so finden sich daselbst auch stets Menschen in Menge, die solche Künste und Wissenschaften erlernen, verbessern und erweitern, besonders da gewöhnlich Wohlstand und gutes Auskommen damit verbunden ist. Auf solche Art wird also nicht nur die Kultur der Menschheit durch Bevölkerung befördert, sondern die Bevölkerung selbst gewinnet auch gegenseitig wieder durch die Kultur ungemein. Beide bieten einander gleichsam die Hände, weil die eine immer wieder zur Ursache der andern wird, und weil viele Menschen

schen viele neue Künste und Wissenschaften erfinden, oder viele neue Erwerbungszweige anlegen können, wodurch wiederum viele Menschen neue Beschäftigung finden, mithin auch desto mehr Lebensmittel brauchen, und folglich den Landmann durch den wegen der vergrößerten Volksmenge vermehrten Absatz der Produkte seines Fleißes zur Verbesserung der Landwirthschaft anreizen. Aber der Grund von beiden ist nichts anders, als der Trieb nach dem geselligen Leben gewesen. Dieser hat zuerst jene Sehnsucht nach dem Besitz allerlei wünschenswerther Güter und Vorzüge gereizt, mithin das gleichsam schöpferische Erfindungsvermögen des menschlichen Geistes zuerst in Thätigkeit gesezt: und aus diesem sind allerlei Künste und Wissenschaften nebst jener starken Bevölkerung der kultivirten Staaten entstanden. Dabei muß man aber wohl erwägen, daß dennoch alles Gute, alle Wahrheit, alle Kunst und Wissenschaft ursprünglich und unmittelbar aus Gott selbst hervor gegangen ist; denn er hat ja den Menschen, als er ihn schuf, das Vermögen ertheilt, verständig zu werden, und seine Vernunft zu gebrauchen, um ihn dadurch zu seinem Ebenbilde zu machen.

Auch ist aus den bisher fortgesezten Betrachtungen leicht abzunehmen, daß zwar Kultur, nicht aber Aufklärung, sich über ganze Nationen, oder auch nur über die meisten Individuen derselben, verbreiten kann. Denn da leztere hauptsächlich den Geist betrift, folglich nur in der wahren Erkenntniß des Zweckes der Menschen und ihres richtigen Verhältnisses gegen den Schöpfer sowohl, als gegen die Körperwelt bestehet, eine solche Erkenntniß aber bloß durch fleißiges Forschen mit vieler Mühe und beschwerlicher Geistesarbeit erlangt wird, wozu bekanntlich nur sehr wenige Menschen hinlängliche Fähigkeit und Muße haben: so ist klar, daß auch in den allervolkreichsten und kultivirtesten Staaten bloß einige wenige Individuen ihren Verstand selbst aufklären können, indem die übrigen alle entweder mit bloßer Kultur der Sitten und Moden zufrieden sind, oder sich ihr Verhältniß gegen den Schöpfer und seine Geschöpfe, wie auch den Zweck ihres Daseyns, und ihre Pflichten, ohne weiter darüber selbst nachzudenken, von ihren Priestern bekannt machen lassen. Diese sind aber bei vielen grossen Völkern leider selbst bis auf den heutigen Tag noch blinde Wegweiser gewesen, und haben beinah von je her, wenigstens ausserhalb

Europa

Europa und einigen Gegenden von Asien, ihren ungelehrten Mitmenschen, theils aus Uebermuth und Betrug, der ihnen Reichthum und hohes Ansehen verschafte, theils aus eigener Unwissenheit, lauter thörige Märchen und schädliche Lügen als nützliche Religionswahrheiten verkauft, und verkaufen sie, als solche, heute noch. Diese den Völkern einmal beigebrachten irrigen Religionslehren und schädlichen Fabeln haben sich aber in den Gemüthern ganzer Nationen längst schon so veste gesezt, und jene große Menge von Lastern, die dadurch begünstigt werden, ist schon längst so sehr zur Gewohnheit geworden, daß nun solche Völker anders nicht, als nur durch unsägliche Mühe nach und nach zu bessern Einsichten gebracht werden können. Nun haben zuvor auch gute und weise Männer schon seit vielen Jahrhunderten bei verschiedenen Völkern angefangen, mit aller Macht ihres Geistes zu arbeiten, um jene schädlichen Irrthümer von ihrer Höhe herabstürzen, und an dem Wachsthume der Menschheit zu bauen, welches sich nie auf Unwahrheit gründen darf; und zu dieser bessern Begründung hat vor allen Andern bekanntlich der Stifter unserer erhabenen Religion das meiste beigetragen, weil seine Lehren göttlich sind: allein ob die Stärke der

Ver-

Verkehrtheit, mit welcher die Menschen auf den krummen Wegen des Irthums wandelten, nicht viel zu groß war, als daß ihnen die Beispiele und Lehren einiger Weisen, die bisher unter ihnen gelebt haben, bereits eine gerade Richtung zum Wege der Wahrheit haben ertheilen können, oder ob es vielmehr heute noch allenthalben dergleichen Nationalirthümer giebt, an deren Ausrottung die guten Lehrer arbeiten, das wollen wir hier weiter nicht untersuchen. So viel ist jedoch gewiß, daß man gar keine Ursache hat, sich über zu hoch getriebene Aufklärung irgendwo zu beschweren, wie gleichwohl sogar in Deutschland bisweilen geschehen will. Denn die Ausschweifungen, Unordnungen, Laster und Verbrechen, welche leider auch unter uns noch sehr herrschen, entspringen keinesweges aus dem Lichte der Aufklärung, sondern ganz allein aus der Dunkelheit und Finsterniß derjenigen irrigen oder unnützen Lehren, womit man die Köpfe sehr vieler Menschen von Kindheit auf erfüllt, folglich ihren, von Natur vielleicht gesunden Menschenverstand, auf die ganze Lebenszeit lähmt, und zwar um so mehr, weil sie dergleichen finstere Lehren nicht verstehen, mithin sie entweder gar nicht gebrauchen können, oder doch ganz verkehrt anwenden. Wäre irgendwo ein Volk

wirklich durchaus aufgeklärt: so würden gar keine Unordnungen und Laster, vielweniger Kriege, bei ihm jemals mehr existiren, indem da nichts als Tugenden und Liebeswerke allerwärts auf der Tagesordnung stehen könnten, wodurch der Arme dem Reichen, der Reiche dem Armen, der Vorgesezte dem Untergebenen, der Untergebene dem Vorgesezten, und überhaupt alle Individuen einander das Leben angenehm, und ihr Vaterland zu einem wahren Paradiese machen würden — Leider findet man aber ein solches Volk auf Erden gegenwärtig noch nicht!

Gleichwohl muß man an dem Wachsthume der Menschheit nicht verzagen, so langsam es auch immer von Statten gehen mag. Völker und einzelne Menschen werden nämlich, im Ganzen genommen, nicht von Tage zu Tage schlimmer, wie man zuweilen sagt, sondern vielmehr verständiger und besser. Denn wir erlangen ja täglich durch die Erfahrung neue Kenntnisse von dem, was gut oder böse, nützlich oder schädlich, wünschenswerth oder verabscheuungswürdig ist. Wir haben die Schicksale der ältern Völker vor uns, und lernen aus der Geschichte, daß die Menschen unglücklich geworden sind, wenn sie unvernünftig

oder

oder schlecht gehandelt haben. Daher können wir uns an ihren Beispielen spiegeln, und uns bestreben, klüger zu handeln, um glücklicher zu werden. Freilich besitzen bei weitem nicht alle Mitglieder eines großen Volkes hinlängliche Mittel und Muße, die Geschichte der Völker und Menschen sich aus dem Grunde bekannt zu machen. Allein sie haben doch alle wöchentlich wenigstens ein paar Stunden lang Gelegenheit, sich durch die Volkslehrer von der nützlichen Anwendung lehrreicher, aus der Geschichte hergenommener Beispiele unterrichten zu lassen. Diese haben aber allerdings von Jugend auf Muße genug, aus den Erkenntnißquellen der Vorzeit sowohl, als aus ihrer eigenen Vernunft, bis auf den Grund zu schöpfen, folglich die Mittel zu finden, durch welche man glücklich werden kann, und welche sie daher auch ihren Mitbrüdern, die ihr Brod mit körperlichen Arbeiten kümmerlich verdienen müssen, bekannt machen, mithin dennoch allmählich einen merklichen Grad von Aufklärung über das ganze Volk verbreiten können.

Für unsere ältesten Vorfahren hingegen flossen die meisten dieser Erkenntnißquellen noch nicht, weil die Wirkung ihrer Vernunft noch

sehr schwach, und ihre Geschichte an interessanten Begebenheiten, die sie noch dazu aus Mangel der Schrift größtentheils immer wieder vergaßen, sehr arm war, daher man sich auch gar nicht wundern darf, daß auch sogar kultivirte Menschen und Völker ehemals noch viel grausamer miteinander umgegangen, und noch weit lasterhafter gewesen sind, als jezt.

Auf gleiche Weise sind gedachte Erkenntnißquellen auch bei jenen Völkern, die in armseligen unfruchtbaren Ländern von allen übrigen Bewohnern der Erde abgesondert leben, von je her verstopft geblieben, und zwar darum, weil in solchen Gegenden die Volksmenge, wegen Mangel an Lebensmitteln und andern menschlichen Bedürfnissen, sehr klein, folglich das Band gesellschaftlicher Verbindung ungemein schwach ist, so, daß da die Menschen durch ihre Verstandeskräfte gar nicht merklich auf einander wirken, und mithin auch keine merklichen Fortschritte in der Kultur, geschweige in der Aufklärung machen können, sondern vielmehr so lange in einer Art von Wildheit bleiben müssen, als es ihnen an allen Bedürfnissen, die zu einem gemächlichen Leben gehören, und an Bevölkerung sowohl, als an ausgebreiteten

Bekanntschaften mit andern Nationen gebricht. Freilich sind solche Menschen, die das Loos einer so elenden Lebensart auf Erden getroffen hat, sehr zu bedauren. Aber dieß ist eins von den unvermeidlichen physischen Uebeln, die der weise Schöpfer wahrscheinlich deswegen hat Statt finden lassen, daß wir das viele Gute, welches in der Welt ist und, im Ganzen genommen, das Böse bei weitem überwiegt, um so lebhafter empfinden und erkennen mögen. Denn wofern gar nichts Böses in der Welt wäre: so würden wir auch von dem Guten keinen Begriff haben, weil dann die ganze Natur einem Gemälde ähnlich seyn würde, welches durchaus mit einer und eben derselben glänzenden Farbe gemalt, aber gar nicht schattirt wäre, mithin auch von keinem Menschen für schön könnte gehalten werden.

Wird aber auch Gott, fiel hier Amalie ein, dergleichen Menschen, die in diesem Leben ein so übeles Loos trift, in dem andern Leben dafür schadlos halten?

Mittel und Wege dazu, versezte Philalethes, wird Gott wohl wissen! Aber diese Mittel und Wege kennt wohl kein Mensch, am wenigsten ich, daher ich auch obige Frage nicht

beantworten kann. Doch angenommen, daß die Seligkeit solcher Menschen in jenem Leben bloß den Tugenden und Erkenntnissen, die sie in diesem Leben ausgeübt und erlangt haben, angemessen, folglich an keine Entschädigung ihres hier getroffenen schlechten Looses zu denken wäre: haben denn die Menschen überhaupt ihren Schöpfer etwas zuvor gegeben, das er ihnen wieder vergelten muß? Genug, solche, in ihrer Lebensart an die Wildheit gränzende, Menschen schätzen sich dennoch äußerst glücklich! Sie empfinden ihr Ungemach nicht, und verlangen keinesweges, ihre elenden ekelhaften Speisen und Kleider, oder ihre traurigen Sitten und Gewohnheiten mit den unsrigen zu vertauschen!

Warum ist aber, fragte Karl, das moralische Böse in die Welt gekommen? Daß das physische Uebel unvermeidlich gewesen sey, sezte er hinzu, glaube ich wohl: aber das moralische, deucht mich, wäre nicht nöthig gewesen?

Nöthig vielleicht nicht, antwortete Philalethes. aber eben so unvermeidlich, wie das physische, weil es aus diesem entsprungen ist. Hätte der Erdboden von Anbeginn zu allen Jahreszeiten und in allen bewohnten Gegenden

sein

sein Füllhorn freiwillig über die Menschen ausgeschüttet, und ihnen ohne bearbeitet zu seyn, alle Lebensbedürfnisse, alle Reichthümer, und alle Güter, die ihre Herzen nur immer begehren konnten, im überflüssigen Maaße geliefert, oder hätte der Schöpfer dem Menschen die Fähigkeit etwas Böses zu thun, gänzlich genommen: so würde man freilich weder von Lastern noch Verbrechen etwas wissen. Aber hiebei wäre nur zu bedenken, daß dann auch kein Mensch weder durch Weisheit noch Tugend, weder durch Erfindung nützlicher Dinge, noch durch Ausführung wichtiger Unternehmungen sich Ruhm oder Dank bei andern Menschen, und eben so wenig solche Güter, die den Geist erheben und beseligen, würde erwerben können. Man würde da sogar die Tugenden und Verdienste auch nicht einmal dem Namen nach kennen, so, wie dann auch keine Laster und Verbrechen wegen Mangel an der dazu nöthigen Fähigkeit unter den Menschen Statt finden könnten. Mithin wäre in einer solchen Welt, wo gar kein physisches Uebel zu finden wäre, oder wo die Menschen alle ihre Wünsche nur äußern dürften, um sie sogleich erfüllt zu sehen, gar kein Reiz, gar kein Grund zu irgend einem Laster oder zu irgend einer Tugend gedenkbar,

und folglich wäre sie, ohne moralisches Uebel, ebenfalls einem unschattirten Gemälde ähnlich, mithin gar nicht schön. Nun aber, da Gott uns die Fähigkeit gelassen hat, in Irthum und Laster zu gerathen, und da allenthalben auf Erden kein Verdienst ohne Tugend, kein Ruhm ohne Anstrengung der Leibes- oder Geistes-Kräfte, kein Brod ohne im Schweiße des Angesichts erlangt werden mag, überdieses auch viele sehr hochgeschäzte Güter platterdings nicht allen Menschen, sondern bloß einigen wenigen, erreichbar sind, ohngeachtet alle ängstlich darnach streben: so müssen sich freilich Reize genug finden, welche Neid, Habsucht, Haß, Unterdrückung, Betrug, Raub, Arglist, und andere Laster erwecken, und welche den Tugenden einen desto höhern Glanz gewähren, je vollständiger der Sieg ist, welchen diese über jene davon tragen.

Die ersten Reize, die die Menschen zu Lastern verleiteten, bestanden daher auf der einen Seite in der Begierde nach Reichthum und Wollust, wie auch in Uebermuth, oder in überwiegender körperlicher Stärke, und in der Sucht zu herrschen, auf der andern hingegen in Armuth, Blöße, Hunger, körperlicher Schwäche,

Kleinmüthigkeit und Verachtung, oder Druck, den sie von den Stärkern erlitten. Bald hernach kamen aber auch die verschiedenen positiven Religionsmeinungen dazu, wodurch dann vollends alle Leidenschaften der Menschen, besonders aber die Begierde, einen großen Namen bei den Göttern zu erlangen, so, wie auch der Haß gegen diejenigen, welche mit ihnen nicht einerlei Götter verehrten, auf das heftigste in Bewegung gesezt wurden. Welche böse Folgen aber die Begierde nach Ruhm und Ansehen oft nach sich ziehen kann, das lehrt schon die Erzählung von Kain, der mit seinem Opfer bei Jehovah nicht so viel Ehre und Ruhm als Abel, erwarb. Mehr solche Beispiele brauche ich aber nicht anzuführen, weil die ganze Geschichte davon voll ist, und weil in vielen Ländern heute noch welche vorfallen. Auch darf ich nicht erst mit Beispielen beweisen, welches Unheil, welche Grausamkeiten, welche Sünde und Schande der, den meisten Menschen von Kindheit auf eingeprägte, Religionshaß in der Welt gestiftet hat, und noch stiftet; denn dieses alles ist ebenfalls weltkundig. Nun haben zwar, wie schon gesagt, freilich nur jene alten Religionsdiener oder Priester bei verschiedenen Nationen, vielleicht zum Theil aus eiteler Herrschbegierde

oder Stolz, vorzüglich aber, und gewiß größtentheils, aus eigener Ignoranz den Grund zu solchen Uebeln gelegt, und verdienen daher wohl, als die Urheber mancher tief eingewurzelten, bei manchen Völkern fast allgemein herrschenden, Laster betrachtet zu werden. Allein wenn zuweilen diesen ehemaligen Priestern sogar der Vorwurf gemacht werden will, daß alles moralische Böse durch sie in der Welt gestiftet worden sey: so ist ein solcher Vorwurf offenbar viel zu sehr übertrieben, weil nicht sie allein, sondern alle Menschen die Fähigkeit besitzen, Böses zu stiften, und öfters den Reizen, dasselbe zu stiften, ebenfalls nicht hinlänglich widerstehen.

Menschen, deren Verstand einmal aufgeklärt ist, und mithin in voller Kraft auf der Bahn der Tugend und Weisheit forteilt, mögen immerhin zuweilen durch Regung schädlicher Leidenschaften zu bösen Handlungen gereizet werden, sie können dennoch von ihrem geraden Wege, der zur wahren Glückseligkeit führt, nicht leicht abweichen, sondern müssen vielmehr darauf immer gerade fortwandeln, weil sie die Leidenschaften zu überwinden gelernet haben, und weil die Kräfte oder die Reize der Wahrheit

und

und Weisheit, wodurch sie auf die Bahn der Tugend getrieben worden, viel zu stark sind, als daß die schwachen Kräfte der bekämpften und besiegten thierischen Leidenschaften sie auf die Seite lenken, und ihre gerade Richtung ändern können. Beinah das nämliche mag auch wohl von ganzen Völkern gelten. Wo nämlich diese seit ihrer Existenz tugendhafte und weise Volkslehrer gehabt haben, da wandeln die meisten Individuen derselben ebenfalls auf dem Gleise der Tugend und Wahrheit ungehindert fort, ob gleich einige wenige unter ihnen sich bemühen, Irthum und Laster zu verbreiten. Denn eine große Masse, die mit schnellem Fluge einmal auf ihrer Bahn forteilt, läßt sich nicht leicht aufhalten, oder nach einer andern Richtung lenken, und eben daher kömmt es, daß bei manchen Völkern überaus milde Sitten und viele Tugenden herrschen, manche Laster und Verbrechen hingegen, die bei andern Völkern sich sehr häufig finden, äußerst verabscheuet werden. Aber so schwer es immer seyn mag, dem Geiste eines ganzen Volkes eine schiefe und krumme Richtung zu geben, wenn er sich mit voller Kraft auf der guten geraden Bahn befindet: eben so schwer ist es doch gewiß auch, wo nicht noch schwerer, ihn auf den geraden Weg zu

leiten.

leiten, wenn er gleich anfänglich bei seiner Entwickelung und Bildung mit zu vielen Irthümern überladen, und mit zu starken Reizen zu lasterhaften Handlungen angetrieben worden ist; denn jene erstern starken Reize dauern, wie die Wirkung des ersten heftigen Stoßes, den man einem freischwebenden Körper versezt, gar zu lange, das heißt, sie treiben den Geist einer solchen Nation unaufhörlich auf krummen Wegen von einem Irthume, von einem Laster zum andern, daher denn auch leicht abzunehmen, daß dieser nur durch unsägliche Müh und unermüdeten Fleiß rechtschaffener Volkslehrer nach und nach auf das gerade Gleis wahrer Tugenden geleitet werden kann.

Aus dem allen, was ich bisher gesagt habe, wird nun endlich zur Genüge erhellen, daß die Kultur der Menschen sowohl, als die Erweiterung ihrer Kenntnisse, und mithin auch die daraus erwachsende Moralität hauptsächlich von den Umständen abhange, unter welchen sie sich auf Erden befinden nämlich von den Begebenheiten, die sich um sie herum zutragen, oder zugetragen haben, dann von den übrigen Menschen, mit welchen sie in Verbindung stehen, ferner von den Speisen oder andern Gegenständen und Bedürfnissen, die sich ihren Sinnen dar-

darbieten, oder ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und von dergleichen Dingen mehr, die aber zulezt alle einzig und allein von der Beschaffenheit und Güte der Länder die sie bewohnen, und von ihrer Verbindung mit andern Völkern abhangen.

Einige Länder, die einen strengen unfruchtbaren Boden, und ein rauhes Klima haben, widersetzen sich gleichsam von Natur der Verschönerung, oder dem Wachsthume des menschlichen Geistes, dieweil im Gegentheile viele andere Gegenden, die mit einem fruchtbaren Boden und mildem Himmel gesegnet sind, gedachte Verschönerung augenscheinlich befördern. Von der höhern oder niedrigen Würde der menschlichen Seele hängt aber überdieses insgemein auch die größere oder geringere Schönheit ihres Körpers, besonders der Gesichtszüge ab, und von diesen weiß man, daß die sehr verschiedenen Gegenden des Erdbodens ungemein große Verschiedenheiten zwischen ihnen bewirken, welches also im Allgemeinen genommen, wie gesagt, auch von den Eigenschaften und Kräften der Seele selbst gelten wird.

Nächstens wollen wir uns die äußerlichen Verschiedenheiten der Völker, und einige ihrer be-

besondern Sitten bekannt machen, sezte Philalethes hinzu, indem er diese Betrachtung schloß, und seine beiden Eleven für heute entließ.

Fünfte Unterhaltung.

Merkwürdige Verschiedenheit ganzer Völker.

Zwar findet man, fuhr Philalethes nach einigen Tagen aufs neue fort, sogar in einer und eben derselben Familie oft ganz verschiedene Gesichtszüge, da zum Beispiele die Aeltern öfters mit wohlgebildeten, die Kinder hingegen mit minder schönen Nasen versehen sind, so, wie das nämliche auch bei dem Munde, den Augen und übrigen Theilen des Leibes nicht selten Statt findet. Allein diese geringen Verschiedenheiten der Bildung des Menschen sind eben nicht sonderlich merkwürdig, und kommen daher hier gar nicht in Betrachtung, weil sie gewöhnlich nur einzelne Theile des Angesichtes oder des übrigen Körpers betreffen, und sehr zufällig sind, auch bekanntlich unter ganz nahen Bluts-

verwandten auf mancherlei Art abwechseln, so, daß nicht selten die Nichte ihrer Tante, der Enkel dem Großvater wieder ähnlich wird, und so ferner. Daß es aber ganze Nationen giebt, welche nicht etwa nur in Kleinigkeiten, sondern theils in Ansehung der Form des ganzen Körpers, besonders des Kopfes und Haarwuchses, theils in Hinsicht auf Größe und Farbe von uns ungemein weit abweichen, das ist allerdings eine sehr merkwürdige Sache, die unsere Aufmerksamkeit gar wohl verdient, und welcher wir daher ebenfalls etliche Stunden widmen wollen, um die nöthigen Betrachtungen darüber anzustellen.

Um hierin eine gewisse Ordnung zu befolgen, wollen wir uns fürs erste die merkwürdigsten Abweichungen der äußerlichen Form des menschlichen Körpers, dann den verschiedenen Haarwuchs, ferner die verschiedene Statur und Farbe, jedes ins besondere bekannt machen, und zulezt zusehen, ob wir die Menschen etwa in etliche sogenannte Rassen, oder merklich von einander abweichende Spielarten eintheilen können.

Was nun die vornehmsten Abweichungen der äußerlichen Gestallt betrift: so sind selbige haupt-

hauptsächlich an den Köpfen auf eine auffallende Weise bemerkbar, wie aus diesen Bildern — Tab. I. — erhellet, welche ich eben zu dieser Absicht zum Theil nach der Natur, zum Theil aber nach zuverlässigen Kupferstichen für Euch gezeichnet habe, und welche die Schädel von Menschen aus verschiedenen Nationen vorstellen.

Nr. 1 bedeutet einen von allem Fleische entblößeten Kopf eines Deutschen, und so, wie dieser, sind auch, bis auf einige geringe Abweichungen, die Schädel der übrigen Europäer gebildet. Er unterscheidet sich von den Köpfen anderer Völker durch seine angenehme Wölbung, da er gleichsam aus zwei ovalen Körpern bestehet, welche winkelrecht gleichsam in einander geschoben sind, und wovon der eine mit seinem dickern Ende das Hinterhaupt, mit seinem dünnern hingegen die Stirn bildet, indem der andere mit seinem dickern Ende den Scheitel, und mit seinem dünnern das Kinn darstellet. Ueberdieses zeichnet sich die gewölbte, breite und hohe Stirn sowohl, als die wohlgebildete Kinnlade in unsern Augen vor den nämlichen Theilen der meisten übrigen hier abgebildeten Schädel an Schönheit vorzüglich aus, so, wie auch die schön gebogenen Schläfe, ferner die weder zu

viel

viel noch zu wenig erhobenen Backenknochen, und endlich die ziemlich hervorstehenden geraden Nasenbeine unsern Wohlgefallen erregen, daher denn auch manche Europäer dafür halten, daß an dieser schönen Bildung der Hirnschädel ihre großen Geistesfähigkeiten zu erkennen wären.

Nr. 2 hingegen stellt einen Türkenkopf dar, der ebenfalls zu den Europäern gezählet werden muß, ohngeachtet er in manchen Stücken von Nr. 1 beträchtlich abweicht. Hier ist nämlich der eigentliche Hirnschädel zwar nicht oval, sondern fast kugelrund, aber seine Bildung ist gleichwohl auch schön, und seine breite Stirn, wie bei dem Deutschen, mitten über der Nase nicht eingedrückt, sondern etwas erhoben und angenehm gewölbt. Und obgleich die Backenknochen und andern Theile des Angesichtes hier beträchtlich stärker, als bei dem Deutschen ausfallen: so stehen sie doch alle in einem schönen Verhältnisse gegen einander. Ueberdieß ist auch zu erwägen, daß gedachte kugelrunde Form selbst nicht einmal von Natur den Türkenköpfen eigen ist, sondern vielmehr gleich von der Geburt an durch Drücken und Binden von den Hebammen und Müttern so rund geformt wird, und zwar deswegen, daß

dann der sogenannte türkische Bund recht schön darauf sitzen soll. Aber freilich mag sich die Natur bereits auch an diese Künsteleien gewöhnen, und sie nun wirklich oft genug nachahmen.

In Ansehung dieses kurzen Hinterhauptes und der starken Kinnlade sind ferner auch die Köpfe der südöstlichen Asiaten, oder der Ostindier, den Türkenköpfen ähnlich, unterscheiden sich aber von ihnen vorzüglich durch die spitzige Wölbung des Hirnschädels, dessen beide Seitenwände gleichsam wie die Seitenwände eines Nachens flach gedrückt sind, und oben am Scheitel ziemlich spitzig zusammen laufen. Von einem solchen Kopfe habe ich Euch jedoch kein Bild entwerfen können, weil kein Raum dazu auf dieser Tafel übrig war.

Nr. 3 stellt den Todenkopf eines alten Aegypters vor, der vielleicht schon vor den Pharaonen gelebt hat, weil er von einer Mumie genommen ist, und weil der Kopf selbst auch andere Kennzeichen eines ungemein hohen Alterthums an sich trägt. Er unterscheidet sich von den übrigen Köpfen erstlich durch den ziemlich engen Hirnschädel, der an den Seiten etwas platt gebildet ist, zweitens durch eine zwar kleine, aber sehr schön gewölbte Stirn, drittens

durch die schön gekrümmten Bogen der Augenbrämen, die auch beträchtlich erhoben sind, viertens durch die großen und und nahe aneinander stehenden Augenhölen, fünftens durch die große Länge des Angesichtes, sechstens durch die vorzügliche Stärke der Kinnlade, und endlich durch die großen Vorderzähne, welche noch dazu nicht scharf, wie unsere Schneidezähne anderer Menschen, sondern stumpf oder zylindrisch gebildet, und mit großen dicken Kronen versehen sind, folglich sich von den Backenzähnen gar nicht unterscheiden. Auch scheint aus dem ganzen Baue dieses Kopfes gleich beim ersten Anblicke, zwar nicht viel Schönheit und Grazie, aber Erhabenheit und Größe, die nur zum Himmel sich erhebt, hervor zu leuchten; und eben diese Größe und Erhabenheit findet man auch an allen den berühmten alten ägyptischen Kunstwerken, denen bekanntlich Eleganz und Grazie gänzlich fehlt.

Nr. 4 bedeutet den Kopf eines Kosaken von denen, die am Donflusse oder Tanais im südlichen Rußland wohnen, und daher donische Kosaken heißen. Sein ganzer Bau ist beim ersten Anblicke fast schrecklich. Denn er hat eine platte Stirn, unter welcher die sehr

 erho-

erhobenen Bogen der Augenbrämen über der Nase fast gänzlich zusammenstoßen, und gar nicht wie bei andern Europäern durch eine schöne breite Nasenwurzel von einander getrennet sind. Ueberdieß ragen nicht nur die starken Backenknochen und Augenbogen über die tiefliegenden weiten Augenhölen hoch empor, sondern die Oeffnungen der Nase sind auch sehr groß und weit. Betrachtet man endlich die Kinnlade: so findet man, daß ihre Ecken ungemein weit vorstehen und fast eine widernatürliche Größe und Stärke haben. Auch ist noch die erstaunliche Vestigkeit und Stärke aller dieser Theile zu bewundern; denn sie gleichen an Härte dem härtesten Marmor, und lassen sich daher kaum mit einem Hammer zerschlagen.

Nr. 5 ist das Bild eines Kalmückenschädels, oder des Todenkopfes eines Mongolen von denen, die in der großen Tatarei theils am kaspischen See, theils an der Wolga umher ziehen, und Kalmückentataren heißen. Er hat ein halbkugelförmiges Hinterhaupt, einen mützen- oder kappen-förmigen, obenher flachen, und an beiden Seiten über den Schläfen erhobenen Scheitel, eine sehr niedrige hervorstehende Stirn, fast wie die Affen, ein plattes, oder viel-

vielmehr eingebogenes, rundes Angesicht, ganz kurze und eingedrückte Nasenbeine, die gar nicht über die daneben stehenden Backenknochen hervorragen, kleine Nasenlöcher, ein hervorragendes Kinn, flache Backenknochen, und ziemlich kleine Augenhölen, über welchen sich die Bogen der Augenbrämen gar nicht erheben, sondern flach erscheinen, und über der Nasenwurzel sich mit einander vereinigen. Das hervorstehende Kinn verursacht in dem Profile des ganzen Angesichts einen sehr einwärts gebogenen Umriß, welcher uns desto unangenehmer deuchten muß, je mehr die Profile der übrigen Angesichter lauter auswärts gebogene Krümmungen vorstellen. Die niedrige Stirn, die tiefliegenden kleinen Affenaugen, wie auch das einwärts gebogene Profil, sind, wie man sagt, Merkmale der Feigheit und Raubgierde, indem die kleine platte Nase mit dem vorstehenden spitzigen Kinn die Trägheit gedachter Menschen anzeigen soll, welche Meinung wir aber an ihren Ort wollen gestellt seyn lassen.

Nr. 6 stellt den Todenkopf eines Negers vor. Er unterscheidet sich von den Todenköpfen der Europäer und verschiedener anderer Völker nicht allein durch die sehr flache Ba-

sis eines ziemlich langen Hinterhauptes, welches aus einem sehr starken Knochen bestehet, der den Nacken bildet, sondern auch durch die tief unter die Stirn hinein gedrückte Nasenwurzel, und weit hervorspringenden Nasenbeine, so, wie durch die weit hervorragenden Zahnhölen, der ziemlich tief liegenden Augen nicht ein mal zu gedenken. Man würde die Bildung eines dergleichen Negerkopfes zweifelsohne für schön halten, wenn nur die so tief liegende Nasenwurzel nicht jene einwärtsgebogene dickplätschige Negernase verursachte, und wenn gedachte weit hervorstehenden Zahnhölen nur nicht jenen dicken zu weit hervorstehenden Mund bewirkten; denn beides ist Ursach, daß dieses Volk gewissermassen den Affen ähnlich zu seyn scheint, mithin uns Europäern freilich nicht recht gefallen will. Nach der Meinung einiger Physiognomen soll der starke Nacken zwar anzeigen, daß diese armen Menschen gleichsam von der Natur bestimmt wären, das Joch der Sklaverei zu tragen: allein fürs erste haben bei weitem nicht alle Neger einen solchen gar zu starken Nacken, und fürs zweite mag er auch wohl bei denen, die ihn haben, bloß darum so stark geworden seyn, weil sie und ihre Vorfahren schon durch viele Generationen hindurch

durch aus Armuth gezwungen gewesen sind, jenes harte Joch zu tragen.

Nr. 7 stellt den Todenkopf eines Nordamerikaners vor, woran aber die Kinnlade fehlt. Er ist in Hinsicht auf seine Form im Ganzen genommen dem Kalmückenkopfe ähnlich, indem er gleichfalls einen obenher ziemlich platten, an beiden Seiten hingegen erhobenen Scheitel, wie auch eine niedrige Stirn hat, unter welcher sich die Bogen der Augenbrämen nicht merklich erheben. Aber er unterscheidet sich von ihm durch die mehr hervorstehenden Backenknochen und Nasenbeine, so, wie er überhaupt von allen andern Todenköpfen durch die außerordentliche Größe der in den Nasenhölen befindlichen beinernen Geruchswerkzeuge ungemein abweicht, woraus man aber auch zugleich abnehmen kann, daß der Sinn des Geruchs bei diesen Menschen vorzüglich scharf seyn muß.

Nr. 8 stellt endlich den Schädel eines Karaiben von der Insel Sankt Vincent vor. Dieser zeichnet sich durch seine überaus weit rückwärts geneigte Stirn, wie auch durch seine erstaunlich schief in die Höhe sehenden Augenhölen, und langen Nasenbeine aus. Dazu sind hier die Vorderzähne

nicht mit Schneiden, wie die unsrigen, und auch nicht mit Kronen, wie die Vorderzähne des vorhin gedachten Mumienkopfes, versehen, sondern haben durchaus eine zylindrische Form, indem sie nur am Ende schief abgestumpft, und nach Innen zu der Länge nach ein wenig eingekerbt sind.

Nimmt man daher nun alle diese acht Schädel in eine allgemeine Uebersicht, um sie mit einander zu vergleichen, und ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit aufzufinden: so siehet man sogleich, daß der Kalmück sowohl als der Neger dem Deutschen nicht nur am wenigsten ähnlich ist, sondern auch daß beide selbst an Aehnlichkeit am weitesten von einander abweichen, ich sage, man findet sogleich, daß diese drei Köpfe vor allen übrigen die geringste Aehnlichkeit gegen einander haben. Dafür scheint sich aber der Türke dem Deutschen und Aegypter in Hinsicht auf die Gefälligkeit der Bildung zu nähern, da im Gegentheile der Kosak zunächst mit dem Kalmücken, dieser hingegen zunächst mit dem Nordamerikaner, und endlich dieser mit dem Caraiben verwandt zu seyn scheint, so, daß also der Neger für sich allein stehen bleibt, und zu keinem von den übrigen gezogen werden kann.

kann. Wollte man mithin die vorhin erwähnten ostindischen Spitzköpfe, von welchen aber auf dieser Tafel kein Bild stehet, noch dazu rechnen: so ließe sich das Menschengeschlecht, wenn man die Bewohner der Inseln im stillen und südlichen Meere vor der Hand noch mit zu den Ostindiern zählete, nach der Hauptverschiedenheit ihrer Köpfe in vier verschiedene Rassen eintheilen, nämlich in die europäische, mongolische, kaffrische und ostindische. Dann würde man aber zu der europäischen auch die Bewohner der nördlichen Küsten von Afrika und vieler westlichen Gegenden von Asien, zu der mongolischen hingegen alle Bewohner des nordöstlichen Asiens, und alle nationale Nordamerikaner zählen müssen, indem ferner zu der kaffrischen nicht nur alle Bewohner von Afrika bis auf diejenigen, welche sich an den nördlichen und nordöstlichen Küsten aufhalten, sondern auch die Asiaten, welche in dem südlichen Arabien wohnen, zu rechnen seyn dürften, so, daß für die ostindische außer den südöstlichen oder südlichen Asiaten und Bewohnern des ostindischen Archipelags noch die Südindier und Südamerikaner übrig bleiben würden.

Allein es dürfte für uns überhaupt eine sehr schwere, und eben so unnütze als undank-

bare Arbeit seyn, wenn wir versuchen wollten, das ganze Menschengeschlecht ordentlich in verschiedene Rassen oder Arten zu zerschneiden, oder jede Rasse in ihre vestgesezten Grenzen einzuschliessen. Denn der gütige Schöpfer hat, wie ich schon ehemals bemerkt habe, der Natur das Gesetz der Mannichfaltigkeit eingeprägt, nach welchem sie nie zwei Grashalme oder zwei Baumblätter, geschweige denn zwei Menschen, einander vollkommen ähnlich machen darf, und gleichwohl im Allgemeinen betrachtet immer auf eine gewisse Aehnlichkeit aller organischen Wesen hinwirken, das heißt, auf Einheit im Ganzen, und auf Mannichfaltigkeit in den Theilen desselben, hinarbeiten muß. Freilich läßt sich zum Beispiele leicht wahrnehmen und bestimmen, worinne sich die Menschen von den Pferden wesentlich unterscheiden: aber gewisse unabänderliche Kennzeichen der einen und andern Menschenart, oder der einen und andern Pferderasse deutlich und bestimmt anzugeben, das ist vielleicht ganz unmöglich. Auf solche bestimmte Abtheilungen des menschlichen Geschlechts wollen wir uns daher nicht einlassen. Wenn wir aber dennoch in der Folge die Völker unter verschiedene Rubriken zusammen ordnen, oder sie gleichsam in gewisse Rassen einthei-

theilen: so geschiehet solches doch nur deswegen, weil wir außerdem in der Beschreibung der Merkwürdigkeiten, wodurch sie sich vor einander auszeichnen, keinen bequemen oder ordnungsmäßigen Leitfaden finden würden — Doch wir gehen in unserer Betrachtung weiter.

Was nämlich die Form der übrigen beinernen Theile des menschlichen Körpers betrift: so zeigen sich die Abweichungen derselben zwar bei weitem nicht so national, wie an den Köpfen, indem sogar oft Brüder und Schwestern von ziemlich verschiedener Bildung des Körpers gefunden werden. Allein man kann doch das Menschengeschlecht in Hinsicht auf den Gliederbau, allgemein betrachtet, vielleicht in zwei Rassen eintheilen, nämlich in die kaukasische und mongolische, davon die erstere sich durch Gliedmassen von einem schlanken Wuchse, die allenthalben sanfte nach schönen Wellenlinien geformte Schwingungen bilden, im Ganzen genommen vor der letztern auszeichnet, indem dagegen diese mit einem sehr vesten aber plumpen und eckigen Knochenwerk ausgerüstet zu seyn scheint — Von diesen beiden Hauptrassen oder Völkerstämmen werde ich Euch künftig ebenfalls noch etwas ausführlicher erzählen.

Was ferner die Statur der Menschen anbelangt: so scheint sich diese allerdings auch als ein nationales Unterscheidungszeichen der Völker zu erkennen zu geben. Denn obgleich die meisten Menschen auf Erden die bekannte mittlere Größe haben: so giebt es doch einige Länder, deren Bewohner fast alle sehr groß, und andere, wo sie sehr klein sind. Wir wollen also fürs erste die niedrigste, dann die mittlere, und endlich die größte Größe der Völker betrachten.

Menschen der niedrigsten Größe sind nur etwa vier bis fünfthalb Fuß hoch, und können füglich den allgemeinen Namen der Polarmenschen führen, weil sie näher an den Polen als andere Menschen wohnen, mithin sich nur an den äußersten Enden der bewohnbaren Erdfläche aufhalten. Auf der nördlichen Halbkugel giebt es im kalten Erdgürtel jezt vieles Land, welches mit solchen kleinen Menschen, die verschiedene Völkerschaften ausmachen, besezt ist. Sie sind unter dem Namen der Lapländer, Samojeden, Ostiaken, Tschuktsis, Eskimos und Grönländer bekannt, wovon aber freilich auch einige Individuen beinah eine mittlere Größe haben, besonders aber diejenigen, deren Wohnsitze nicht

ganz

ganz hoch im Norden liegen, sondern an die Wohnsitze der Menschen von mittlerer Größe grenzen. Auf der südlichen Halbkugel hingegen ist die Erdfläche ganz anders beschaffen. Dort hat man in der kalten Zone und nahe dabei bisher noch gar kein Land, und mithin auch keine Menschen entdeckt, bloß einige wenige von sehr kleiner Statur ausgenommen, welche zunächst an dem jenseitigen Pole auf der südlichen Spitze von Amerika, oder auf dem sogenannten Feuerlande wohnen, und von den Weltumschiffern Candish, Bougainville, Cook, Forster und andern beschrieben worden sind. Ohngeachtet nun dieses Land zwar bei weitem noch nicht bis in den kalten Erdgürtel nach Süden hinab reicht: so hat es dennoch ein überaus kaltes Klima, wie schon daraus zur Genüge erhellen mag, daß daselbst gedachte Weltumschiffer auch sogar im December und Januar, auf welche beiden Monathe in jenen Gegenden die größte Sommerwärme fällt, beinah erfroren sind. Auch ist zu bemerken, daß nicht alle Bewohner dieser traurigen und ziemlich öden Insel der sogenannten neuen Welt so sehr klein sind, sondern nur diejenigen, welche sich in den höchsten und kältesten Gegenden derselben aufhalten. Bougainville nannte

sie

sie Pescherås, weil sie ihm dieses Wort, welches wahrscheinlich so viel, als Friede oder Freund bedeutet, oft zuriefen, als er zu ihnen kam. Die ganze Anzahl derselben soll kaum einige Hundert betragen. Sie sind also bei weitem nicht so zahlreich, wie die kleinen Menschen im hohen Norden, mit welchen sie auch überhaupt nur in Ansehung der kleinen Statur, und etwa darinn, daß den Männern kein Bart wächset, vorzüglich überein kommen, im übrigen aber sich noch gar sehr von ihnen unterscheiden. Denn sie, die Pescherås, haben ein überaus häßliches und ekelhaftes Ansehen, da im Gegentheile die Grönländer und Eskimos weit besser geformt, wie auch stark und vest gebauet sind. Solche kleine zwergartige Menschen will man endlich auch in Madagaskar unter dem Namen der Kimoß gefunden haben, wo sie sich auf den hohen Gebirgen aufhalten, und ebenfalls ein besonderes Volk ausmachen sollen, welches von den übrigen Bewohnern dieser Insel in vielen Stücken verschieden sey, wie wir noch in der Folge mit mehrerem hören werden.

Menschen der mittlern Größe, die der Höhe nach gerechnet zwischen fünf und sechs Fuß

Fuß fällt, bewohnen zwar vorzüglich diejenigen Länder, welche in den temperirten Erdstrichen liegen. Allein ob gleich die heiße Zone dem hohen Wuchse nicht recht günstig zu seyn scheint, indem ihre menschlichen Bewohner großentheils die mittlere Größe nicht völlig erreichen: so leidet solches doch viele Ausnahmen, da in manchen sehr heißen Ländern allerdings auch viele Menschen von einer stattlichen Größe wachsen.

Aber mitten unter den Völkern vom mittlerem Wuchse wohnen hin und wieder auch welche, die zu der ersten Größe gehören, und wohl sieben Fuß hoch sind. Gegenwärtig rechnet man hieher vorzüglich die Patagonen, dann die Akansas, ferner einige Bewohner der Inseln im stillen Meere, und endlich auch einige tatarische Horden, die jedoch die mittlere Höhe nur wenig übertreffen. Aber im Alterthume machten unsere Vorfahren, die Germanier, allen andern Völkern, in Ansehung ihrer Größe und Stärke, den Rang streitig. Daher waren sie auch ihren Feinden, den Römern und Galliern, so furchtbar, daß diese den Anblick derselben in den Schlachten kaum ertragen konnten. Doch jezt will ich bloß von denjenigen Völkern von

hohem

hohem Wuchse reden, die nur allererst genannt worden sind, und wirklich noch existiren.

Die Patagonen haben keine vesten Wohnsitze, sondern streifen im südlichen Amerika weit und breit umher, ja sie kommen oft sogar bis an die Magelhanische Meerenge, die das Feuerland von der südlichen Ecke dieses vierten Welttheils trennt. Indessen scheinen sie doch nur auf den großen Ebenen zwischen Chili und Paraguay recht einheimisch zu seyn. Sie befinden sich mit Weibern und Kindern fast beständig zu Roß, und können sehr gut reiten, ohngeachtet sie weder Sattel, noch anderes Reitzeug kennen. Wie sie aber zu so vielen Pferden gekommen seyn mögen, das hat man noch nicht erfahren können. Denn bei Entdeckung dieses vierten Welttheils hat man daselbst nirgends dergleichen Thiere gefunden, und daß ihnen die Spanier welche söllten abgelassen haben, ist auch nicht sehr wahrscheinlich. Sie haben sehr breite Schultern, große Köpfe, große runde Angesichter, sehr breite weiße Vorderzähne, langes borstiges Haar von schwarzer Farbe, schwerfällige Gliedmassen, am ganzen Leibe einen mattkupferfarbigen Teint, und fast ein riesenmäßiges Ansehen: denn die meisten sind auf

sieben Fuß hoch. Ordentliche Kleider tragen sie nicht, sondern werfen bloß ein rauches Vell über den Leib, und umwinden die Füße mit Häuten, daß es beinah läßt, als ob sie Halbstiefeln trügen. Sie beschäftigen sich bloß mit Krieg und Jagd, indem sie weder von Ackerbau, noch von Viehzucht, noch von andern Arbeiten kultivirter Völker etwas wissen. Ihre vorzüglichsten Waffen sind, außer Bogen und Pfeil, große hölzerne Keulen, und Schleudern, die den sogenannten Davidschleudern ähnlich sind, und womit gedachte Menschen außerordentlich geschickt umzugehen wissen; denn sie schleudern damit ziemlich große und geglättete Steine auf eine überaus weite Strecke fort, und verfehlen fast nie den Gegenstand, wornach sie zielen, der dann, wenn er ein Mensch oder ein Thier ist, sogleich davon zu Boden fällt. Auf ihren Jagden streben sie vorzüglich den sogenannten Guanikoes nach, die fast unsern Rehen ähnlich sind, nur aber keine Hörner oder Geweihe, sondern dafür einen Buckel auf dem Rücken haben; doch suchen sie auch andere wilde Thiere auf, um sie zu erlegen, und sich in ihre Häute zu kleiden, oder von dem Fleische derselben den Hunger zu stillen, welches aber nicht erst gekocht oder gebraten,

sondern roh verzehret wird. Haben sie das Wild in einer Gegend aufgegessen: so ziehen sie in eine andere, wo sie neues finden, und folgen demselben weit und breit allenthalben hin, weil sie neben dem Fleische dieses Wildes fast nichts weiter, als etwas Wurzelwerk haben, wovon sie leben. Ob sie im übrigen einen Gott erkennen, und eine Art vor Religion unter sich befolgen, das können wir nicht wissen.

Die großen Akansas hingegen wohnen in Nordamerika, unter der Breite von etwa vier und dreißig Graden, hinter dem Missisipi, am Flusse Akansas, der nicht weit von ihnen in den Missisipi selbst fällt. Sie unterscheiden sich von den Patagonen durch ihren schönen weißen Teint, durch ihr blondes Haar, durch ihre blauen Augen, und besonders durch ihren schlanken Wuchs, der ihnen sogar vorzugsweise den Beinamen der schönen Menschen erworben hat. Aber es ist nur zu bedauern, daß dieses Volk von den Kinderblattern, die zuerst von den Europäern dahin gekommen sind, bereits größtentheils aufgerieben worden ist.

Eben so sind auch die großen Menschen auf den Inseln im Südmeere nicht sonderlich zahlreich, und leben zerstreuet unter ihren Landesleuten

leuten von der mittlern Größe, mit welchen sie im übrigen in allen Stücken ganz übereinkommen, und welche wir nächstens auch genauer betrachten wollen.

Diese Bewandtniß hat es endlich auch mit jenen tatarischen Nomaden, deren Höhe oder Länge etwas über die mittlere hinaus reicht. Sie ziehen mit ihren Heerden immer aus einer Gegend in die andere, und pflegen sich nirgend veste Wohnsitze zu wählen, sondern vermengen sich vielmehr beständig mit andern Tataren von gewöhnlicher Statur, und werden ebenfalls nie recht zahlreich.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß die Anzahl der Menschen von der niedrigsten und höchsten Größe zusammen genommen kaum eine einzige Million betragen mag, da im Gegentheile die Anzahl der menschlichen Erdbewohner von mittlerer Statur wohl aus tausend Millionen bestehet.

Aber auch in Hinsicht auf den verschiedenen Haarwuchs unterscheiden sich ganze Völker sehr merklich von einander. Denn einige haben nicht nur ein feines, dichtes langes lockiges Hauptthaar, und große schöne Bärte, sondern

sind auch an der Brust und manchen andern Theilen des Leibes mit Haaren stark bewachsen. Andere hingegen haben auf dem Haupte nur Wolle, wie die Schaafe, aber fast gar keine Bärte, und am übrigen Leibe sind sie ebenfalls beinah durchaus glatt. Noch andere, die auch keine Bärte haben, sind mit sehr wenigen steifen Haupthaaren, die den Schweinsborsten fast ähnlich sind, von der Natur entlassen worden.

Endlich läßt sich das ganze Menschengeschlecht in Ansehung seiner Farbe gleichfalls in verschiedene Arten abtheilen. Denn die Menschen sind entweder weiß, oder schwarz, oder kupferfahl, oder braun, wenn man nämlich die verschiedenen Abstufungen, durch welche diese Hauptfarben in einander übergehen, nicht mitrechnet. Wollte man jedoch dieses dennoch thun: so würde man freilich auch die dunkelbraunen und bräunlichgelben noch besonders zählen müssen, welches aber deswegen nicht nöthig ist, weil man die erstern füglich zu den schwarzen, die leztern hingegen, theils zu den braunen, theils zu den kupferfahlen rechnen kann. Wo aber jede dieser farbigen Nationen zu finden sey, das wird aus dem Folgenden ausführlicher erhellen, wo zugleich die übrigen Unterscheidungs-

dungskennzeichen der Völker mit vorkommen werden.

Wenn wir nämlich nicht bloß auf den verschiedenen Teint und Haarwuchs der Menschen sehen, sondern zugleich auch auf die mannichfaltige Kopfbildung und verschiedene Statur derselben Rücksicht nehmen: so können wir sie füglich unter sieben verschiedene Rubriken oder Hauptvölkerschaften bringen. Auch können wir dann jeder dieser Völkerschaften ihren eigenen Distrikt auf Erden anweisen, welchen entweder große Sandwüsten, oder mächtige Flüsse, oder der Ozean selbst, oder endlich die Polarkreiße begrenzen. Denn da die ganze bewohnbare Oberfläche des Erdballes ohnehin durch solche Merkzeichen von der Natur selbst gleichsam schon in verschiedene Distrikte eingetheilet ist: so kann man ihr hierin desto leichter nachfolgen. Den ersten dieser Distrikte wollen wir Amerika, den zweiten Südindien, den dritten Ostindien, den vierten Afrika, den fünften Europa, den sechsten Asien, und endlich den siebenten Polarland nennen. Mithin werden wir auch sieben Hauptvölkerschaften, nämlich: Amerikaner, Südindier, Ostindier, Afrikaner, Europäer, Asiaten oder Mongolen, und Polarmenschen zu betrachten haben.

Hier nahm Philalethes eine große Universalcharte zur Hand, um seinen Eleven die Grenzen dieser Völkerschaften desto deutlicher zu zeigen, und fuhr in seinem Vortrage folgendermaßen fort.

In der Sprache der Schiffer bedeutet eine Straße so viel, als eine Meerenge, in welcher man aus dem offenbaren Meere gleichsam wie auf einem breiten Flusse zwischen dem Lande hindurch segeln, und wieder in das offenbare Meer gelangen kann. Eben so verstehet man in dieser Sprache unter dem Namen einer Bay jede Stelle des Ozeans, wo er sich weit in das Land hinnein ziehet, oder einen Bauch bildet, welchen die Küsten des Landes fast wie einen halben Mond begrenzen, und welcher eigentlich den Namen eines Meerbusens führet, wenn er sehr groß ist, so, wie er im Gegentheile schlechthin eine Bucht genannt wird, wenn kaum etliche Schiffe darin Raum haben. Daher können die Schiffer zwar wohl aus dem Ozeane in einen solchen Einschnitt einer Insel oder des vesten Landes hinnein, aber nicht auf der andern Seite hinnaus fahren, sondern müssen allemal wieder zurücke kehren. Doch dieses wollte ich nur im Vorbeigehen gesagt haben.

Aber

Aber desto nachdrücklicher muß ich noch, ehe wir weiter gehen, erinnern, daß man die Negersklaven und vorzüglich die europäischen Colonisten, die sich bereits fast über die ganze Oberfläche der Erde verbreitet haben, keinesweges zu den Völkern, unter welchen sie jezt wohnen, zählen darf. Denn die Neger gehören alle zu der afrikanischen Völkerschaft, sie mögen sich aufhalten, wo sie wollen, und von den europäischen Colonisten ist ebenfalls klar, daß man sie zu den Europäern rechnen muß. Da nun gegenwärtig ein sehr großer Theil von Nordamerika fast mit lauter Menschen von europäischer Abkunft besezt ist, auf den sogenannten Antillen oder westindischen Inseln hingegen jezt meistentheils Neger wohnen, die das Land bauen: so werden wir alle diese Inseln mit zu dem Distrikte der Afrikaner, einen großen Theil von Nordamerika hingegen zu den Wohnsitzen der Europäer ziehen müssen, ohngeachtet auf den Antillen auch viele Europäer, und auf diesen sowohl, als in den Ländern der europäischen Nordamerikaner noch einige ursprünglich Eingebohrne sich aufhalten.

Von den ursprünglichen Amerikanern und Südindiern will ich Euch aber erst morgen man-

cherlei merkwürdige Sachen erzählen, sezte Philalethes hinzu, indem er für heute seine Lieben von sich ließ.

Sechste Unterhaltung.

Amerikaner und Südindier.

Was nun fürs erste die zu unserer ersten Abtheilung zu zählenden eigentlichen Amerikaner betrifft, fuhr Philalethes am folgenden Tage wieder fort: so sind ihre Grenzen gegen Norden theils das kamtschadalische Meer, theils die sogenannte Hudsonsbay und kalte Erdzone, gegen Süden die Magelhanstraße, gegen Osten theils der atlantische Ozean, theils der Missisipi, und endlich gegen Westen die Ufer des ruhigen oder stillen Meeres, wobei aber wohl zu erwägen, daß auch noch innerhalb dieser Grenzen viele Europäer zerstreuet wohnen, ob wir gleich die an diesem Welttheile umher liegenden Inseln nicht einmal mit hinzurechnen.

Die zu diesen Völkerschaften gehörigen Menschen, von welchen einige hier — Tab. II — abge-

abgebildet sind, haben ziemlich runde Angesichter, kohlschwarze steife und borstige Haupthaare, sehr dünne Bärte, schwarze Augenbrämen, am ganzen Leibe einen kupferfarbigen matten Teint, und im Ganzen genommen eine mittelmäßige Statur, auch sind sie im übrigen in Ansehung aller Glieder ihrer Körper ziemlich gut gewachsen. Diese charakterisirenden Merkmale sind es, worinnen die hieher gehörigen Völker vorzüglich übereinkommen, und welche bei den Völkerschaften der übrigen Abtheilungen auf eine solche Weise nicht bei einander Statt finden, folglich gar wohl zu Kennzeichen dienen können, wodurch sich die Amerikaner im Allgemeinen genommen von andern Nationen unterscheiden lassen. Ausnahmen finden sich freilich fast bei allen Regeln: und so finden sie sich auch bei dieser Vertheilung des Menschengeschlechts in sogenannte Rassen, indem da die einzelnen Stämme jeder Hauptrasse sich allemal noch merklich von einander unterscheiden. Mithin darf man sich gar nicht wundern, wenn auch zwischen den verschiedenen amerikanischen Völkern selbst mancherlei Abweichungen sich zeigen, von welchen ich Euch nur einige bekannt machen will.

So haben zum Beispiele die ursprünglichen Bewohner von Mexiko sehr große Augen und überaus weite Nasenlöcher, da doch bei den Caraiben gerade das Gegentheil Statt findet. Leztere zeichnen sich überdieses noch, wie ich ohnlängst schon bei der Betrachtung der verschiedenen Menschenschädel bemerkt habe, durch ihre sehr schief zurückegelehnten Stirnen vor andern Völkern aus, und zwar vorzüglich darum, weil sie wegen dieser zurücke liegenden Stirnen und fast gar nicht merklich erhobenen Augenbogen, die Augen vertikal gen Himmel richten können, ohne zugleich den Kopf im geringsten rückwärts zu beugen, wie andere Völker thun müssen, wenn sie gerade in die Höhe sehen wollen. An den Bewohnern von Terrafirma oder Neucastilien bemerkt man durchgängig eingedrückte Nasen, dünne Lippen und einen sehr kleinen Mund, welcher im Gegentheile bei den großäugigen Brasilianern, die zugleich breitgequetschte Plattnasen haben, sehr groß ist. Bei den Patagonen findet man ferner meistentheils kleine Nasen und kleine Augen, um welche sie schwarze und weiße Ringe malen, nachdem sie vorher das ganze Angesicht mit rothbrauner Erde bestrichen haben. Den eigentlichen Bewohnern von Chili und Peru sind kleine

Stirnen und Habichtsnasen eigen. Die heutigen Californier hingegen unterscheiden sich von den übrigen Amerikanern theils durch ihren schlanken und magern Wuchs, theils auch dadurch, daß ihre innern Augenwinkel nicht so, wie bei uns und andern Menschen, sich verengern, sondern vielmehr wie ein Halbkreis gebildet sind, welche Merkwürdigkeit jedoch auch die nationalen Brasilianer mit ihnen gemein haben. Die Patagonen und Akansas unterscheiden sich endlich von andern amerikanischen Völkern auch durch ihre größere Statur, und leztere überdieses noch durch ihre blonden Haare, weiße Haut, und schöne Bildung, als worin sie alle Nationen der sogenannten neuen Welt übertreffen.

Also sind alle einzelne Nationen der amerikanischen Völkerschaft in einigen Stücken ihrer körperlichen Form von einander verschieden, und kommen nur etwa in den bereits gedachten Hauptmerkmalen, nämlich in dem dünnen Barte, borstigen Haupthaar, runden Angesicht, und kupferfarbigen Teint meistentheils überein.

Man sollte denken, die Anzahl der Individuen dieser Völker müßte sich ungemein hoch erstrecken, da sie so viele und weitläuftige Länder einnehmen. Allein sie ist zwar vormals,

ehe die Europäer dahin gekommen sind, sehr groß gewesen, wie man schon daraus abnehmen kann, daß in einer einzigen Stadt, in Mexiko, wohl sechzig tausend Familien gewohnt haben: jezt aber ist sie, in Vergleichung mit jener weiten Ausdehnung der Wohnsitze dieser Menschen überaus klein; denn die Europäer, besonders aber die Spanier, haben bei der Besitznehmung ihrer Länder, theils aus Religionseifer, theils aus Goldsucht und andern politischen Ursachen, viele Millionen derselben geschlachtet und verbrannt, ja sie haben ganze Stämme von ihnen gänzlich ausgerottet, und nicht nur viele reiche Städte, sondern auch eine Menge ziemlich wohleingerichteter und großer Staaten zerstört, bloß um Selbstherrscher über die Länder dieses Welttheils zu werden, oder sich des vielen Goldes und Silbers derselben zu bemächtigen. Als diese gold- und herrsch-begierigen Menschen zuerst nach der Halbinsel Ostflorida kamen, um sie zu erobern, da ließen sich die gastfreundschaftlichen Bewohner derselben gar nichts Böses träumen, sondern kamen aus Neugierde haufenweise herbei, und brachten Silber und Perlen in Menge, um diese sonderbaren Fremdlinge, die sich für ihre neuen Freunde ausgaben, und von ihnen

auch

auch dafür gehalten wurden, brüderlich zu umarmen, und ihre großen Schiffe in Augenschein zu nehmen. Allein diese brüderliche Vertraulichkeit nahm sehr bald einen überaus tragischen Ausgang für sie; denn kein einziger Mensch von allem Volke, welches eines Tages auf die spanischen Schiffe zum freundschaftlichem Besuche gekommen war, durfte wieder an das Land zurücke kehren, und so führte man auf einmal drei große mit solchen treuherzigen Menschen angefüllte Schiffe davon, um sie nach Sankt-Domingo, einer Insel der großen Antillen, zu bringen, und ihnen hier das harte Sklavenjoch auf den Nacken zu legen. Aber zwei von diesen Schiffen giengen unterwegens mit Mann und Maus zu Grunde, und auf dem dritten hungerten sich diese tiefgekränkten Floridaner alle freiwillig zu Tode, so, daß die Spanier von allen diesen so grausamer Weise geraubten Menschen keinen einzigen auf gedachte Insel bringen konnten. Eine fast eben so schreckliche Begebenheit ereignete sich einst in einer andern amerikanischen Provinz, die sehr goldreich war, und wo die vorher freien Einwohner von den Spaniern wie erkaufte Sklaven mit harten Schlägen gezwungen werden sollten, Gold aus der Erde und aus den Bä-

chen herbei zu schaffen; denn hier erhenkten sich in einer einzigen Nacht mehr als funfzig Familien, und so war des Morgens eine große Gegend von Menschen gänzlich leer. An andern Orten hat man diese Völker auch aus der Ursache ausgerottet und vertrieben, daß man, außer Gold und Silber, auch ihr schönes Land zu Kaffee- Zucker- Baumwollen- und andern Pflanzungen hat gewinnen wollen. Dieß ist besonders den Caraiben begegnet, welche sich ehemals über alle Antillen verbreitet hatten, und sehr zahlreich waren, jezt aber nur noch einen Winkel auf der Insel Sankt-Vincent zu ihrem Aufenthalte übrig behalten haben. Ungemein leicht war es freilich, alle diese zahlreichen Völker zu vertreiben und auszurotten; denn sie hatten bekanntlich damals noch kein Feuergewehr, und konnten folglich den Europäern auf keine Weise widerstehen. Ob es aber auch menschlich und christlich war, das wollen wir hier nicht beurtheilen. Auf diese Weise hat man also viele zahlreiche Völker zersplittert, so, daß die geringen Ueberbleibsel von ihnen jezt nur noch zerstreuet unter den Europäern leben. Diejenigen aber, die dem Feuer und Schwerdte, oder der Sklaverei der Europäer noch entronnen seyn mögen, die sind von den Kinderblattern,

tern, die ihnen die neuen Herren ihrer Länder zugeführt haben, vollends zu Grunde gerichtet worden, daher denn gegenwärtig freilich nur noch wenig kleine Völker, die ihre eigenen Staatsverfassungen haben, von ihnen übrig sind.

Gleichwie nun ferner die zu unserer allgemein amerikanischen Menschenrasse gehörigen einzelnen Völker in Hinsicht auf ihre äußerliche Bildung in einigen Stücken überein kommen, in vielen andern aber sich merklich von einander unterscheiden: eben so scheinen sie auch in einigen ihrer alten Religionsmeinungen ziemlich überein zu stimmen, in andern hingegen beträchtlich von einander abzuweichen, ohngeachtet sie die Spanier und Portugiesen jezt großentheils zu Christen gemacht haben. Darinne nämlich, daß nur ein einziges allerhöchstes Wesen ohne Namen existire, durch welches Himmel und Erde nicht nur erschaffen worden sey, sondern auch erhalten werde, und welches ihrer Sage nach seinen Hauptsitz in der Sonne, oder doch nahe dabei aufgeschlagen habe, überdieses auch die tugendhaften Menschen, wenn sie sterben, bei sich aufnehme, die bösen hingegen in finstere Hölen der Erde hinabstoße, darin sage ich, scheinen sie beinah durchgängig einerlei Meinung zu hegen. Aber auf welche Art, oder durch welche

che Untergewalten und kleineren Götter, dieses höchste Wesen die Welt erhalte und regiere, das ist ehemals die große Frage gewesen, die ihre ältesten Religionsdiener auf eine verschiedene Weise aufzulösen gesucht haben.

Die Bewohner von Terrafirma erzeigen daher bloß der Sonne, oder vielmehr dem höchsten allgütigen Wesen, welches ihrer Meinung nach in der Sonne seinen vornehmsten Sitz hat, göttliche Verehrung, und bedienen sich dazu keines andern Tempels, als des freien Feldes oder der Berge, wo sie ihm ihre Opfer ohne viele Ceremonien darbringen. Doch scheinen sie auch einen zwar minder mächtigen, aber sehr bösen Gott zu fürchten, welcher jenem höchsten Wesen unterworfen, und etwa dem Teufel ähnlich seyn mag.

Fast eben der Meinung sind auch die Floridaner, nur daß die Sonne, oder der oberste Gott bei ihnen ein Mann ist, dem sie den Mond zum Weibe geben, mithin diesen ebenfalls als eine Gottheit betrachten, die jedoch an Macht ihrem Eheherrn bei weitem nicht gleich kömmt. Auch pflegen diese Amerikaner ihre Götter nicht mit Opfern zu beehren, und gebrauchen daher ihre Tempel entweder nur zu Versammlungsplätzen, oder um ihre Toden daselbst zu begraben. Wegen

dieser

dieser großen Simplicität jenes alten heidnischen Glaubens wollen auch die noch übrigen ursprünglichen Bewohner gedachter Gegenden in dem angenommenen Christenthum gar keine Fortschritte machen.

Bei den Peruanern gilt zwar die Sonne gleichfalls für den höchsten Gott, welcher seine Befehle durch Donner und Blitz vollziehen läßt, und eine gütige Mutter, den Mond zum Weibe hat. Aber diese Amerikaner gehen doch schon etwas weiter, als die vorigen, da sie nicht nur das Meer, sowohl als hohe Berge und gewisse Steine, sondern auch Adler, Schlangen, Eidexen, Fische und andere Sachen als kleine Götter verehren, wiewohl diese kleinen Götter, diese Diener des höchstens Wesens, ursprünglich nichts weiter, als Bilder der Gestirne, oder göttlicher Wohlthaten und unglücklicher Begebenheiten gewesen seyn mögen, zu welcher Vermuthung uns eine alte Fabel, die sie den Europäern selbst erzählen, hinlänglich zu berechtigen scheint. Sie sagen nämlich: „der Fisch am Himmel ist unter allen Fischen der erste und vornehmste. Dieser zeugt auch alle andere Fische, und schickt uns jährlich eine große Menge seiner Kinder vom Himmel herab,

ab, damit sie uns zur Nahrung dienen sollen.“ Bei Sonnen- und Mond-Finsternissen gerathen diese Menschen in große Angst und Betrübniß, weil sie glauben, daß nun diese ihre höchsten Gottheiten tödlich krank, oder wohl gar mit dem bösen Geiste, Maboya genannt, im Kampfe begriffen, und in Gefahr wären, aufgefressen zu werden. Dabei erheben sie nicht nur selbst ein gräßliches Geschrei, sondern schlagen auch die Hunde, und rühren die Trommeln, um die Klagetöne dadurch zu vermehren. Sind aber die Finsternisse vorüber: so bedanken sie sich bei den großen Weltlichtern, und freuen sich, daß dieselben auf ihre Klagen gehöret haben, und nicht gestorben sind, auch sich nicht haben fressen lassen. Dieß alles thun auch die Bewohner von Cumana, die Caraiben, die Huronen, die Irokesen und andere Nordamerikaner; denn alle diese Völker verehren gedachte Himmelskörper als Gottheiten, und etwas dem ähnliches ist zweifelsohne ehemals auch bei vielen Völkern der alten Welt üblich gewesen.

Vor allen andern Nationen waren aber die Mexikaner und ursprünglichen Bewohner von Sankt-Domingo schon vor der Ankunft ihrer

neuen europäischen Herren von jenem einfachen Glauben an einen einzigen höchsten unnennbaren Gott am weitesten abgewichen. Diese verehrten wohl ein paar tausend Götter, davon einige zwar für sehr groß gehalten wurden, aber demohngeachtet noch dem höchsten Wesen, dessen Symbol die Sonne war, unterworfen blieben, und von welchen jeder nur einem einzigen Geschäft, zum Beispiele der Anordnung der Jahreszeiten, der Fischerei, der Witterung, der Arzneikunde, der Jagd, und so weiter, vorzustehen hatte. Der oberste dieser kleinen Götter hatte das Kriegswesen zu besorgen, hieß Vitzilipuztli, und war in Gestallt eines Menschen, der einen Helm von goldenen Federn auf dem Haupte, eine goldene Kugel zu seinen Füssen, ein paar goldene Schlangen in seinen Händen, und im Angesichte große Wunden hatte, aus Holze geschnizt. Nach ihm folgte die Gottheit, welche von den Menschen um Verzeihung ihrer begangenen bösen Thaten angeflehet wurde, und gleichfalls in Gestallt eines Menschen, aber aus weißen Stein gebildet, und nicht nur mit goldenen Attributen versehen, sondern auch mit Edelsteinen geschmückt war. Man hatte diesen Göttern in der Hauptstadt des mexikanischen Reiches und in andern Städ-

ten viele prächtige Tempel errichtet, und allenthalben den abscheulichen Gebrauch eingeführt, ihnen Menschenopfer zu bringen, zu welchem Endzwecke sie daher alle ihre Kriegsgefangenen ganz kaltblütig schlachteten. Unglücklicherweise war man überdieses noch der Meinung, daß diese Götter erstaunlich starke Fresser wären, so, daß zuweilen ein einziges Opfermaal wohl zwanzig tausend Menschen das Leben kostete; denn die Götter selbst empfiengen immer nur einen kleinen Theil von jedem geschlachteten Menschen, weil das übrige die Priester und Vornehmen im Volke selbst verzehreten. Hatte man irgend einmal keine Kriegsgefangenen mehr vorräthig: so durften die Priester nur sagen, ihre Götter wären hungerig, und sogleich griffen alle Mexikaner zu den Waffen, um ein benachbartes Volk, dem sie jedoch vorher den Krieg ankündigten, zu überfallen, neue Kriegsgefangene zu machen, sie zu mästen, und hernach zu schlachten. Doch das ganze mexikanische Reich ist nun mit allen seinen Götzen zerzört, und jene abscheulichen Menschenopfer, die von vielen besser denkenden Mexikanern auch schon vor der Ankunft ihrer neuen europäischen Herren verabscheuet wurden, sind in den dortigen Gegenden bereits längst abgeschaft, zumal

da

da man die Reste aller überwundenen amerikanischen Völker beinah durchaus zu Christen gemacht, folglich wenigstens hierin etwas überaus gutes gestiftet hat.

Die gewöhnlichen vegetabilischen Speißen der Amerikaner bestehen hauptsächlich in geröstetem Maiz oder türkischem Waizen, ferner in Pataten, Kartoffeln, Manihok und andern mehlreichen Wurzeln, die sie auf mancherlei Weise zuzurichten wissen. Viele erzielen auch verschiedene Arten von Baumfrüchten, und Phaseolen oder Bohnen, die ihnen ebenfalls zu einer angenehmen Speiße dienen. Unter den Thieren hingegen ist fast keine einzige Art zu finden, die sie nicht entweder ganz roh, oder doch nur halb gebraten, mit großem Appetit verzehren; denn sie sind alle ganz erstaunlich gefräßig. Zwar die Anwohner des Meeres oder der Seen und Flüsse ziehen zu diesem Behufe freilich die Fische den meisten übrigen Thieren vor: aber sie verschlingen doch auch, eben so begierig, wie andere hieher gehörige Nationen, die Mangel an Fischen haben, und sich gewöhnlich an das Fleisch der Hunde und vieler andern vierfüßigen Thiere halten, allerlei Ungezieser, sogar dasjenige, welches an ihren ei-

genen Körpern hauffenweise herumkriecht. Manche von ihnen, zum Beispiele die Californier und Cumaner, fressen auch Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Raupen, Spinnen, Fledermäuse, allerlei Würmer, tode Aeser und Gedärme, die sie nicht einmal von dem darin befindlichen Unrathe säubern. Die Huronen und Irokesen hingegen und andern Bewohner von Canada verzehren nicht nur eine ungeheure Menge von Fischen, Bibern, Haasen und grossen canadischen Ochsen, sondern auch viele andere Thiere, die wir nicht essen, zum Beyspiele die Füchse, Wölfe und Bären, ohngeachtet sie diese leztern zunächst nach der Sonne göttlich verehren. Ja die Caraiben, und einige alte Völker von Terrafirma, die am Orenokofluß wohnen, bereiten sich sogar, um ihren unnatürlichen Appetit zu stillen, kleine Kugeln aus Kreide, oder auch aus zartem Thon, den sie mit halbverfaultem türkischen Waizen vermengen, und mit Schildkrötenfette beträufeln. Doch dergleichen Fressereien dürfte man ihnen wohl noch zu gute halten: aber abscheulich ist es, daß die vornehmsten und leckerhaftesten Mahlzeiten bei allen diesen Völkern ehemals aus Menschenfleisch bestanden haben, und bei einigen von ihnen gegenwärtig noch daraus be-

stehen.

stehen. Doch schlachten sie dazu nur ihre Feinde, die sie im Kriege zu Gefangenen machen, und nicht begnadigen, das heißt, nicht als Kinder und Verwandte in ihre Familien aufnehmen. Ihre gewöhnlichen Getränke, die zum Theil sehr berauschend sind, wenn sie gegohren haben, pflegen sie aus mancherlei Gewächsen und Wurzeln, besonders aus Maiz und Manihok, zu bereiten. Auch machen sie in den Gegenden, wo Cacaobohnen wachsen, eine Art von Chokolade, indem sie diese Bohnen zu Schaum schlagen, welchen sie sodann verdünnen. Und in Nordamerika brauen sie jezt nicht nur Bier, sondern keltern sich auch Aepfelwein, der ihnen sehr wohl behagt, daher sie sich daselbst auch gegen die Europäer, die ihnen diese und andere gute ökonomische Arbeiten gelehrt haben, ziemlich dankbar bezeigen.

Aber in Hinsicht auf die Kleider ahmen diese Völker gegenwärtig fast allenthalben die Europäer so viel als möglich nach, wenigstens gebrauchen sie jezt, wofern sie nur nicht gar zu arm sind, lauter europäische Stoffe dazu, ausgenommen in denjenigen Gegenden, wo die Europäer weder herrschen, noch großen Han-

delsverkehr treiben. Vormals bestand nämlich die Kleidung der Canadier und anderer Bewohner von Nordamerika bloß aus Thierhäuten und Pelzen, die sie auf eine sehr geschickte Weise nicht nur zu Hemden und Unterkleidern, sondern auch zu Mänteln und anderen Oberkleidern verarbeiteten. Jezt verfertigen sie aber ihre Hemden aus europäischer Leinewand, ihre Mäntel und Unterkleider theils aus Tuch, theils aus gegerbtem Leder, und ihren Putz aus mancherlei andern europäischen Stoffen, wobei sie jedoch die Form der alten Trachtnoch beobachten. Die Bewohner von Paraguay und Anwohner des Amazonenflusses, wie auch die Brasilianer, Peruaner, Caraiben, Mexikaner, Floridaner und andere Völker der warmen Gegenden dieses vierten Welttheils giengen ehemals fast ganz nackend, oder schmückten höchstens nur Kopf und Lenden mit aufgereiheten bunten Federn, Muscheln und Knochen, wobei sie jedoch in den Ohren, Nasen und Lippen allerlei Putzwerk trugen, ja überdieses auch zuweilen einzelne bunte Federn am ganzen Leibe herum mit einem klebrigen Safte aufklebten. Gegenwärtig tragen sie meistentheils Hemden, oder doch kleine Schürzen, die sie aus Baumwolle und Kaninchenhaaren verfertigen, welche Kunst sie jedoch

auch schon ausübten, ehe die Europäer dahin kamen. Aber einige von ihnen, zum Beyspiele die Californier, gehen sogar jezt noch großentheils nackend, ohngeachtet ihr Land nicht sonderlich warm ist, und andere, zum Beyspiele die Patagonen, bedecken sich bloß mit rauchen Thierhäuten, die nicht gegerbt sind.

Auch in Hinsicht auf die Form ihrer Wohnungen kommen die zu den Amerikanern gehörigen Völker nicht alle überein, wie man ohnehin schon zum voraus vermuthen kann, da sie bei weitem nicht alle unter einerlei Klima wohnen. Viele haben eigentlich gar keine ordentlichen Hütten, sondern spannen bloß Matten oder Häute zwischen etliche Bäume aus, um darauf zu schlafen, und sich darunter aufzuhalten. Solches geschiehet nun zwar vorzüglich bloß in heißen Gegenden: aber in Californien und Patagonien, wo schon eine sehr gemäßigte Temperatur herrscht, sind gleichwohl ebenfalls keine bessern Hütten mode. Alle einheimische Nordamerikaner hingegen bauen sich ordentlich geräumige hölzerne Hütten, die theils mit Baumrinden und Reisern, theils mit Häuten und Vellen bedeckt sind, so, daß ganze Familien sich bequem darin aufhalten können. Doch

muß man nicht etwa wähnen, daß die schöne und gute Baukunst bei gar keinen amerikanischen Völkern jemals im Gebrauch gewesen sey. Denn in den Reichen Mexiko und Peru gab es, außer Mexiko und Quito, noch viele andere Städte und Flecken, die von den ehemaligen Besitzern unter der Leitung ihrer Fürsten, der Ynkas und Kaziken, welchen das Volk den Titel der Kinder der Sonne gab, fast nach allen Regeln der Kunst erbauet, und nicht nur mit prächtigen steinernen Pallästen geschmükt, sondern auch mit kostbaren Wasserleitungen, Dämmen und Schleußen versorgt waren, und worüber man sich um so viel mehr verwundern muß, je weniger diese Völker ehemals den Gebrauch des Eisens kannten, folglich meistens bloß kupferne Werkzeuge dazu hatten. Die meisten dieser Städte haben freilich die Spanier bei deren Eroberung zerstört, und neue an ihre Stellen gebauet: aber die Namen derselben und viele Denkmäler von ihnen existiren doch immer noch.

Von den Sitten und Fähigkeiten dieser Völker will ich nur folgendes kürzlich bemerken. Sie haben im Allgemeinen eine tückische Gemüthsart, und üben, wenn sie gewahr werden, daß man sie

hinter-

hintergangen hat, grausame Rache, sobald sie Gelegenheit zur Ausführung derselben finden, sollten sie auch selbst ihr eigenes Leben dabei verliehren, welches ohnehin schon aus den vorhin angeführten Thaten derer, die sich selbst mit Fleiß zu tode hungerten, zur Genüge erhellet. An vielem Denken finden sie im Allgemeinen ebenfalls gar keinen Geschmack, sondern überlegen alles nur obenhin, und sind mithin fast in allen Dingen sehr unwissend. Eben so träge benehmen sie sich auch bei den Arbeiten des Körpers, zu welchen sie sich eher nicht entschliessen können, bis die höchste Noth dazu da ist, oder bis der Hunger sie auf die Jagd und zur Fischerei treibt. Haben sie dabei etwas Feldbau, welcher jedoch nirgends viel bedeutend ist, weil sie von dem dazu erforderlichen Geräthe keinen Gebrauch machen: so überlassen sie ihn ihren Weibern, die sie sich von den Vätern durch Geschenke erkaufen, und überhaupt ungemein hart behandeln, ja ihnen nicht einmal erlauben, Wochen zu halten, wenn sie gebohren haben, sondern an ihrer Statt sich selbst von ihnen mit guten Speißen und sorgfältiger Pflege bedienen lassen. Doch diese Weiber scheinen die Härte, der sie unterworfen sind, gar nicht zu empfinden, und in ihren Herzen ist gewiß eben so wenig Anlage

zu

zu einem wahrhaft zärtlichen Gefühl, wie in den Herzen ihrer Männer zu finden, welches aus dem, was ich sogleich sagen will, nur zu deutlich erhellet. Nämlich diejenigen hieher gehörigen Völker, welche noch nicht unter europäischer Botmäßigkeit stehen, führen immer noch zuweilen sehr blutige Kriege miteinander, obgleich ihre Armeen oft kaum aus etlichen hundert Mann bestehen. Mit ihren Kriegsgefangenen verfahren sie alsdann größtentheils ausserordentlich grausam. Erstlich lesen sich zwar die Weiber diejenigen davon aus, die ihnen gefallen, um sie Statt ihrer erschlagenen Männer und Söhne zu adoptiren, worauf diesen dann freilich lauter Gutes und gar nichts Böses widerfähret. Hernach aber binden die nämlichen Weiber alle die übrigen an Pfähle, woran sie sie unter abscheulichem Siegesgeschrei nicht ganz, sondern nur halb zu tode braten, um ihnen lebendig noch obendrein die Haut vom Kopfe zu ziehen, wobei jedoch auch die Gefangenen, aus Haß gegen ihre Ueberwinder, kein einziges Merkmal schmerzhafter Empfindung blicken lassen, sondern ihren Mörderinnen vielmehr noch sagen: wir würden es noch weit ärger mit euren Männern und Söhnen machen, wenn wir den Sieg davon getragen hätten. Sind

sie endlich tod und gehörig zugerichtet: so wird zur großen Siegesmahlzeit geschritten. Die abgezogenen Häute der Köpfe oder sogenannten Skalpe hingegen werden als merkwürdige Siegestrophäen aufbewahret. Hernach wird bei solchen abscheulichen Schmaußereien sowohl, als bei allen andern fröhlichen Zusammenkünften sehr viel getanzt und gesungen. So viel Kunst sie aber in ihren Tänzen durch mancherlei sonderbare Gestikulazionen und Sprünge zeigen: so zeigen sie doch darin auch eben so viel rohe Ausgelassenheit, und ihr wilder Gesang, den sie mit Schalmaien aus Rohr oder Knochen, wie auch mit Hörnern aus Meerschnecken, und mit hölzernen, äußerst grob ausgearbeiteten Trommeln begleiten, ist einem europäischen Ohr vollends gar unerträglich. Bei denen, die in warmen Ländern wohnen, giebt es verschiedene Arten von Edelleuten, die den Adel bloß durch die Geburt erlangen, und welche nicht nur selbst unter einander die strengste Subordination beobachten, sondern auch sämmtlich von den Menschen der geringern Klassen den blindesten Gehorsam mit großer Despotie fodern. Bei denen hingegen, die sich in kältern Gegenden aufhalten, scheint hauptsächlich Freiheit und Gleichheit zu herrschen.

diese wissen nichts von den Vorzügen, die bei vielen andern Völkern die Geburt gewährt, sondern erwählen sich zu ihren Anführern oder Fürsten bloß diejenigen aus ihrer Mitte, welchen sie den meisten Verstand oder die meiste Geschicklichkeit zutrauen. Aber das wohlthätige sittliche Gefühl der Schamhaftigkeit scheint ihnen allen wieder nicht sonderlich bekannt zu seyn. Denn sie verhüllen oder bedecken gewisse Theile des Leibes nicht etwa hauptsächlich darum, weil dieses Gefühl solches zu thun befiehlt, sondern besonders darum, weil in wärmern Gegenden, wo die allergeringsten und ärmsten Menschen ohnehin völlig nackend einher gehen, die hergebrachte Mode und ein gewisser Hochmuth, in kältern Ländern hingegen Mode und Klima, sie dazu nöthigt; auch schämen sie sich nicht mancherlei Bedürfnisse vor den Augen anderer Menschen zu befriedigen. Aber die Keuschheit unter den Jünglingen und Jungfrauen scheint, so, wie die eheliche Treue unter den Verheiratheten, bei den meisten von ihnen dennoch in ziemlich großer Achtung zu stehen, wenigstens können lüderliche Dirnen keine Männer bekommen, und Weiber, welche die eheliche Treue brechen, setzen sich der Gefahr aus, von ihren Männern getödet zu werden, doch bieten sie fremden vor-

nehmen

nehmen Gästen, die sich über Nacht in ihren Hütten aufhalten, die Töchter zu Beischläferinnen an, weil bei ihnen das Gastrecht solches zu heischen scheint. Ueberdieses ist zwar den Männern erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als ihnen beliebt: aber dennoch nimmt fast jeder nur eine, und zwar auf Zeitlebens, weil die Väter ihre Töchter anders nicht, als nur für ansehnliche Geschenke von sich lassen. Doch kann der Mann die Frau in den ersten paar Wochen nach der Verheirathung wieder verstoßen, wenn sie ihm nicht gefällt, und eine andere heirathen. Alsdann aber muß auch der Vater der erstern, der nun seine verstoßene Tochter wieder zu sich nimmt, alle von seinem gewesenen Schwiegersohn erhaltene Geschenke zurücke geben. Ferner ist es unter ihnen allenthalben Sitte, kein einziges Haar an ihrem ganzen Leibe, außer auf dem Kopfe und an den Augenliedern zu dulden. Die Natur hat sie zwar ohnehin spärlich genug mit Haaren geschmückt, und ihre Körper durchaus, nur den Kopf ausgenommen, ziemlich bloß gelassen: aber zuweilen wachsen ihnen doch welche am Kinn, und an einigen andern Stellen, die sie dann sofort sorgfältig ausraufen. Desto höher schätzen sie ihr borstiges aber doch ziemlich lan-

ges Hauptthaar, dessen Schönheit sie durch Salben, Schwärzen, Flechten, Vertheilen, und so weiter, mit äußerster Sorgfalt zu erhöhen suchen, so, daß ihnen die Toilette öfters mehr Stunden vom Tage raubt, als mancher Europäerin, deren Hauptgeschäft es ist, sich geschmackvoll zu kleiden und aufs zierlichste zu putzen. Ja manche färben nicht allein das an sich schon schwarze Haar noch schwärzer, sondern auch den an sich schon röthlichen oder kupferfahlen ganzen Leib noch röther, daher sie dann oft beinah wie gesottene Krebse aussehen. Hiezu gebrauchen sie eine Farbe, welche Rucu heißt, und beinahe die Konsistenz des Indigos hat, auch fast wie dieser bereitet wird, aber nicht aus der Indigopflanze, sondern aus den Körnern einer Baumfrucht, welche unsern Fichtenäpfeln einigermaßen ähnlich ist. Viele von ihnen tättowiren sich auch, das heißt: sie stechen mit Fischgräten oder andern spitzigen Werkzeugen allerlei Figuren in die Haut, gerade so, wie bei uns junge Mägdchen zuweilen allerlei Blumen oder Buchstaben mit Nadeln in die Fächer ihrer Freundinnen stechen; hernach reiben sie in die noch blutenden feinen Löcherchen eine schwarze Farbe, die sofort in die Haut einheilet, und nun die einpunktirten Figuren

guren, die nach der dortigen Volksmeinung schön lassen, beinah Lebenslang darstellet. Andere durchbohren noch obendrein nicht nur an drei und mehrern Stellen die Ohren, sondern schneiden sich auch Löcher durch die Nase, sowohl als durch die Lippen, um in diesen Löchern geglättete Knochen, farbige Steine, bunte Federn, röhrenförmige Schneckengehäuse und mancherlei andere Körper zu tragen, weil diese Art von Staat bei diesen Völkern vorzüglich mit zu dem feinen Ton gehöret.

Wir kommen nun auf die zweite Hauptabtheilung der Völker, zu welcher wir die Südindier oder die Bewohner derjenigen Inseln zählen, welche zusammen genommen Südindien ausmachen, folglich gegen Norden, von dem nördlichen stillen Meere, gegen Süden, von der sogenannten Südsee, gegen Osten, von den westlichen amerikanischen Küsten, und gegen Westen, von dem ostindischen Archipelagus eingeschlossen sind, so, daß daher die Wohnsitze dieser Völker nur aus verschiedenen Gruppen kleiner Inseln, und aus etlichen einzelnen größern bestehen, nämlich aus Neubritannien, Neuguinea, Neuholland und Neuseeland, wie auch aus den Sandwichinseln und neuen He-

 briden,

briden, und endlich aus den Freundschafts- und Societätsinseln, zu welcher leztern Gruppe auch das berühmte Otaheite gehört.

Alle diese Menschen, von welchen ich Euch hier verschiedene Bilder mittheile und wohin auch der bekannte Omaï gehöret, den einst Cook mit nach England gebracht, hernach aber in seine Heimath wieder zurücke geführet hat — man sehe Tab. III — V — haben im Ganzen genommen zwar längliche, aber flache Angesichter, breitflätschige niedergedrückte Nasen, aufgeblasene Nasenlöcher, dicke Lippen, große Augen, einen großen Mund, einen vesten Schritt, eine angenehme gerade Stellung des Leibes, viel Anlage zur Korpulenz, einen braunröthlichen Teint, ziemlich starke Bärte und starkes langes Haupthaar, welches nicht sehr borstig oder gerade, sondern oft lockig, ja bei einigen sogar krausig ist. Aber auch unter dieser sehr weitläuftig zerstreuten großen Völkerschaft giebt es manche kleinere Völker, die sich theils in der Abstufung ihrer Leibesfarbe, theils in den Gesichtszügen, theils in dem Wuchse immer noch merklich von einander unterscheiden. So sind zum Beispiele die Bewohner der südlichen Ecke von Neuholland, welche van Diemens-

mensland heißt, beinah so schwarz — Tab. V — wie die Neger, und haben auch fast eben so krausiges Haupthaar, wie diese, da doch im Gegentheile die vornehmen Otaheiter, die sich in dichte Kleider hüllen, wenn sie in den Sonnenschein zu gehen genöthigt sind, mit einem ziemlich weißen und angenehmen Teint prangen. Und obgleich auf den meisten sogenannten tropischen Inseln die herrschende Leibesfarbe die kupferfahle ist, wie Ihr auch schon aus einigen ihrer Bilder, besonders aus dem Bilde des Paulaho, des Königs der Freundschaftsinseln — Tab. V — abnehmen könnet: so fallen dennoch die Bewohner der neuen Hebriden und Sandwichinseln, eben so, wie die Neuseeländer, ziemlich dunkelbraun aus. Das nämliche gilt, wie gesagt, auch von ihrem Wuchse; denn die meisten Bewohner der gedachten tropischen Inseln sind zwar mehr dickbäuchig und fett als hager und schlank, aber viele sind auch so schön gewachsen, daß die Maler sie zum Modellstehen gebrauchen können, doch muß man in den Mißverhältnissen der Theile ihrer Angesichter keine Schönheit suchen. Was im übrigen noch die Statur betrifft: so sind sie, im Allgemeinen betrachtet, eigentlich von der mittlern Größe, und es giebt nur da oder dort ein-

zelne Individuen, welche darüber hinaus reichten.

Was aber die Menge derselben anbelangt: so ist selbige auf den kleinen tropischen Inseln, die an vielerlei Lebensmitteln überaus fruchtbar sind, allerdings ungemein groß, indem auf mancher, die kaum ein paar Meilen im Umfange hat, viele Tausende derselben leben. Dafür ist aber ihre Anzahl auf Neuguinea und Neubritannien, so wie auf andern großen südindischen Ländern desto kleiner. Solches gilt ganz vorzüglich von Neuholland, wo man bisher kaum hundert Eingebohrne gefunden hat, obgleich dieses Land nicht nur fast eben so groß wie ganz Europa ist, sondern auch unter einem sehr milden Himmelstriche liegt.

In Hinsicht auf Religion kommen sie alle, so viel man aus ihren gottesdienstlichen Handlungen und mündlichen Nachrichten hat abnehmen können, erstlich in dem Glauben an einen höchsten Gott, welchen sie auf den meisten Inseln Eatuä, auf einigen aber auch Kallafutongä nennen, und zweitens in der Hofnung auf ein zukünftiges Leben, überein. Aber in Ansehung vieler andern Religionsbegriffe unterscheiden sie sich fast eben so sehr, wie die verschiedenen

denen amerikanischen Völker von einander. Se nehmen ebenfalls viele untergeordnete, theils gute, theils böse Götter, und eine ungeheure Menge von Geistern an, so, daß nicht nur die verschiedenen einzelnen Inseln einer und eben derselben Gruppe, sondern auch sogar die verschiedenen einzelnen Distrikte solcher kleinen Inseln, ihre besondern Götter oder Schutzpatrone haben. Auf den Societätsinseln machen sie sich daher auch gar kein Gewissen daraus, ihre alten Götter oder Heiligen abzudanken, wenn sie ihnen, ihrer Meinung nach, nicht wohl wollen, besonders, wenn sie ihnen im Kriege nicht recht nach ihren Wünschen beistehen. Doch setzen sie dann an deren Stelle die Götter derjenigen Inseln, deren Bewohner mehr Glück haben. Welche sonderbaren Vorstellungen sich die Neuholländer und Neubritannier, oder auch die Neuseeländer, von der Gottheit machen mögen, und welche Naturerscheinungen ihnen Anlaß zu ihren Religionsbegriffen gegeben, das kann man zwar noch nicht recht wissen, weil die Weltumschiffer von solchen Gegenständen und Gebräuchen, die sich auf Religion beziehen können, bei den erstern gar nichts gewahr geworden sind, bei den leztern hingegen nur so viel bemerkt haben, daß einige

von ihnen Priester vorstellen, die dem Eatuá oder andern Göttern gewisse Gebete vortragen, wie auch daß die Jünglinge diesen Göttern zuweilen ihre abgeschnittenen Haare als heilige Opfer an die Bäume aufhängen, und an dem Tage, an welchem sie sich dieselben abschneiden, sich aller Speiße sehr streng enthalten, weil sie glauben, Eatuá würde sie töden, wenn sie an diesem Tage äßen. Daß aber die Bewohner der Inseln im stillen Meere ihre Mythologie von den Himmelskörpern und verschiedenen wichtigen Naturbegebenheiten, wie die Amerikaner und fast alle andere Völker auf Erden, entlehnt haben, das leuchtet beinah aus allen einzelnen Mythen oder Fabeln derselben deutlich genug hervor. Auf den Societätsinseln hält man den Eatuá oder den Urheber der Welt für einen Mann, auf den Freundschaftsinseln hingegen, wo er Kallafutonga heißt, für eine Frau, und alle kommen darin überein, daß diese sowohl als jener im Himmel wohne, wie auch daß von dem einen wie von der andern die Witterung, der Donner, der Wind, Regen, Fruchtbarkeit, Mißwachs, und so weiter, abhange, lauter Wirkungen und Eigenschaften, die man von Sonne und Mond abgezogen hat. Auf Otaheite und allen dort herum

um liegende Eilanden behaupten die Priester, ihr Eatuá werde zuweilen von einem bösen Geiste, den er doch selbst geschaffen habe, aufgegessen, und etwas dem ähnliches glaubt man auch auf Tongátábu von der Weltschöpferin, zum offenbaren Beweise, daß diese beiden obersten Gottheiten im Grunde nichts weiter als Mond und Sonne bedeuten, welche nach der Mythologie aller Völker, die in Ansehung ihrer Kenntnisse die Kinderjahre noch nicht zurücke gelegt haben, bei Finsternissen von einem alten Drachen oder einem andern bösen Geiste gefressen werden. Dieser Satz wird auch noch durch eine besondere Meinung der Bewohner von Otaheite bekräftigt. So oft nämlich der Mond neu, folglich unsichtbar ist, sagen sie: der Eatuá werde von den Geistern gegessen, er komme aber mit neuen Wohlthaten und Geschenken wieder zurück, wenn der Mond voll wird. Auch ist es gewiß, daß diese Völker nicht nur alle Himmelskörper, sondern auch alle Gegenstände auf Erden für beseelt halten, und mithin wenigstens die Seelen aller dieser Geschöpfe als göttliche Wesen betrachten: wenigstens behaupten sie, ihre eigenen Seelen wären göttlicher Natur, und von dem Eatuá ausgegangen, zu welchen sie daher auch einst wieder zurücke kehren würden,

wobei jedoch wohl zu merken ist, daß diese sonderbare Meinung im gröbsten Sinne genommen werden muß, und keinesweges mit jener geläuterten griechisch-philosophischen Lehre von der allgemeinen Weltseele in eine Parallele gesezt werden darf. Bei diesen Südindiern wird nämlich von den Göttern, die durch alle himmlische und irdische Gegenstände unmittelbar verbreitet sind, alles und jedes bewirkt, von den Menschen selbst hingegen gar nichts, ja der Mensch ist nicht einmal selbst schuld, wenn er seinen Fuß aus Unvorsichtigkeit an einen Stein stößet, sondern auch dieß hat allemal Eatuå, oder eine andere Gottheit gethan. Daher gehen sie immerdar gleichsam auf einem bezauberten Boden, und essen oder trinken fast nie etwas, ohne vorher den Göttern einen Theil davon zu opfern, doch verbrennen sie die Opferstücken nicht, sondern setzen oder legen sie nur an einen dazu bestimmten Ort, wo sie verdünsten und verfaulen. Verlangen sie von dem Eatuå die Gewährung einer sehr großen Bitte, zum Beispiele im Kriege einen vollständigen Sieg über ihre Feinde: so opfern sie ihm mit geheimnißvollen Ceremonien nicht nur eine große Menge von Yamswurzeln, sondern auch ganze Schweine, und auf den Societätsinseln sogar Menschen

aus

aus ihrer eigenen Mitte, weil sie ihm eine sehr starke Eßlust zutrauen, und weil sie das Menschenfleisch für die delikateste Speiße halten, ohngeachtet sie selbst weder auf diesen noch auf den Freundschaftsinseln welches essen. Hiezu werden nun zwar freilich nur Jünglinge vom niedrigsten Stande und von lüderlicher Aufführung auserſehen, und plötzlich getödet, ohne daß ihnen vorher das geringste davon bekannt gemacht wird: allein abscheulich und grausam bleibt ein solcher Gottesdienst, wie leicht zu erachten, dennoch, ja er stehet auch der Gemüthsart aller dieser Insulaner selbst gerade zu entgegen, weil aus dieser im übrigen nur Herzensgüte, Fröhlichkeit, Sanftmuth, Vertrauen und Liebe hervorleuchtet.

Was die Speißen dieser Völker betrifft: so bestehen dieselben auf den tropischen Inseln aus Fischen, Schildkröten, Geflügel, Hunden, Schweinen, Kokusnüssen, Pisangfrüchten, Palmkohl, Zuckerrohr, Yamswurzeln und Brodfrüchten, welche leztern die Größe und Gestallt kleiner Melonen haben und ohngefähr wie Semmeln schmecken. Auf die Yamswurzeln und Pisangpalmen verwenden sie viel Kultur, die Brodfruchtbäume hingegen

wachsen wild. Fische, Vögel, Hunde und Schweine werden in Palmblätter gewickelt und in bedeckten Gruben zwischen heißen Steinen gebacken, oder geschmort, ehe man sie ißt. Brodfrüchte und Yamswurzeln aber werden geröstet, und zu mancherlei Arten von Speiße geformt, jedoch macht man gewöhnlich Budding daraus. Dazu haben sie auch einen Lieblingstrank, welcher Kava heißt, sehr berauschend, ja sogar betäubend ist, wie Opium und aus dem durch Wasser verdünneten Safte der Wurzeln und Blätter einer Art von Pfefferpflanze, die man deshalb mit großem Fleiße kultiviret, auf eine ziemlich eckelhafte Art gebrauet wird. Aber die Neuseeländer trinken sehr gern stinkenden Thran, und haben gewöhnlich außer Fischen, Muscheln, Schnecken, Wasservögeln, und Hunden, die sie gleichfalls backen oder schmoren, wenig oder nichts zu essen. Doch noch schlimmer scheinen die Neuholländer daran zu seyn; denn diesen fehlen auch die Hunde, daher sie sich nur mit Fischen und Schnecken und einigem Geflügel behelfen müssen.

Was ferner ihre Kleider anbelangt: so bestehen sie theils aus Matten, die aus Gras künstlich geflochten sind, und wie Mäntel über die

Schul-

Schultern geworfen werden, theils aus rauchen Hundehäuten, theils auch aus einem besondern feinen Stoffe, der mit unserm Papier große Aehnlichkeit hat, und aus macerirtem Baste junger zarter Spalire, die zur Gattung der Maulbeerbäume gehören, vermittelst eines vegetabilischen Leims durch Pressen und Schlagen gleichsam zusammengefilzet wird. Aus diesem schönen, bald roth, bald gelb gefärbten, oft aber weiß gebleichtem Stoffe lassen jedoch nur die vornehmen Bewohner der tropischen Inseln ihre Kleider vorzugsweise verfertigen; denn die Individuen der ganz niedrigen Stände werfen bloß eine Matte um sich. Mit solchen Matten sind auch die Neuseeländer bekleidet, wiewohl diese auch Hundevelle über die Schultern werfen. Aber in Neuholland gehen die Menschen, so, wie in Neuguinea, gänzlich nackend, oder haben höchstens nur ein paar Streifen von Rattenvellen um den Hals hangen. An zierlichen Staat ist bei den zulezt genannten Völkern ebenfalls nicht zu denken. Aber bei den übrigen Südindiern bestehet ihr Hals- und Kopf-Schmuck hauptsächlich aus bunten Federn, die sie mit feinem Gras überaus künstlich zusammen zu flechten verstehen. Dieses erhellet nicht nur Tab. IV aus den beiden Bildern der otaheiti-

heitischen Jungfrauen, davon die eine den dort anwesenden Europäern auf einem ausgebreiteten Stücke otaheitischen Kleidungstoffes ein auf solche Art verfertigtes Frauenhalstuch zum Geschenke bringt, die andere aber mit aufgeklebten bunden Federn an ihren Brüsten prangt, sondern auch — Tab. V — aus dem Bilde des Paulaho, der mit einem Diadem von Federn geschmückt ist, so, wie ferner aus dem Bilde des Mannes von den Sandwichinseln, der theils einen solchen Helm, theils einen auf solche Art besezten Mantel trägt, und endlich aus dem Bilde der neben ihm befindlichen jungen Frauensperson, welche ihr Haar mit Schnüren von Federn durchflochten, und ein, theils aus Federn, theils aus besondern spitzigen Muscheln verfertigtes, Halsband um hat.

Von ihrer Bauart ist zu merken, daß ihre von Pfählen aufgeführten und mit Palmblättern bedeckten Wohnungen ziemlich geräumig und bequem, auch mit Schemmeln, irdenen Geväßen und mancherlei anderem Hausgeräthe versehen, aber in warmen Gegenden an allen Seiten offen, und nur an einigen Stellen mit Matten behängt sind. Auf Neuseeland verwahren die Einwohner jedoch ihre Hütten, der

strengen

strengen Witterung wegen, schon etwas besser. Hier umflechten sie dieselben allenthalben mit belaubten Reisern, uud bauen sie ordentlich nach Art kleiner Dörfer zusammen, die sie sogar mit hohen Pfählen rings herum dicht verpalisadiren, eine Arbeit, die sehr geschwind von Statten gehet, indem sie oft kaum eine Stunde zum Aufbauen und Verpalisadiren eines dergleichen Dorfes brauchen, worüber man sich aber auch nicht wundern darf, und zwar darum nicht, weil sich diese Menschen in Familien getheilt haben, die stets zusammen halten, und nie lange an einem Orte bleiben, sondern an den Seeufern von einer Stelle zur andern herum ziehen, folglich schon gewohnt sind, ihre Dörfer plötzlich abzubrechen und eben so plötzlich wieder aufzuschlagen. Aber in Neuholland suchen die Menschen des Nachts ihren Aufenthalt bloß in hohlen Bäumen, die sie sich durch daran gelegtes Feuer zuweilen selbst erst aushölen, wenn die Natur an diesem oder jenem Orte, wo sie gern wohnen wollen, nicht schon dafür gesorgt hat. Solches geschiehet jedoch nur an der südlichen Ecke dieser grossen Insel; denn an einigen andern Stellen haben diese Wilden ordentliche kleine Hütten, die mit Baumrinden bedeckt sind. So sind

auch

auch die Kannots oder Fischerkähne dieser Insulaner beschaffen. Sie bestehen nämlich ebenfalls nur aus äußerst grob ausgehölten Bäumen, da doch die Kannots der Neuseeländer und fast aller übrigen Südindier ziemlich gut gebauet, und nicht nur mit Segeln, sondern auch mit allerlei künstlichen Schnitzwerk gezieret sind, obgleich die Werkzeuge, womit sie verfertigt werden, nur aus Muschelschalen, Fischzähnen und harten Steinen bestehen.

Außer hölzernen Wurfspießen und Piken, die unter diesen Völkern allgemein mode sind, führen sie auch Bogen und Pfeil, und Streitkolben von verschiedener Form, wie denn die Neuseeländer sich durch diese leztern, die aus einem kurzen Stücke von hartem Holze mit einem steinernen Handgriffe bestehen, und Patûpattû heißen, besonders auszeichnen. Freilich ist an allen ihren Waffen kein Eisen zu sehen, weil in den dortigen Gegenden keins gefunden wird: aber zierlich sind sie dennoch meistentheils gearbeitet, und zum Theil mit Fischzähnen, zum Theil mit steinernen Spitzen geschärft.

Hergebrachte alte Gebräuche und Sitten werden bei allen hieher gehörigen Völkern sehr

gewissen-

gewissenhaft befolgt. Auf den tropischen Inseln giebt es allenthalben verschiedene höhere und niedere Klassen oder Kasten, welche sich besonders darin von einander unterscheiden, daß die Menschen der untern Klassen denen von den höhern den blindesten Gehorsam leisten müssen, so, daß unter ihnen ebenfalls die strengste Subordination herrscht. Ueberdieses besizt der Adel daselbst noch diese Vorzüge, daß er nicht nur mit bedecktem Busen einher gehen, und Schweinefleisch essen darf, welches den Gemeinen nicht erlaubt ist; sondern auch, daß er nicht nöthig hat, mit eigenen Händen zu essen, sondern von Aufwärtern oder Aufwärterinnen, die ihm die Bissen in den Mund stecken, gefüttert wird. Hiezu kömmt noch, daß ihnen vorzugsweise erlaubt ist, mit so vielen Frauen oder Männern, als jedem Geschlecht gefällig ist, in einer täglich veränderten wilden Ehe zu leben, und seine neugebohrnen Kinder zu töden, von welchem Vorzuge jedoch nur wenige, die den Namen der Erroes oder Herren führen, Gebrauch machen, ohngeachtet jeder diese Lebensart für sehr ehrenvoll hält. Auf Neuseeland und Neuholland hingegen, wo man bloß den Stärkern und Familienvätern gehorcht, scheint man von einem solchen Unterschiede der Stände

gar

gar nichts zu wissen. Von der Schande, die bei uns dem Stehlen folgt, haben sie alle gar keinen Begriff, wenigstens tragen die Könige sowohl als die gemeinen Menschen gar kein Bedenken, sondern bieten vielmehr ihren ganzen Witz auf, den Europäern ihre Beile, Nägel, Messer, Glaskorallen, Hemden, Bettlaken, und alle andere Sachen, auf eine geschickte Weise heimlich hinweg zu praktiziren. Sonst sind sie, ausgenommen die Neuseeländer und einige andere Völker, ziemlich Meister ihrer Leidenschaften, und haben ein offenes, fröhliches, mit Herzensgüte gemischtes Gemüth, nehmen aber in Gegenwart ihrer Vorgesezten allemal ein sehr ernsthaftes Wesen an, welches etwas mürrisch läßt. Durch Geschenke, die die Jünglinge den Hausvätern machen, erkaufen sie zwar, wie die Amerikaner, ihre Bräute ebenfalls, und können sie auch wieder abdanken, ja außer der eigentlichen Hausfrau sich noch eine andere halten: aber dennoch stehet Keuschheit und friedfertiger Ehestand unter ihnen in der größten Achtung, nur aber bei den sogenannten Erroes nicht. Auf ihre Tänze, die meistentheils aus reizenden Stellungen des Leibes und wollüstigen Geberden zusammengesezt sind, wie man schon an dem Bilde jener züchtiglich tanzenden

otahei-

otaheitischen Jungfrau — Tab. IV — einigermaßen sehen kann, verwenden sie viel Kunst, und machen darin fast unsern Theatertänzern den Rang streitig. Aber die zugehörige Musik pflegen sie nur theils mit hölzernen Trommeln, theils mit Rohrflöten, die durch die Nase geblasen werden, theils mit gewissen Klappern aufzuführen. Leztere bestehen aus kleinen ausgehölten Kürbissen, welche mit einer kegelförmigen Federkappe geschmückt, und mit kleinen Steinen etwa zur Hälfte gefüllt sind. Eine solche Klapper hat der tanzende Mann von einer der Sandwichinseln — Tab. IV — in der Hand, um sich seine Musik selbst zu machen. Doch die sonderbareste Sitte die bei diesen Völkern allgemein eingeführet ist, zeigt sich in der Weise, wie sie einander grüßen. Nämlich der, welcher grüßt, stößt mit seiner Nase auf die Nase des andern, der gegrüßt wird, und dieser bedankt sich dadurch, daß er die Hand des erstern ergreift, und sie ihm derb an die Nase und an den Mund reibt. Sterben ihnen nahe Verwandte: so schneiden sich einige die Haare, andere ein Fingerglied, oder auch wohl einen Finger ab, und noch andere pflegen ihre Angesichter schwarz anzustreichen, oder mit scharfen Werkzeugen heftig zu verwunden. Bloß

zum Staate aber verwunden sich die Bewohner der tropischen Inseln nur in den innern Flächen der Hände, und an den innern Seiten der Arme und Schenkel, das heißt, sie tättowiren sich, welches mit einem spitzigen, in den farbigen Saft einer Pflanze getauchtem Werkzeuge geschiehet, so, daß nur feine punktirte Figuren davon zurücke bleiben. Weit ärger verfahren im Gegentheile hierin die Neuseeländer und Neuholländer, wie aus den dicken blauen Schwülen, die sich — Tab. III — um ihre Leiber herum schlängeln, abzunehmen ist. Ueberdieses ist nicht nur die Beschneidung bei diesen Völkern eingeführt, sondern sie haben auch die Gewohnheit, ihr an sich gewöhnlich kohlschwarzes Haupthaar bald roth, bald braun, bald gelb zu färben, und in einigen Gegenden glatte Knochen durch den Nasenknorpel zu stecken, in andern hingegen die Ohren offzuschlitzen und allerlei grobe Körper daran zu tragen, so, daß dadurch die Ohrlappen oft bis auf die Schultern herab sich ausdehnen. Noch ist zu bemerken, daß die Neuseeländer und einige andere hieher gehörige Insulaner die grausame Gewohnheit beibehalten, ihre im Kriege getödeten Feinde zu fressen, wie auch daß der berühmte Cook selbst von den so schön gebilde-

ten Bewohnern einer der Sandwichinseln, Owaihi genannt, getödet und zum Theil gefressen worden ist.

Von den Neuseeländern allein muß ich nur dieses noch anführen, daß in ihren Geruch- und Geschmack-Organen etwas Besonders liegen muß, weil sie wohlriechende und wohlschmeckende Speißen, die ihnen die Europäer darbieten, mit einem heftigen Ekel von sich werfen, stinkenden Thran, faules Fleisch und verfaultes, von Würmern zerfressenes Brod hingegen mit größtem Appetit verzehren.

Ihre politische Verfassung ist auf den meisten Inseln überaus despotisch. Sie erzeigen ihren Königen und Fürsten die tiefste Ehrfurcht und größte Unterwürfigkeit, werden aber dafür von ihnen auch ziemlich gelinde beherrscht.

Morgen will ich Euch auch von andern Völkerschaften etwas erzählen, sagte Philalethes noch, indem er die heutige Vorlesung hiemit schloß.

Siebente Unterhaltung.

Ostindier und Afrikaner.

Am folgenden Tage unterhielte sich Philalethes mit seinen Lieben über diejenigen verschiedenen Völker, die ihm theils nach Ostindien, theils nach Afrika zu gehören schienen.

Nach unserer einmal vestgesezten Abtheilungsregel, fuhr er nämlich aufs neue fort, zählen wir zu den Ostindiern diejenigen Völker, deren Wohnsitze gegen Norden theils von der großen asiatischen Sandwüste, theils von dem Amurflusse, gegen Süden von dem orientalischen Ozean und Neuholland, gegen Osten von dem stillen Meere, und gegen Westen von dem Indus begrenzt und eingeschlossen sind, so, daß außer den Bewohnern der beiden ostindischen Halbinseln und aller Inseln des gleichnamigen Archipelags, auch die Thibetaner, Tunkinesen, Sinesen und Japaner zu dieser weitläuftigen Völkerschaft gehören, doch bleiben die Europäer, die sich in vielen hieher gehörigen

Ländern häuslich niedergelassen haben, wie auch die mongolischen Völker, die jezt in manchen ostindischen Reichen einheimisch geworden sind, von unsern eigentlichen Ostindiern allenthalben ausgeschlossen.

Fast alle diese Reiche und Inseln sind wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit ungemein bevölkert, und enthalten wohl ein Viertheil oder gar ein Drittheil aller Menschen auf Erden, indem schon Sina oder China allein mehr Bewohner als ganz Europa zählt, wie fast alle Reisebeschreiber versichern. Dennoch würden in einigen andern hieher gehörigen Ländern, zum Beispiele in Hindustan und im Reiche des großen Mogul, wohl noch dreimal mehr Menschen leben, wenn die Hohen mit so vieler Milde über die Niedrigen herrschen wollten, daß diese die Kultur des Bodens nicht verabscheuen müßten.

Von allen übrigen Völkern scheinen sich die hieher gehörigen Nationen in Hinsicht auf die äußerliche Gestallt hauptsächlich nur durch die Bildung ihrer Köpfe zu unterscheiden, doch zerfallen sie hierin selbst in zwei verschiedene Hauptarten, in spitzköpfige und breitköpfige. Nämlich auf den Inseln des ostindischen Archi-

 pelags

pelags giebt es meistentheils rautenförmige Angesichter, das heißt solche, die oben und unten spitzig, an beiden Seiten hingegen, wo die Backenknochen hervorstehen, eckig sind. Hiezu kommen auf dem diesseitigen Theile der Halbinsel jenseits des Ganges noch kleine niedergedrückte Nasen, mit langen Hangeohren, welche leztern jedoch nur von den gar zu großen Ohrringen ihre übermäßige Ausdehnung erhalten. Auf dem jenseitigen Theile dieser Halbinsel hingegen sind, so, wie in Tunkin, Sina und Japan, fast lauter breite Stirnen mit weit abstehenden Ohren und kleinen Nasen an viereckigen Angesichtern gewöhnlich, welche leztern überdieses noch ungemein platt sind, und besonders den Japanern, die ohnehin gar zu kleine aufgestuzte Nasen haben, ein etwas häßliches Ansehen gewähren. Auch stehen bei diesen Völkern die Augenhölen sehr weit von einander ab, und sind ungemein groß, enthalten aber nur ganz kleine Augen, die zugleich sehr tief in ihren beinernen Hölen versteckt liegen. Dazu haben die Schlitze ihrer Augenlider nicht eine horizontale Richtung, wie bei uns und andern Völkern, sondern ziehen sich zu beiden Seiten nach Außen schief in die Höhe, wie bei den Katzen, und eben dieses gilt auch von den Augenbrämen,

welche gleichfalls von der Nasenwurzel nach Außen schief in die Höh= laufen, und sich wenig, oder gar nicht krümmen. Dagegen ist nicht nur in Thibet, sondern auch in Hindustan und Malabar die Gesichtsbildung ziemlich regulär. Aber hier und auf den ostindischen Inseln haben dafür alle Menschen kohlschwarze Zähne, die sie für eine große Schönheit halten, und ihnen daher diese Schwärze mit Fleiß ertheilen. Sie kauen nämlich Tag und Nacht ein gewisses Kraut, genannt Betel, welches mit Kalch geschärft wird, und worein sie überdieß noch täglich eine Arekanuß wickeln; denn sie glauben, daß weiße Zähne nur für die Hunde gehören, und wundern sich daher über die Europäer, die ihrer Meinung nach, den Hunden hierin ähnlich sind. Ferner erreichen die Menschen in Sina und Japan kaum die mittlere Größe, und sind nicht nur sehr dick am Leibe, sondern auch mit ziemlich unförmlichen Gliedern versehen, welches leztere von den Thibetanern ebenfalls gilt. Bei den übrigen ostindischen Völkern hingegen nimmt man einen ziemlich schlanken Wuchs und wohlproportionirte Gliedmaßen wahr. Lange, ziemlich feine, schwarze Haare haben sie jedoch alle gemein, und unterscheiden sich dadurch sämmtlich

von den Amerikanern sowohl, als von den Südindiern, bei welchen, wie wir gesehen haben, das Haar gewöhnlich kurz, grob und struppig ist. Bei den Thibetanern, Hindus, Malabaren, Siamensern und Bewohnern der Inseln des dortigen Archipelags ist zugleich das Haar ziemlich dicht und krausig, oder lockig, bei den Sinesen und Japanern hingegen dünne und gerade, besonders aber zeichnen sich die Sinesen hierin durch ihre überaus dünnen und langen Knebelbärte aus. Im übrigen ist der Hauptteint aller hieher gehörigen Völker eigentlich braungelb, oder olivenfarbig. Aber freilich muß man einige Ausnahmen auch hierin Statt finden lassen; denn die vornehmen Sinesen und Japaner, die nicht nöthig haben, sich den Sonnenstralen auszusetzen, sind weiß, wie wir, so, wie im Gegentheile die Malabaren und einige andere ostindische Völker sehr dunkelbraun ausfallen. Hier — Tab. VI — habe ich einige Menschen dieser Art im Kleinen abgebildet, wobei aber zu merken, daß die beiden Mogolen eigentlich nicht hieher, sondern zu den Tataren gehören. Was ihre Religion betrifft: so haben zwar die Christen seit einigen Jahrhunderten viele von ihnen zu Christen, die Muhommedaner hingegen

viele

viele zu Muhommedanern gemacht, eigentlich aber bleibt ihre Religion immer vielfach und heidnisch. Denn außer einem höchsten Wesen und Schöpfer der Welt, welchen einige, nämlich die sogenannten Parsen und Guebren, unter dem Bilde des Feuers anbeten, und solches deshalb für ein heiliges Wesen halten, verehren sie nicht nur Sonne und Mond, sondern auch eine Menge anderer Götter oder Geister, die jedoch alle entweder von den Gestirnen, oder von wichtigen Naturwirkungen abstrahirt sind, so, daß auch die in Hindostan berühmten drei großen Götter, genannt Brahma, Bussinna und Mais, davon der erste das Reich der Geister, der zweite das Reich der Körper, oder das Wachsthum der Lebensmittel, der dritte aber das Reich der Toden zu verwalten hat, im Grunde keinen andern Ursprung haben. Bei einigen hieher gehörigen Völkern, und vorzüglich bei den Malabaren, stehet besonders der Stier in einem sehr hohen göttlichen Range, daher auch diese Menschen um alles in der Welt kein Rindfleisch essen, indem sie die Ochsen und Kühe für viel zu heilig achten, als daß es ihnen einfallen sollte, welche zu schlachten. Allerdings machen sie sich von ihren Göttern auch mancherlei Bilder, theils

männlichen, theils weiblichen Geschlechts, welchen sie, sowohl durch Opfer als Gebete, große Ehrerbietung bezeigen, und in Sina, wo man bloß den Fo, oder Himmel und Erde, Sonne und Mond göttlich verehrt, opfert man doch auch den vier Jahreszeiten, die gleichfalls ihre reich vergoldeten und schön lackirten Tempel haben. Doch da die Götter nicht selbst essen: so werden auch da, wie in Japan und sonst allenthalben, die Opfer von den Priestern verzehrt, welche den Göttern dafür nur ein wenig Rauch von Brod und Wein, oder von Honig und Oehl, zum süssen Geruch aufsteigen lassen. Von der Fortdauer der Seele nach dem Tode sind ferner alle diese Völker innigst überzeugt, ja die eigentlichen Ostindier, zu welchen man sonst die Thibetaner, Sinesen und Japaner eigentlich nicht zählet, glauben sogar die Seelenwanderung, das heißt, sie glauben: der höchste Gott habe von Anbeginn bloß eine gewisse Menge von Seelen aus dem Wesen seiner Selbstheit hervorgebracht, und vom Himmel auf die Erde geblasen, wo sie nun, um geprüft und geläutert zu werden, zuerst in allerlei Gewächse, dann in verschiedene Thiere, und endlich in menschliche Körper fahren, auch diesen Kreislauf bis ans Ende der Welt öfters von neuem

anfan-

anfangen, ja zuweilen sogar, wenn sie böse leben, zur Strafe in wilde Bestien wandern müssen. Darum essen diejenigen Ostindier, die dieses glauben, auch gar kein Fleisch von geschlachteten Thieren, und keine frischen Früchte oder andern Gewächse, aus Furcht, eine Seele mit zu verschlingen. Aber verdorrete oder getrocknete Früchte, und Fleisch von gefallenem Vieh, essen sie wohl. Der höchste Gott, oder der Schöpfer des Himmels und der Erde, bekümmert sich überdieses, ihrer Meinung nach, gar nicht mehr um die Erhaltung seiner Geschöpfe; denn dazu hat er seine Minister, die untergeordneten kleinern Götter, die diese Mühwaltung über sich nehmen, und an welche sich die Menschen deshalb zu wenden haben. Er selbst hingegen besorgt ein Geschäft, welches weit wichtiger, als die Fürsorge für die Welt ist. Er arbeitet nämlich an einer neuen Welt, in welcher die Seelen einst, wann sie alle ihre Wanderschaft werden vollendet haben, und wann diese Welt untergehen wird, ihren Lohn empfangen, und höchst glücklich leben sollen. Daher haben sie auch gar keinen Begriff von der Vergebung der Sünden, sondern stehen unerschütterlich vest in der Meinung, daß Belohnungen mit guten Werken, und Strafen mit bösen Thaten unzer-

trenn-

trennlich verbunden seyen, wie auch, daß diese nothwendige Verknüpfung kein Gott aufheben könne.

Die ihnen von der Natur bestimmten Speisen sind Reiß, Weizenbrod, Sagu, Kokusnüsse, Feigen, Datteln, Limonen, Granatäpfel, Pisang, Ananas, Fische, Schildkröten, Pfauen, Rebhüner, Phasanen, Vogelnester, Hirsche, Schafe, Rinder, und allerlei andere gute Sachen, welche alle dort in großem Ueberfluß vorhanden sind, und ihrer Delikatesse wegen sogar nach Europa geholet werden, wie solches alles längst Jedermann weiß, daher ich auch weiter kein Wort hievon sagen will, als daß leider die meisten dieser Menschen das viele Gute, welches ihnen ihre Länder darbieten, aus wunderlichen Religionsbegriffen, wie gesagt, nicht einmal genießen, wie auch, daß einige von ihnen, zum Beispiele die Sinesen der niedrigsten Klasse, die Aeser der gefallenen Pferde, der halb verfaulten Hunde und Ratten essen.

Nackend gehen diese Völker nicht, nur etwa die Malabaren ausgenommen, sondern kleiden sich in allerlei Stoffe von Seide und Baumwolle, die ihrer Schönheit und Güte wegen auch bei uns bekannt genug sind, und sehr ge-

schäzt

schäzt werden. Den ganzen Leib aber bekleiden jedoch nur die Vornehmen und Reichen, um sich dadurch von den Armen und Geringen zu unterscheiden, welche, besonders in den heißen Gegenden, an der obern Hälfte des Leibes gewöhnlich unbedeckt einher gehen, wie schon aus diesen Bildern — Tab. VI — abzunehmen ist. Dabei schmücken sie sich mit Edelsteinen, Perlen und allerlei goldenen Zierathen, die sie theils in den Haaren, theils am Halse und in den Ohrlappen tragen, daher auch diese leztern bei einigen hieher gehörigen Völkern ungemein lang herabhangen, und so große Löcher haben, daß man mit Fäusten hindurch fahren kann. Besonders merkwürdig ist es aber, daß die Frauen der vornehmen Sinesen ihre Füsse von Kindheit an in eiserne Schuhe zwingen, um dadurch das Wachsthum derselben zu verhindern, weil sie glauben, daß ganz kleine Füsse, worauf sie nicht einmal ordentlich gehen können, mit zur Schönheit gehören.

Ehemals bestanden ihre Waffen in Pfeilen, Lanzen, Schwerdtern und Hackemessern, jezt aber haben sie auch Feuergewehr, und in Sina hat man eher noch, als in Europa, Gebrauch vom Schießpulver gemacht. Aber alle diese

Völker sind im Kriege schlechte Helden, und von den Europäern sowohl, als von den Tataren, allenthalben ziemlich leicht zu überwinden gewesen.

Doch in Hinsicht auf ihre Bauart geben sie den Europäern wenig nach, besonders in Sina und Japan, wo zwar in einem ganz besondern Geschmack, aber sehr zierlich und vest gebauet wird, und wo es, wie ich schon gesagt habe, viele große Städte mit glänzenden Tempeln, prächtigen Pallästen, künstlichen Brücken, kostbaren Wasserleitungen, schönen Fontänen, und so weiter, in großer Menge giebt. Weiter nach Süden hin bauen zwar die Menschen der niedrigern Klassen ihre Hütten bloß aus Lehm, und bedecken sie nur mit Palmblättern: aber die Vornehmern wohnen dennoch auch da in ziemlich schönen Häusern, und auf ihre Tempel oder Pagoden haben sie von jeher ziemlich viel Kunstfleiß verwandt. Nur in der Schiffsbaukunst stehen sie alle hinter den Europäern sehr weit zurücke; denn sogar die Sinesen, die doch sonst alles ins Große treiben, und also auch große Schiffe mit vieler Kunst verfertigen, segeln äußerst schlecht, und andere ostindische Völker bauen bloß kleine Fahrzeuge,

zeuge, die sie zur Fischerei gebrauchen. Dagegen giebt es unter allen diesen Völkern viele kunstreiche Gold- und Silber-Arbeiter, viele überaus geschickte Weber, vortrefliche Schmiede, und so ferner, indem da fast alle Handwerke und Künste mit großem Fleiß betrieben werden, so, daß man sagen kann, unter diesen Völkern herrsche schon sehr viel Kultur, die aber freilich wegen der gar zu großen Reichthümer aller Art und aus andern Ursachen sobald noch keine wahre Aufklärung bewirken wird.

Sie besitzen sogar auch längst schon die Kunst, ordentlich mit Schriftzügen zu schreiben, und haben folglich dadurch in der Kultur einen überaus großen Schritt weiter gethan, als die Südindier und Amerikaner, welche weder Bilderschrift noch Buchstabenschrift kennen, sondern bloß Fäden, oder Stäbe haben, worein sie bei merkwürdigen Begebenheiten verschiedene Knoten knüpfen und Ringe schneiden, um dadurch ihrem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, wenn sie etwa diese Begebenheiten einst wieder erzählen wollen, doch muß man die Merikaner davon ausnehmen, welche ihre alte Geschichte in schlechten Bildern aufbewahret, folglich wenigstens Bilderschrift haben.

Was

Was die Sitten und Gewohnheiten der ostindischen Völker betrifft: so ist zu merken, daß dieselben überhaupt g nommen ziemlich artig und gut, aber hin und wieder viel zu zeremonienreich und zu übertrieben strenge sind. Für die Tunkinesen und Sinesen, war nämlich Confucius ein vortreflicher Lehrer, dessen Sittensprüche und weisen Gesetze sie heut zu Tage noch auf das genaueste befolgen, ohngeachtet er schon vor drittehalb tausend Jahren gelebt hat. Für die meisten übrigen Ostindier hingegen haben bloß die Braminen und Lamas, ein paar Arten heidnischer Mönche, die Sittengesetze entworfen, die jedoch zum Theil auch ziemlich gut sind. Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Sanftmuth, und fast alle andern Tugenden werden daher allenthalben hochgeschätzt und geehrt. Grobe Laster hingegen werden verachtet, ja der Diebstahl und Ehebruch wird sogar bei einigen dieser Völker mit dem Tode bestraft. Können sie aber die Fremden auf eine feine Art oder mit List hintergehen und betrügen: so pflegen sie in einer solchen Geschicklichkeit eine gewisse Ehre zu suchen. Frauen können sich die Männer so viele heirathen, als ihnen beliebt. Aber von dieser Erlaubniß pflegen doch nur die Vornehmen und Reichen öfters Gebrauch zu

machen, weil Sitte und Wohlstand solches heischen, oder vielmehr, weil viele Frauen dort mit zum Staat eines vornehmen Mannes gehören. Unter den geringen und niedrigen Ständen hingegen ist es gewöhnlich, nur eine zu freien. Auch ist es bei keinem dieser Völker mehr Sitte, die Bräute von ihren Vätern zu erkaufen, sondern hier geben die reichen Väter ihren Töchtern schon etwas Heirathsgut mit, obgleich nicht viel. Bei denjenigen, welche die Seelenwanderung glauben, werden die Leichname der Vornehmen und Reichen verbrannt, und alsdann müssen sich die vorzüglichsten und geliebtesten Frauen der Verstorbenen zugleich mit verbrennen, weil sie außerdem nicht mehr ehrlich bleiben, sondern für vogelfrei geachtet werden. Sie setzen sich also getrost und unter großen Ceremonien zu den Leichnamen ihrer Männer auf die Scheiterhaufen und lassen sich lebendig verbrennen. Stirbt aber gar ein König: so verbrennen sich nicht nur alle seine Weiber, sondern auch alle seine übrigen Vertrauten, die bei seinem Leben seine Leibwache ausgemacht haben, mit ihm. Doch dieß ist eine Ehre, die nur den Frauen und Günstlingen der Großen widerfahren kann; denn die Leichname der Niedrigen werden nicht verbrannt, sondern

schlechthin begraben; und ihre Weiber werden ohnehin, so, wie die Männer dieser untersten Klassen, für unehrlich und gewissermaßen für vogelfrei geachtet. Aber in Thibet, Sina, Tunkin, Japan und einigen andern Ländern danken auch die vornehmen Frauen selbst für diese Ehre, und sterben freiwillig nicht mit, wenn ihnen die Männer sterben. Auch werden da die Leichname der Vornehmen keinesweges verbrannt, sondern wie bei uns, nur mit viel mehr Gepränge, beerdiget. Dafür herrscht in diesen Reichen, etwa Thibet ausgenommen, die böse Sitte, daß viele arme Weiber ihre neugebohrnen Kinder auf die Straßen legen, oder sie auch wohl gar sogleich von den Hebammen töden lassen, und solches darum, weil sie zu träge sind, so viel zu arbeiten, als zu deren Ernährung nöthig ist, und weil dort freilich in diesem Fache noch keine europäischen Polizeianstalten getroffen sind. Getanzt wird bei allen diesen Völkern bei weitem nicht so viel, wie bei den Amerikanern und Südindiern, und zwar darum, weil die Armen weder Geschicklichkeit noch Muße, die Reichen hingegen zu viel Stolz dazu haben, welchen man ihnen aber auch desto leichter verzeihen kann, je schändlicher das Gewerbe ist, welches die eigentlichen Tänzerinnen

in jenen Ländern treiben. Es giebt nämlich unter ihnen eine gewisse Art von sogenannten Kupplern, welche durch allerlei niederträchtige Kunstgriffe die schönsten jungen Dirnen aus fremden Ländern an sich zu bringen wissen. Diese lassen sie dann in wollüstigen Tänzen, in allerlei unzweideutigen Geberden, in lüderlichen Gesängen, und überhaupt in allen Künsten der Buhlerei unterrichten, um sie dann an reiche Herrn mit großem Gewinn zu verleihen. So lange nun diese Geschöpfe noch jung und schön sind, so lange werden sie bei allen Freudenfesten der Großen zur Belustigung hervorgesucht, und stehen mit ihren Anführern in großer Achtung, im Alter aber erleben sie lauter Schimpf und Schande, und werden, wenn sie sterben, gleich ihren Anführern, wie die Missethäter, an unehrlichen Oertern begraben. Ursache genug, daß Tanz und Musik bei diesen Völkern in Verachtung hat kommen müssen. Auch sind ihre musikalische Instrumente eben nicht weit her; denn sie bestehen bloß, wie bei der bekannten Janitscharenmusik, aus küpfernen Becken, schlechten Schalmaien, Cymbeln, Schellen, Posaunen, kleinen Trommeln, Lauten mit drei Saiten, oder dergleichen Sachen, und mögen daher diesen Völkern wohl nur dienen, die bösen Geister zu ver-

treiben, besonders da die Bewohner von Siam bei Sonnen- und Mond-Finsternissen in der That mit solchen Instrumenten allemal einen abscheulichen Lärmen machen, um den abscheulichen Drachen zu verjagen, der im Himmel wider die wohlthätigen Götter streitet, und sie fressen will. Hieraus ist aber auch leicht abzunehmen, wie sehr diese Völker jeder Art von groben Aberglauben ergeben seyn mögen. Sie alle, die sonst klügern Sinesen selbst nicht ausgenommen, haben sogar auch ihre Adepten der hermetischen Kunst, ihre Tagewähler, Nativitätsteller, Wahrsager, Zeichendeuter, Geisterbeschwörer und Hexenmeister, ja einige treiben ein ordentliches Gewerbe mit solchen Künsten, und solches kann man besonders an den Zigeunern abnehmen, welche sich zwar bis nach Deutschland verbreitet haben, eigentlich aber zu den Menschen der geringsten Klassen von Hindustan gehören.

Die politische Verfassung ist bei allen diesen Völkern, so, wie im ganzen Oriente, überaus despotisch, und die verschiedenen Volksklassen sind hier weit schärfer, als anderswo, von einander abgeschnitten. Könige können da fast allenthalben, bloß in dem sinesischen Reiche

nicht,

nicht, ihre Unterthanen töden und martern lassen, wie sie wollen, und wie solches ihre Launen ihnen eingeben, ja in einigen Ländern würden sie sogar von ihrer Hoheit sehr vieles verlieren, wenn einer ihrer Unterthanen ihnen jemals auch nur von Ferne ins Angesicht schauen wollte, daher sie auch nie öffentlich erscheinen, oder doch, wenn große Feierlichkeiten solches heischen, dem Volke bloß den Rücken zukehren. Und gleichwie sämmtliche Volksklassen ihren Königen oder Kaisern in allen Stücken den blindesten Gehorsam zu leisten schuldig sind: eben so werden auch die niedrigern Kasten oder Stände von den höhern in der strengsten Subordination erhalten. Diese wunderbare Subordination ist so groß, daß in manchen Reichen die Menschen der untern Klassen den Höhern schon von weitem auf der Straße eine große Strecke weit aus dem Wege gehen müssen, wenn sie sich nicht, wie tolle Hunde, wollen erschlagen oder erschießen lassen. Auch werden die Geringern von den Vornehmern gar keiner Anrede gewürdiget, sondern müssen sich bloß nach ihren stummen Winken richten, und leztere machen sich sogar unehrlich, wenn sie sich zu den erstern gutmüthig herablassen, welches daher auch fast nie geschiehet. Alle diese großen Vorzüge der ver-

schiedenen Klassen des Adels werden fast bei allen hiehergehörigen Völkern bloß durch die Geburt erlangt, und keinesweges durch persönliche Verdienste oder löbliche Thaten erworben, doch steigen alle Personen, die die Kaiser oder Könige zu ihrem Hofstaate und zu ihrer Leibwache wählen, jedesmal durch diese allerhöchste Wahl in die höchste Klasse des Adels hinnauf, ohngeachtet sie zuweilen von ziemlich niedriger Geburt sind. Bloß in Sina hat man hierin eine andere Einrichtung getroffen. Hier giebt es nämlich nur eine einzige Klasse von erblichem Adel, der weiter kein Verdienst zu haben braucht, als zur Nachkommenschaft jenes berühmten Confucius zu gehören, und selbige fortpflanzen zu helfen. Doch erlaubt man deshalb den Männern dieser Klasse noch nicht, Antheil an den Regierungsgeschäften zu nehmen, oder Staatsämter zu bekleiden; denn solche Vorzüge werden hier bloß durch Verdienste und Gelehrsamkeit erworben, indem der eigentliche Adel daselbst bloß aus den sogenannten Mandarinen, oder Gelehrten und Kriegsbeamten, bestehet, welche bei der Aufnahme und Promotion ihrer Mitglieder keinesweges auf hohe oder niedrige Geburt, sondern ganz allein auf die dazu erforderlichen Kenntnisse sehen.

Aber

Aber so gelehrt auch diese Herrn immer seyn mögen: so sehr muß es ihnen doch noch am geraden schlichten Sinne fehlen, weil sie gleichfalls die Thorheit begehen, sich äußerlich durch prachtvolle Ceremonien und Kleider über die Menschen der untern Klassen hoch zu erheben. Sie sind nämlich der Meinung, daß es ihnen große Schande bringen würde, wenn andere Menschen wähnen könnten, sie müßten durch die Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt erwerben. Um also diesen Wahn sogleich in der Geburt zu ersticken, lassen sie die Fingernägel so lang wie Adlerklauen wachsen, damit ja sogleich Jedermann sehen möge, daß es ihnen unmöglich ist, mit ihren Händen irgend eine Arbeit zu verrichten. Auf gleiche Art suchen sie auch in andern solchen kleinlichen Dingen ihren hohen Rang zu affektiren. So grüßen sie sich zum Beispiele wechselseitig bloß durch ein sanftes Kopfnicken, wenn sie auf ihren Tragesesseln einander begegnen. Begegnet aber einem Mandarin ein Mensch der untern Klassen: so muß dieser von seinem Tragesessel herab, und sich öfters bis zur Erde vor ihm beugen, oder sich auch wohl gar der ganzen Länge nach niederwerfen, und für dieß tiefe Kompliment darf ihn der Mandarin auch nicht einmal eines Anblickes würdigen.

Doch solche Demüthigungen, die den Menschen der geringern Klassen widerfahren, wenn sie ihre Vorgesezten erblicken, sind im ganzen Oriente gewöhnlich. Fast allenthalben müssen sie sich vor ihnen zur Erde niederwerfen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sie zu zertreten. Etwa nur in Japan ist man hierin ein wenig bescheidener. Denn da ziehen die Geringern vor den Vornehmern zum Gruß nur die Schuhe oder Sandalen ab, lassen dann beide in einander geschlagene Hände mit Ehrerbietung ganz langsam vor sich zu den Knien herab sinken, und gehen mit kurzen abgemessenen Schritten hin und her wankend vor ihnen vorbei, wobei sie jedoch, vermuthlich aber aus Furcht, auh! auh! rufen.

Doch ich muß Euch von den Afrikanern — Tab. VII. — heut auch noch etwas erzählen.

Hieher gehören zwar nur alle diejenigen Völker, deren Wohnsitze gegen Norden von dem sogenannten mittelländischen Meere, gegen Westen von dem atlantischen Ozean, gegen Süden von dem Südmeere, und gegen Osten theils von dem ostindischen Meere, theils von dem persischen Meerbusen begrenzet sind. Aber nach unserer Abtheilungsregel müssen wir auch die

großen

großen und kleinen Antillen sowohl, als Madagaskar und andere um Afrika herum liegende Inseln dazu zählen, die nördlichen Küsten von Afrika hingegen nebst Aegypten, davon ausnehmen, so, daß gegen Westen eigentlich das veste Land von Amerika, und gegen Norden die große barbarische Wüste, genannt Sahara, die Grenze machen mag.

Die vornehmsten äußerlichen Kennzeichen, wodurch sich diese Völker von allen übrigen merklich unterscheiden, bestehen erstlich in einem langen Hinterhaupte, zweitens in einer kurzen breitgequetschten Nase, mit einer sehr tief liegenden Nasenwurzel, drittens in weit hervorstehenden Kinnladen, viertens in sehr großen aufgeworfnen Lippen, fünftens in sehr kurzen und krausigen feinen Haupt- und Bart-Haaren, sechstens in der schwarzen oder doch sehr dunkelbraunen Farbe ihrer Haut, und endlich siebentens in ziemlich aufgedunsenen Bäuchen, die gewöhnlich auf übel gebildeten Schenkeln ruhen. Auf der Goldküste, oder in Guinea überhaupt, und am Senegal haben die Menschen wirklich einen kohlschwarzen Teint, wobei jedoch die Haut ungemein weich und fein wie Sammet ist, und zugleich wie Ebenholz glänzt. Aber die innern Flächen der Hände sind so, wie

die Fußsolen röthlich. Dazu ist bei ihnen der Mund schön roth, gegen welchen ihre weißen Zähne sehr gut abstechen. Diese Menschen führen den Namen der Neger und unterscheiden sich überdieses noch von einigen der übrigen afrikanischen Völker durch ihre großen Augen und ihr vorzüglich kurzes Haupthaar, welches der feinsten Lammswolle ähnlich ist, und ihnen daher auch eine beinah vollkommene Bartlosigkeit verursacht. Andere hieher gehörige Nationen, zum Beyspiele die Kaffern und Hottentotten, wie auch die ursprünglichen Bewohner von Monomotapa, sind zwar in Ansehung des wolligen Haares, der großen Augen, dicken Lippen und flachen eingedrückten Nasen, den Negern fast vollkommen ähnlich: aber sie unterscheiden sich von diesen nicht nur durch eine minder schwarze Farbe, sondern auch durch einen schönern Wuchs und besser proportionirte Gliedmaßen, wiewohl alle Afrikaner in Hinsicht auf ihre Größe fast nirgends über den Mittelschlag hinnaus reichen, sondern eher etwas zu klein sind. Auf den Gebirgen von Madagaskar findet man, wie einige Reisebeschreiber versichern, sogar Menschen der niedrigsten Größe: aber die übrigen Bewohner dieser Insel sind allerdings recht gut gewachsen, und vor allen Afrikanern am schönsten gebildet,

so, daß es daselbst, besonders unter den Frauen, ordentliche schwarze Schönheiten giebt, welche durch ihre unvergleichlichen weißen Zähne und ihr angenehmes lustiges Betragen unter den dortigen Europäern große Bewunderung erregen.

Für die überaus große Ausdehnung des Welttheils, der alle diese schwarzen Menschen sämmtlich ernährt, ist ihre Anzahl gar nicht groß. Doch vielleicht giebt es im Innern von Afrika zahlreiche Völkerschaften, von welchen wir noch nichts wissen; denn gegenwärtig kennen wir fast nur die Bewohner der Seeküsten, deren Wohnungen sich aber freilich allenthalben ziemlich weit in das veste Land hinnein erstrecken.

Was ihre Religion betrifft: so glauben sie sämmtlich, wie alle heidnische Völker, an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an ein höchstes Wesen, welches aus lauter Güte die Welt erschaffen, zugleich aber auch eine große Menge von kleinern Göttern oder sogenannten Fetischen und Heiligen gemacht habe. Diesen ist, ihrer Meinung nach, die Direktion aller Naturwirkungen und aller Angelegenheiten der Menschen anvertrauet. Auch sind sie, wie die Genossen aller andern Lokalreligionen, in

ihren

ihren Glaubensmeinungen sehr tolerant, oder vielmehr leichtsinnig, indem es ihnen einerlei ist, ob ihre Götter oder sogenannten Fetische, diese oder jene Namen führen, ob sie aus Holz oder Stein, aus Thieren oder Menschen, aus Gewächsen oder Metallen, aus Bergen oder Meeren und Flüssen bestehen. Daher lassen sie sich auch sehr leicht zum Christenthume und zum mahometanischen Glauben bekehren, doch thun wenigstens das erstere die Hottentotten nicht leicht, und zwar darum nicht, weil sie glauben, die Christen wären tyrannisch, ungerecht, neidisch, geizig, und überhaupt gar zu lasterhaft. Doch in Habissinien und Nubien giebt es lauter Christen, Juden und Mahometaner, die aber auch eben so leichtgläubig, oder vielmehr eben so abergläubisch, wie die übrigen Afrikaner sind. Sonst aber pflegen diese Völker fast nirgends das höchste Wesen selbst zu verehren, und nirgends ihm Opfer darzubringen. Denn sie glauben, dasselbe wohne viel zu hoch über dem Monde, und sey viel zu erhaben, als daß es von ihren Opfern etwas genießen, oder sich um die Menschen und ihre Angelegenheiten im geringsten weiter bekümmern möge, besonders da es die Regierung der Welt nun einmal den geringern Göttern über-

tragen

tragen habe. Dafür vergöttern sie in Benguela nicht nur einen sehr bösen Götzen in Gestallt eines abscheulichen, aus Holz und Erde gebildeten Riesen, dem sie, um seine Huld zu gewinnen, oder seine bösen Tücken zu bezähmen, ihre im Kriege erschlagenen Feinde, wie auch die schönsten Elephantenzähne und Palmenwein nebst Bocksblut opfern, sondern sie verehren auch mancherlei gute untergeordnete Götter in Gestallt kleiner Schaafböcke mit Schildkrötenköpfen, Bockshörnern und Pfauenfedern, die sie sich selbst machen, und als ihre Schutzpatrone betrachten. Die Kaffern und Hottentotten hingegen halten den Mond für den Repräsentanten des höchsten Wesens, und bekomplimentiren ihn theils mit Opfern, theils mit andern großen Feierlichkeiten, so oft er ihnen aufs neue mit wachsendem Lichte erscheint. Bei vollem Lichte aber dauern die Opfer, welche aus Milch und Kuhfleisch bestehen, sogar die ganze Nacht hindurch, wobei sie ihn zugleich um gutes Wetter, um gutes Futter für ihr Vieh, und um recht viel Milch bitten. Außer diesem guten Schutzheiligen giebt es dort auch noch einen andern kleinen wohlthätigen Fetisch, welcher nichts anders, als ein schöner grüner Käfer mit weißem Bauche ist, und welchem jede Gemeine

sogleich einen fetten Ochsen unter großen Freudentänzen opfert, sobald er sich in ihrem Dorfe sehen läßt. Von diesen guten Göttern kömmt ihrer Meinung nach alles Gute zu ihnen. Alles Böse hingegen, womit sie in der Welt geplagt sind, wird ihnen einzig und allein von dem Satanas zugefügt, von welchem sie sagen, daß er ihnen zuweilen in Gestallt eines kleinen, häßlichen, allenthalben mit Haaren bewachsenen weißen Männchens erscheine, welches nicht nur einen Pferdekopf, sondern auch Pferdefüsse habe. Auch wird Jeder von ihnen, der nach ihrer Art einen recht frommen Lebenswandel führt, nach dem Tode selbst ein kleiner gütiger Gott, oder Fetisch, an welchen sie dann ihre Gebete richten. Vor den minder guten abgeschiedenen Seelen fürchten sie sich aber gewaltig. Sie brechen deshalb sogar das ganze Dorf ab, und bauen es in eine andere Gegend, wenn einer von ihnen stirbt, dem sie nichts gutes zutrauen. Doch diese Thorheiten dürften anderwärts wohl noch ihresgleichen finden. Aber die allersonderbaresten Götter wird man wohl nur in Sierra Leona und in andern dort herum liegenden Ländern finden. Denn da erwählt sich der eine zu seinem Schutzpatron, oder Fetisch, ein Ochsenhorn, der andere eine

Krebs-

Krebsscheere, der dritte einen Nagel, der vierte einen Kieselstein, der fünfte ein Schneckenhaus, der sechste einen Vogelkopf, der siebente eine Wurzel, und so ferner, und alle diese Götter werden in Beuteln, die mit Glaskorallen, oder auch mit Gold und Perlen besezt sind, gewöhnlich am Halse getragen. Sollen sie nun ihren Klienten einen Gefallen oder eine Wohlthat erzeigen: so nehmen diese sie vom Halse ab, setzen ihnen gute Speißen vor, und beten zu ihnen. Erfolgt aber etwa keine Erhörung: so geben sie ihnen anfänglich bloß tüchtige Schläge, nach öftern vergeblichen Bitten aber werfen sie dieselben gar von sich, und wählen andere dafür. Nicht viel besser machen es hierin die Bewohner von Madagaskar, die doch sonst einen ziemlich glücklichen, zu Künsten und Wissenschaften geneigten Genius zeigen. Hier hat nämlich ebenfalls jede Familie ihren eigenen guten Götzen, welcher gewöhnlich eine Grille ist. Diese sitzt in einem schön geflochtenen und mit allerlei Geschmeide besezten Korbe, wird mit großer Sorgfalt gefüttert, und hat alle Kostbarkeiten des Hausherrn bei sich im Korbe liegen. Den ganzen Kram zusammen genommen pflegen sie ihr Oly zu nennen, und glauben, daß es ihnen alles Thun und Lassen, ja

alle ihre Einfälle und Reden in den Sinn gebe, daher sie auch öfters wie Wahnsinnige aus Devotion um dasselbe herum tanzen. Man sollte denken, dieser Wahn wäre aus den finstern Gegenden unsers Vaterlandes dahin gekommen. Denn auch bei uns giebt es noch Menschen, die an ein sogenanntes Goldhänchen glauben, welches den Leuten, die es besitzen, Reichthum bringen soll. Doch in der Thorheit geben leider die Menschen der entferntesten Erdzonen einander oft nichts nach: und eben deshalb findet man unter den Priestern aller afrikanischen Völker auch eben so viele Teufelsbanner, Geisterbeschwörer, Hexenmeister, vermeinte Goldmacher, Wahrsager, Tagewähler, Zeichendeuter, und so weiter, wie bei andern Völkern, ja es giebt ihrer dort sogar noch weit mehr, als unter uns.

An Lebensmitteln kann keine dieser Nationen irgend einen Mangel haben. Denn allenthalben, wo sie sich aufhalten, ist ihr Land überaus fruchtbar, so, daß die meisten von ihnen Reiß, Hirse, Gerste, Erbsen, Maiz, Bohnen, Weintrauben, verschiedene eßbare Wurzeln, und so weiter, mit wenig Kultur des Bodens, in großer Menge erzielen. Ko-

kus-

kusnüsse hingegen, wie auch Datteln, Feigen, Bananen, Pisangfrüchte, Tamarinden, und allerlei Obstarten, wachsen in vielen Gegenden häufig wild, und mit Fischen, Schildkröten, Hühnern, Gänsen, Enten, Tauben, Antelopen, Pferden, Ziegen, Schaafen, Hirschen, Rindern, Schweinen, Elephanten, Löwen, Tiegern und so weiter, sind sie so, wie mit Milch und Honig ebenfalls reichlich gesegnet. Gleichwohl essen viele auch mancherlei Unrath, den der Wohlstand kaum zu nennen erlaubt, zum Beispiele rohe Gedärme von gefallenem Viehe, ohne sie erst zu reinigen, ja die Hottentotten essen überdieses nicht nur Maulwürfe, und jenes ekelhafte Ungeziefer, das auf ihren eigenen Körpern wächset, mit großem Appetit, sondern verschlingen auch alte lederne Schuhe sehr begierig, die sie jedoch vorher ein wenig kochen. Doch über den Wohlgeschmack der Speißen muß man mit keinem Menschen streiten. Aber abscheulich ist es, daß man in Monomotapa, so, wie in einigen andern dort herum liegenden Ländern, immer noch Menschenfleisch frißt, welches in einer Art von Fleischbänken ordentlich zum Verkaufe dazu ausgeboten wird. Alle diese Völker töden überhaupt ihr Vieh nicht gern, sondern essen lieber das Fleisch der gefallenen

Thiere, ohne dasselbe erst lange zu braten oder zu kochen. Denn solches Fleisch ist ihrer Meinung nach der Gesundheit weit mehr zuträglich, als dasjenige welches die geschlachteten Thiere liefern. Merkwürdig ist es im übrigen, daß die Hottentotten an ihren Speißen weder Salz, noch irgend ein Gewürz jemals leiden können, sondern alles ungesalzen essen, da doch die übrigen Afrikaner viel Salz an ihren Speißen lieben. Dagegen sind sie, die Hottentotten, mit allen übrigen Afrikanern wieder äußerst begierig nach saurem Wein, Brandtewein, Arak und andern starken Getränken, wiewohl sie ihren Durst gewöhnlich nur mit Wasser und Milch, oder auch mit Meeth und Palmwein löschen.

Auf Kleider verwenden sie nirgends viel, weil sie der großen Hitze wegen allenthalben beinah ganz nackend einher gehen. Sie bedecken bloß die Geschlechtstheile in einigen Gegenden mit Lappen von Kattun, oder mit kleinen Schürzen von Ziegenvellen, und an andern Orten tragen sie theils baumwollene, theils leinene Hemden, die sie jedoch oft nur nachläßig über die Schultern hängen. Auf den bissagotischen Inseln, zu welchen Kazegut gehöret, und wo die Menschen, besonders die Frauen, viel

schöner,

schöner, als andere Afrikaner und Afrikanerinnen gebildet sind, machen sie sich nicht nur kurze Röckchen von Schilf, sondern auch kleine Mäntel mit Kapuzen von eben dem Stoffe, welche leztern sie jedoch nur bei kühler Witterung und Regen über den Kopf und über die Schultern werfen. Die vornehmen Hottentotten und Kaffern hingegen bereiten sich ihre grossen Mäntel aus den Häuten der Tieger und Löwen, indem die Geringern bloß die Velle der Schaafe oder die Häute der Kühe dazu anwenden. Allein da diese Mäntel nicht weit genug sind, um zugleich den vordern Theil des Leibes zu umhüllen: so pflegen die Männer dieses Volkes ihre Geschlechtstheile mit elfenbeinern Platten, die Weiber hingegen mit kleinen Schürzen zu bedecken. Noch etwas mehr bedeckt, als die Hottentotten, gehen die vornehmen Madakassen einher. Denn diese tragen nicht nur ganz artige Leibchen von schönen seidenen Stoffen, sondern auch lange baumwollene Gewänder, die von den Schultern bis auf die Füße reichen. Die Armen und Geringen aber haben zu ihrer ganzen Bedeckung, so, wie die meisten andern Schwarzen, weiter nichts, als einen schmalen Gürtel von Bast, welchen sie zwischen den Schenkeln hindurch ziehen, und am Leibe

bevestigen. Desto fleißiger aber pflegen sich alle diese Völker auf mancherlei Weise zu schmücken und zu putzen, wiewohl ihr Schmuck und ihr Putz gewöhnlich von gar sonderbarer Art ist. So beizen sich die Frauen der Kazeguter ihre schwarzen Wollhaare mit Palmöhle roth, und belästigen ihre Schenkel mit großen kupfernen Ringen, die nach ihrer Meinung sehr schön lassen. Die vornehmen Frauen der Hottentotten hingegen tragen zwar auch Ringe von Kupfer und Elfenbein an den Armen, Schenkeln und Ohren, und freuen sich ebenfalls, wenn sie beim Tanzen tüchtig damit klirren können: aber ihr Haar beizen sie nicht roth, sondern überschmieren es täglich mit einem Pflaster aus Talg und Ruß, dazu salben sie auch täglich den ganzen Leib mit Ruß, den sie in zerlassene Butter einrühren, und alles dieses thun sie bloß, um recht glänzend schwarz zu erscheinen. Gold und Perlen haben diese Völker fast allenthalben. Dennoch schmücken sich die meisten lieber mit aufgereiheten Glaskorallen und andern Dingen, die wir verachten, zum Beispiele mit Pferdeschweifen, die in Benguela so hoch geschätzt werden, daß einer öfters für zwei Sklaven gekauft wird. Aber allen Afrikanern läßt sich dieser schlechte Geschmack doch nicht aufbürden, indem vielmehr die reichen

Madekassen auch lange Schnüre von aufgereiheten Goldkörnern und ziemlich große, mit Goldplatten belegte, hölzerne Klötzchen an den Ohren, die vornehmen Bewohner von Sierra Leona hingegen große Diamanten in der Nase, tragen.

Die Waffen dieser Völker bestehen theils aus Hackemessern, theils aus eisernen Lanzen und Pfeilen, die zuweilen vergiftet sind. Aber die Tapferkeit scheint nicht mit zur Natur der Schwarzen zu gehören. Vielmehr lassen sie sich von den Europäern fast allenthalben sogar jezt noch ziemlich leicht überwinden, ohngeachtet sie an vielen Orten bereits längst auch mit Feuergewehr und Schwerdtern zu fechten gelernet haben.

Baukunst muß man bei allen diesen Völkern ebenfalls nicht suchen. Denn ihre Hütten, die sie bloß von schwachen hölzernen Stangen errichten, und entweder mit Stroh, oder mit Matten und Palmblättern bedecken, haben gewöhnlich nur die Form der Bienenkörbe, und sind nicht viel größer, als die Oefen, worinne bei uns die Bewohner des platten Landes ihr Brod backen. Doch pflegen allezeit mehrere Familien ihre Hütten ordentlich dorfweise nah aneinander zu bauen, um sich und ihr Vieh

gemeinschaftlich vor den Tiegern und Löwen zu beschützen, da dann dergleichen Dörfer von weitem wie zahlreiche Bienenstände erscheinen. Manche schwarze Familien streifen auch von einem Orte zum andern, ohne irgend ein anderes Obdach zu haben, als welches ihnen alle Abende die Natur selbst bereitet hat. Von schönen Tempeln oder Pagoden wissen sie alle gar nichts, und ihre größten Kähne sind wie bei allen ganz rohen Völkern nichts weiter, als gröblich ausgehöhlte Bäume, die sie mit ihren elenden Rudern kaum zu regieren wissen. Eben so sind auch ihre übrigen Künste und Handwerke nicht weit her, ja selbst ihre Methode, das Feld zu bestellen, würde wenig fruchten, wenn der Boden an sich nicht so ergiebig wäre. Bei den Hottentotten giebt es zwar Fleischer, Gerber, Schneider, Elfenbeinarbeiter, Mattenmacher, Seiler, Töpfer, Schmelzer, Schmiede und so weiter. Aber ihre Gerber gerben bloß mit Fett und Kuhmist, und ihre Schneider nähen nur mit Schaafsehnen, die sie wegen Mangel an ordentlichen Nadeln in Vogelknochen einfädeln. Doch verfertigen ihre Schmelzer und Schmiede ganz gute Geräthe aus Kupfer und Eisen, so, wie ihre Seiler veste Seile aus Gras, und ihre Mattenmacher

schöne Matten aus Binsen und Schilfe flechten.

Bücher giebt es unter ihnen, wie leicht zu erachten, ebenfalls gar nicht, weil sie, wie die meisten Amerikaner und alle Südindier, weder Bilder= noch Buchstaben=Schrift haben, und weil ihre Priester, auch sogar christliche, nicht einmal Geschriebnes oder Gedrucktes lesen, geschweige denn schreiben können.

Von ihren Sitten und Gebräuchen ist ebenfalls nicht viel zu melden, was löblich und nachahmungswürdig wäre. Denn die meisten leben gänzlich wie das Vieh, ohne die geringste Rücksicht auf Schicklichkeit und Wohlstand zu nehmen, ja, was das allerschlimmste ist, sie verkaufen sogar einander an die Europäer selbst, so, daß der stärkere Bruder seine schwächern Geschwister, der Vater seine Weiber und Kinder, für ein wenig Brandtewein hingiebt, und sie dadurch in harte Sklaverei stürzt, welche ihrer auf den Schiffen und in fernen Landen wartet. Aber noch schrecklicher ist es, daß unter manchen hieher gehörigen Völkern der Stärkere den Schwächern ordentlich schlachten, und sein Fleisch verkaufen darf. Man sollte denken, diese Völker müßten von den Men=

schenrassen gänzlich abgesondert, und zu den Raubthieren gesellet werden. Aber nein, sie haben dennoch auch menschliche Herzen, nur daß die bessern Gefühle sich noch nicht in denselben regen, und zwar darum nicht, weil in den dazu gehörigen Köpfen das Vernunftlicht, aus Mangel an Schrift und gutem Unterrichte, noch nicht hervorbrechen kann, woraus zugleich aufs neue erhellen mag, welche große Uebel in der Welt aus der Finsterniß des menschlichen Verstandes entspringen, und wie wenig die Menschen, in deren Köpfen ägyptische Finsterniß herrscht, ihre Herzen mit guten oder liebevollen Gefühlen beseelen können. Doch solche abscheuliche Gemüther, wie die angeführten, findet man auch nicht einmal bei allen afrikanischen Völkern, sondern, wie gesagt, nur bei einigen. Denn die Hottentotten und Kaffern essen nicht nur kein Menschenfleisch, sondern verkaufen auch einander nicht. Aber ihre alten abgelebten Aeltern, die sich nicht mehr forthelfen können, und ihre überflüssigen kleinen Kinder, besonders die zu vielen Mädchen, die ihnen zur Last fallen, geben sie dennoch in abgelegenen Hütten dem Hungertode und wilden Thieren Preiß, oder begraben sie wohl gar lebendig, und zwar hauptsächlich darum, weil sie ihnen ihrer Meinung nach

eine

eine Wohlthat erzeigen, wenn sie sie auf solche Weise von ihrem elenden Leben befreien. Daß aber auch ihre Religion zu solchen bösen Gebräuchen oft vieles mit beitrage, das zeigen die Madakassen, welche alle Kinder verhungern lassen, die an so genannten unglücklichen Tagen gebohren werden, so, wie sie dafür diejenigen, die an glücklichen Tagen zur Welt kommen, als unmittelbare Geschenke der Olys, oder der Götter, höchlich verehren. Um jedoch wieder auf die Gemüthsart und Sitten der Hottentotten zu kommen: so findet man im übrigen doch noch manches Gute unter ihnen, nur daß es immer mit lächerlichen und uns höchst abgeschmackt scheinenden Ceremonien verknüpft ist. Gutherzigkeit, Freundschaft, Gastfreiheit, Redlichkeit und Keuschheit sind ihre vornehmsten Tugenden, die ihnen vor vielen andern Völkern einen großen Vorzug zu gewähren scheinen. Sie suchen alle Gelegenheiten hervor, sich einander gefällig zu bezeigen. Sie helfen einander mit allen ihren Kräften aus der Noth, und finden ein großes Vergnügen daran, wenn sie Fremde, wovon die Europäer selbst nicht ausgenommen sind, gastfreundlich bewirthen können. Kurz ihre Redlichkeit, ihre geschwinde Handhabung der Gerechtigkeit, und ihre Keuschheit

haben bei wenig andern Völkern ihres gleichen. Doch muß man nicht glauben, daß gar keine Gewaltthätigkeiten unter ihnen Statt finden. Denn man hat Beispiele, daß zuweilen sogar ihre Hauptleute oder Fürsten andern Männern ihre Weiber mit Gewalt entführen, und sodann den Männern, die solches nicht leiden wollen, ein Verbrechen andichten, um sie mit Landesverweisung, oder wohl gar mit dem Tode bestrafen zu können. Sonst ist ihnen allen erlaubt, so viele Weiber zu nehmen, als ihnen beliebt. Aber jeder heirathet immer nur eins, obgleich die Reichen deren zuweilen zwei nehmen. Auf den Ehebruch setzen sie die Strafe des Todes, weil sie sich scheiden und anderwärts verheirathen können, wenn sie Ursache dazu haben, wiewohl dieses Recht nur den Männern zustehet, indem die abgeschiedenen Weiber erst nach dem Tode der abgeschiedenen Männer wieder freien dürfen, und sich dann allemal einen Finger abschneiden müssen, so oft sie sich aufs neue verehelichen. Bei ihren Hochzeiten pudern sich die Männer am ganzen Leibe mit gelben Staube, von gedörreten Blättern eines gewissen Krautes, nachdem sie sich vorher mit ihrer übelriechenden Pomade bestrichen haben, und eben dieses thun auch die Weiber, die jedoch ihre

Pomade

Pomade nicht mit jenem gelben Staube, sondern mit rother Erde versetzen, um an solchen Tagen schön roth geschminkt zu erscheinen. Aber höchst sonderbar ist ihre Kopulation: denn diese geschiehet bloß dadurch, daß der Priester das Brautpaar vom Kopfe bis zu den Füssen mit seinem Harne benezt und Seegensworte dazu spricht. Ihren neugebohrnen Kindern drücken sie sogleich die Nasenknorpel nieder, auf daß die Nasen recht breit und flach werden. Hernach beschmieren sie dieselben mit Kuhmist, und wenn es Knaben sind, lassen sie in der Folge auch eine gewisse Art von Beschneidung an ihnen vollziehen. Dazu erlangen die Knaben, nachdem sie sich unter großen Feierlichkeiten und Opfern für majorenn haben erklären lassen, das Recht, ihre Mütter mit Schlägen zu mißhandeln, so, daß es ihnen sogar zur Ehre gerechnet wird, wenn sie von dieser Sitte viel Gebrauch machen. Doch beklagen sich die Mütter über diese böse Sitte gar nicht, sondern halten sie für nützlich und gut. Alle ihre fröhlichen Feste werden mit lustigen Tänzen beschlossen, wozu die Musik mit küpfernen Pauken und hölzernen Maultrommeln gemacht wird. Die meisten übrigen Afrikaner hingegen tanzen nach musikalischen Instrumenten,

die bloß in ausgehölten Klötzen, oder Trommeln bestehen, und nicht mit Häuten bespannt, sondern mit Bretern bedeckt sind. Auch ist bei diesen andern Völkern fast allenthalben die Polygamie, und lauter viehische Sitte, mit höchster Dumheit verknüpft, mode, ja die Dumheit gehet bei vielen so weit, daß ihre Weiber aus Haß dem Monde stets den Rücken zukehren, weil er, ihrer Meinung nach, an der monathlichen Reinigung und an den damit verbundenen Unpäßlichkeiten schuld ist.

Von metallenen Münzen wissen sie alle keinen Gebrauch zu machen, sondern führen entweder einen bloßen Tauschhandel, oder gebrauchen Statt ordentlichen Münzen kleine Kattunstreifen von bestimmtem Werthe, und ahmen also hierin die Ostindier nach, welche sich Statt allerlei Scheidemünze kleiner Muscheln bedienen.

Was endlich ihre Verfassung betrift: so herrschen ihre Könige fast allenthalben, ausgenommen bei den Hottentotten und Kaffern, über Leben und Eigenthum der Unterthanen ebenfalls ganz unumschränkt. Auch giebt es dem Range nach, verschiedene Klassen von Menschen unter ihnen: nämlich fürs erste die Klasse des Adels, welche

welche aus den Leibwachen und Höflingen ihrer Könige und Fürsten bestehet, zweitens die Klasse der Freien, drittens die Klasse der Sklaven, die den Adelichen, und viertens die Klasse der Sklaven, die den Freien eigenthümlich zugehören. Wo aber die Europäer herrschen, da halten sie sich selbst alle für natürliche und gebohrne Sklaven derselben, doch muß man die Hottentotten und einige andere kleine Völker hievon ausnehmen. Hieraus ist aber auch leicht abzunehmen, daß es weiter keine Menschenrasse auf Erden giebt, bei welcher ein Bruder dem andern die Früchte seiner Arbeit und sein Leben, ja sogar seinen ganzen Willen so blindlings und so unbedingt unterwirft, wie hier, oder wo der blindeste Gehorsam und die allerstrengste Subordination so tief, wie unter diesen Schwarzen, eingewurzelt ist.

Freilich gewähren solche Sklaven ihren Herren manche Vortheile, und eben darum zeigen die Europäer den Afrikanern nicht nur nicht, wie abscheulich der Menschenhandel ist, sondern sie bestärken sie vielmehr noch in dieser grausamen Sitte, indem sie ihnen selbst jährlich viele Tausende ihrer Brüder und Schwestern abkaufen.

Aber

Aber ob sich die Europäer dadurch nicht selbst oder vielmehr die ganze Menschheit und ihren eigenen Verstand beschimpfen, das will ich nicht entscheiden, sagte Philalethes noch, indem er für heute seine Lieben von sich ließ.

Achte Unterhaltung.

Europäer.

Vor allen andern Menschenrassen, fuhr Philalethes am folgenden Tage fort, scheint sich vorzüglich die Rasse der Europäer auszuzeichnen.

Die Grenzen desjenigen Theils der Erdfläche, den die hieher gehörigen überaus zahlreichen Völker bewohnen, sind: gegen Norden der kalte Erdgürtel, gegen Osten theils der Indus und Gihun mit der kaspischen See, theils die Wolga mit der uralischen Gebirgskette, gegen Westen der Missisippi Fluß nebst dem atlantischen Ozean, und gegen Süden die große afrikanische Wüste, genannt Sahara, oder vielmehr eine gerade Linie, die sich vom

weißen Vorgebirge dieser Wüste über die Katarakten des Nils bis an den persischen Meerbusen erstreckt. Mithin umgeben diese Grenzen nicht nur diejenigen Länder, die man sonst gewöhnlich zu Europa rechnet, sondern zugleich auch ganz Persien, einen großen Theil von Arabien, ganz Armenien, Georgien, Tschirkassien, die nördlichen Küsten von Afrika nebst Niederägypten, und sogar denjenigen Theil der Erde, den die vereinigten amerikanischen Staaten besitzen.

In Hinsicht auf das äußerliche Ansehen des Körpers unterscheiden sich die Europäer von andern Menschenrassen durch die schöne Wölbung des Hirnschädels, besonders aber durch die angenehme Krümmung und beträchtliche Höhe der Stirn, ferner durch das erhabene Antlitz mit weit geöffneten Augen von gehöriger Größe, dann durch die ziemlich weit hervorstehende Nase, wie auch durch den mehr kleinen als großen Mund, welcher weder sehr aufgeworfen noch zurücke gezogen ist, und endlich durch das lange, etwas lockigte, auch sehr dicht und feine Haupt- und Bart-Haar, welches bei den meisten Individuen entweder braun oder blond, und nur bei wenigen vollkommen schwarz ist.

Was die herrschende Farbe der Haut betrifft: so ist sie in den nördlichen Gegenden blond, oder weiß mit äußerst wenig röthlichem Gelb vermischt, in den südlichern Ländern hingegen ist sie sehr brünet. Aber in Ansehung der Statur ist zu merken, daß man wenigstens in Georgien und Armenien einige Familien der erstern Größe findet: in allen übrigen hieher gehörigen Ländern hingegen kann man ihnen im Allgemeinen genommen bloß die mittlere Statur beimessen, und nirgend giebt es ganze Familien von der niedrigsten Größe unter ihnen.

Bei einem recht regulär gebildeten Europäer ziehen sich die innern Augenwinkel nicht schief gegen die Nase herab, oder gegen die Stirn hinnauf, sondern stehen einander gerade entgegen, indem die Augenlieder vollkommen horizontal gespalten sind. Eben so horizontal stehen auch die Augenbogen, die zugleich angenehm gekrümmt sind und sich nicht, wie bei manchen andern Völkern, von der Nasenwurzel nach den obern Gegenden der Schläfe schief in die Höhe richten. Dazu ist sein Antlitz länglich, wie ein Ei, dessen dünneres Ende das Kinn, das dickere hingegen den Scheitel vorstellet. Von der ganzen Länge des Antlitzes

nimmt

nimmt die Stirn ein Drittheil hinweg, so, wie die Länge der Nase das zweite, und endlich der übrige Raum bis an das Ende des Kinnes das dritte Drittheil einnimmt. Der Nasenrücken ist nicht eingedrückt, nicht einwärts gebogen, sondern er neigt sich in einer schiefen Richtung, ohne sich merklich zu krümmen und ohne daß die Nasenwurzel tief zwischen den Augen versteckt liegt, von der Stirn vorwärts herab. Der Raum zwischen den beiden innern Augenwinkeln ist genau so breit, als jedes Auge selbst, oder vielmehr so breit, als die Spalte der Augenlieder, von einem Winkel bis zum andern gerechnet: und eben dieses gilt auch von dem untern Theile der Nase sowohl, als von dem Munde, indem weder dieser noch jene breiter, als der Raum zwischen den beiden innern Augenwinkeln seyn darf. Theilt man endlich das unterste Drittheil des Antlitzes der Länge nach ebenfalls in drei gleiche Theile ein: so gehört für den Raum zwischen der Nase und Spalte des nicht geöffneten Mundes das erste dieser Drittheil, dieweil das zweite von der Spalte des Mundes bis an die über dem Kinne befindliche Vertiefung, und endlich das dritte bis an das Ende des Kinnes reicht. Dieß ist ohngefähr diejenige Gesichtsbildung, die man

die griechische oder tschirkassische, zu nennen pflegt, und wozu überdieses nicht nur ein weißer mit einem angenehmen Roth und Blau erhöheter Teint, sondern auch ein Körper von zwar schlanken, aber dabei vollen und wohlgebildeten Gliedmaßen erfodert wird.

Alles dieses erhellet vorzüglich aus den Statüen und Bildern, welche uns die griechischen Künstler von ihren Göttern, das heißt, von den personificirten Tugenden und andern guten Eigenschaften der Menschen hinterlassen haben, und wovon ich Euch einige Nachzeichnungen hier — Tab. VIII — vorlege. Wie oft und wie merklich aber die Natur von dieser schönen Bildung auch bei den Griechen und andern Europäern in manchen Stücken abweiche, das könnet Ihr selbst beinah täglich wahrnehmen.

Was die gesetzmäßigen und erlaubten Religionsmeinungen der Europäer überhaupt genommen betrifft: so unterscheiden sie sich nicht nur von allen übrigen Völkern in vielen Stücken gar sehr, sondern sie sind auch unter einander selbst bei weitem nicht einig. Von den fremden Völkern unterscheiden sie sich vorzüglich dadurch, daß unter ihnen die Brandopfer aller Art schon längst aufgehöret haben, ein Unterschied,

schied, welcher von großer Wichtigkeit und von sehr guten Folgen für die Menschen ist. Man schenkt zwar der Gottheit noch allerlei Güter der Erde: aber diese Geschenke werden keinesweges mehr verbrannt, oder vergossen, sondern theils zu gottesdienstlichem Gepränge, theils zur bessern Ernährung der Priester und Religionslehrer angewandt. Auch gründen sie ihre Religionen gar nicht, wie die meisten übrigen Völker der Erde, auf bloße, von der veränderlichen Willkühr der Priester angeordnete heilige Ceremonien, sondern auf geoffenbarte und längst vestgesezte Religionslehren, oder sogenannte Dogmen, die in den heiligen Büchern unabänderlich enthalten sind. Nun weiß man aber aus der Geschichte, daß diejenigen Völker, welche solche Dogmen haben, ungemein eifersüchtig auf ihre Götter, und überhaupt sehr intolerant gegen fremde Religionen gesinnet sind, indem sie dieselben allenthalben auszurotten und ihre eigenen dafür einzuführen suchen. Mithin unterscheiden sich die Europäer von den Völkern, die sich ihre Götter selbst wählen, überdieses noch durch den erstaunlichen Feuereifer, womit sie ihre Religionslehren vertheidigen und ausbreiten. Die meisten Heiden verdammen nämlich die Menschen, die in Religionsmeinungen

von ihnen abgehen, deshalb gar nicht, sondern glauben vielmehr, daß andere Völker ebenfalls ganz gute Götter haben können. Auch fällt es ihnen nicht ein, fremden Religionsverwandten ihren eigenen Glauben nachdrücklich zu empfehlen, vielweniger ihnen denselben mit Gewalt aufzudringen. Hievon thun aber die Europäer, im Ganzen genommen, wie gesagt, gerade das Gegentheil fast allenthalben. Denn sie glauben, daß der wahre Gott keine falschen Götter dulden, oder deren Anbetung leiden könne, sondern sich vielmehr darüber erzürne, und nicht nur große Strafen deshalb über die Welt ergehen lasse, sondern auch alle diejenigen zum ewigen Feuer verdamme, die ihn unter andern Bildern, oder unter andern Namen verehren, als unter denen, die unter ihnen selbst üblich sind. Um also die erzürnte Gottheit zu besänftigen, und um sich derselben gefällig zu machen, oder vielmehr, um in dem zukünftigen Leben das Himmelreich zu ererben, haben sie vor Alters ihre Religionsmeinungen mit Feuer und Schwerdt unter alle ihnen bekannte Völker zu verbreiten und wohl gar manche ungläubige Nationen gänzlich von der Erde zu vertilgen gesucht. Gegenwärtig läßt sich aber freilich diese Bekehrungsmethode nicht mehr überall recht in

Aus-

Ausübung bringen, sondern man siehet sich vielmehr genöthigt, solche Mittel anzuwenden, die minder grausam sind, zum Beispiele die Entbindung von der Sklaverei, oder die Gewährleistung des Himmelreiches und allerlei irdischer Güter, die bloß den Rechtgläubigen zustehen. Allein ehemals hat gedachte strenge Methode, wie gesagt, ziemlich oft Statt gefunden, und in vielen Gegenden bedient man sich des Feuers und Schwerdtes auch jezt noch, um wenigstens die daselbst bereits einmal eingeführten Glaubenslehren so lange, bis die Welt untergehet, zu erhalten. Schlimm ist es jedoch, daß es unter uns Europäern ebenfalls verschiedene Partheien giebt, welche einander selbst mit einem fast noch heftiger brennenden Feuereifer von je her verfolgt haben, und zum Theil noch verfolgen, als derjenige ist, womit wir das Heidenthum zu vertilgen suchen. Wir Europäer sind nämlich längst schon in drei Hauptsekten zerfallen, in die jüdische, in die christliche und in die muhammedanische. Die älteste derselben, oder die jüdische, läßt sich von den beiden übrigen, welche größtentheils aus ihr entstanden sind, hauptsächlich durch folgende drei Stücke unterscheiden. Fürs erste erkühnen sich ihre Anhänger nie, den Namen des höchsten

Wesens, welches Jehovah in ihren Schriften heißt, mit lauter Stimme auszusprechen, und zwar darum nicht, weil ihr ältester Gesetzgeber geboten hat, gedachten Namen nicht zu mißbrauchen, und weil sie denselben viel zu heilig achten, als daß er, ihrer Meinung nach, nicht schon gemißbraucht werde, wenn man ihn bloß laut nennet. Fürs zweite halten sie sich für die einzigen auserwählten Kinder Gottes, welche ihrer großen Heiligkeit wegen, und um sich nicht zu verunreinigen, mit andern Menschen nicht einmal essen oder trinken dürfen. Fürs dritte leben sie noch der vesten Hofnung, daß der höchste Gott einst einen göttlichen Mann aus ihrer Mitte in die Welt senden werde, welcher alles Böse aus ihr vertreiben, und neues Heil oder neuen reichen Seegen in höchster Fülle über Himmel und Erde verbreiten, sie selbst aber, nämlich die Anhänger gedachter Hauptparthei, oder die sogenannten Kinder Israel, zu Herren dieser neuen paradießischen Erde und zu Herrschern über alle andere Völker machen soll. Dieß alles glauben aber die beiden übrigen europäischen Hauptreligionspartheien, wie gesagt, gar nicht. Vielmehr scheinen sie die Meinung der Israeliten von ihrer Herrschaft in der zukünftigen Welt mit großem Mißfallen zu vernehmen,

nehmen, und sie deshalb gleichsam zu bestrafen, indem sie ihnen dafür in der gegenwärtigen Welt fast allenthalben die Gerechtsamen der übrigen Staatsbürger verweigern, folglich zum wenigsten jezt sich noch nicht ihrer Herrschaft unterwerfen, sondern im Gegentheile selbst mit großem Drucke und mit Verachtung über sie herrschen, aber auch dafür oft genug von ihnen gar sehr hintergangen werden. Auch ist es nach der Lehre der Christen vollkommen erwiesen, daß der Weltheiland, oder der Messias, welchen die Israeliten immer noch erwarten, bereits vor ohngefähr achtzehen hundert Jahren schon einmal gekommen ist. Wir sämmtliche Christen behaupten nämlich, wie Ihr wohl wisset: er sey damals von einer Jungfrau gebohren, und von keinem menschlichen Vater, sondern von Gott selbst unmittelbar gezeugt worden, nur daß ihn sein eigenes Volk aus verstocktem Herzen und aus einer besondern göttlichen Zulassung, nicht für den wahren Messias erkannt, sondern dem Kreuzestode überliefert hat, von welchem er jedoch am dritten Tage aus eigener göttlicher Kraft wieder auferstanden ist, um vierzig Tage darauf durch die Wolken in den Himmel zu fahren, wo er nun zur Seite seines Vaters als die zweite Person der

Gottheit, oder als Herr aller Herren, als König aller Könige sitzet, und von dannen er einst am Ende der gegenwärtigen Welt zum zweitenmale kommen wird, um großes Gericht über alle Menschen, die jemals gelebt haben, zu halten. Dabei behaupten wir zugleich, daß die Gottheit aus drei Personen bestehet, aus dem Vater, dem Sohne, und heiligem Geiste, wie auch, daß d r Sohn durch seine erste Erscheinung auf Erden die Menschen keinesweges mit irdischen Gütern, sondern bloß mit Seelenheil und mit Vergebung der Sünden hat beglücken wollen, welches aber auf keine andere Weise, als durch die Aufopferung seines eigenen Lebens hat können bewirkt und vollkommen ausgeführt werden. Auch unterscheidet sich das Christenthum von allen übrigen Religionen sowohl dadurch, daß alle seine Bekenner getauft seyn müssen, als auch dadurch, daß es eigentlich gar keinen Menschenhandel mehr gestattet, und zwar darum nicht, weil der Stifter desselben, Jesus, alle Menschen durch sein eigenes Blut erkauft, folglich sie dadurch nicht nur von dem Joche der jüdischen Gesetze und von dem Joche der Hölle, sondern auch von dem Joche der bei vielen andern Religionspartheien üblichen Sklaverei befreiet hat, so, daß nun die-

jenigen Christen, die sich noch mit jenem berüchtigtem Sklavenhandel befassen, ihrer eigenen Religion widerstreben, folglich ihr dadurch wenig Ehre machen. Aber auch wir selbst als Christen, sind in eine Menge von Sekten und Nebenpartheien zerfallen, welche bloß in den jezt angeführten Glaubenslehren ziemlich übereinstimmen, in vielen andern Stücken hingegen ebenfalls von einander abgehen. Die eine Parthei nimmt an, der Weltheiland habe ihrem obersten Bischoffe und Hohenpriester aufgetragen, in seinem Namen als Herr aller Herren, in weltlichen Angelegenheiten sowohl, als in Sachen des Glaubens, über alle Könige der Erde so, wie über alle andere Menschen, bis die Welt untergehe, zu herrschen, und lasse ihm seinen Willen, so oft es nöthig sey, unmittelbar durch den heiligen Geist verkündigen. Die andere Parthei hingegen gestattet ihrem obersten Bischoffe oder Patriarchen das Regiment bloß in geistlichen Sachen, und glaubt nicht, daß ihm Jesus befohlen habe, auch über die weltlichen Könige zu gebieten, oder gar seine Sprüche und Meinungen für unfehlbare Offenbahrungen des heiligen Geistes auszugeben. Doch behaupten diese beiden Partheien gemeinschaftlich nicht nur, daß ihre Bischöffe und Priester

durch gewisse Gebete und Ceremonien mancherlei große Wunder bewirken, besonders aber Brod und Wein in den Leib des Weltheilands umwandeln, und diesen Leib so oft sie wollen, essen können, sondern statuiren auch eine Art von himmlischen Heiligen, die sich durch ihre Fürbitte bei dem höchsten Gott, so, wie durch den besondern Schutz, welchen sie gewähren, um die frommen Menschen außerordentlich verdient machen, und unter welchen die Mutter des Erlösers den obersten Platz einnimmt. Allein alle übrige Partheien der Christen glauben dieses alles, wie gesagt, keinesweges. Denn ohngeachtet sie des Weltheilandes Leib und Blut im heiligen Abendmale gewissermaßen ebenfalls essen und trinken: so pflegt solches von ihnen doch bloß im Geiste, oder auch nur auf eine symbolische Weise zu geschehen. Ja einige Sekten lassen nicht einmahl die Dreifaltigkeitslehre gelten, sondern behaupten vielmehr, daß die Gottheit eigentlich nur aus einer Person bestehe. Was aber noch mehr ist: so glauben viele auch, daß die Menschen in einer jeden Religion selig werden können, wenn sie nur Gott fürchten und einen gottgefälligen Lebenswandel führen, ein Glaube, welchen die römischen und griechischen Christen sowohl, als die Juden und

Muhammedaner gänzlich verwerfen, indem jede dieser Partheien allen Menschen, die nicht zu ihr selbst gehören, die ewige Verdammniß zusichert. Von den Juden und Christen unterscheiden sich im übrigen die Muhammedaner in Sachen des Glaubens dadurch, daß ihrer Meinung nach der Weltheiland weder gekommen sey, noch jemals kommen werde. Sie halten daher Jesum den die Christen als den Welterlöser in der zweiten Person der Gottheit anbeten, so, wie den Gesetzgeber der Israeliten, bloß für einen großen Propheten, der durch seine Lehren und Wunder die Menschen auf einen gottseligen Lebenswandel habe hinleiten wollen. Dabei behaupten sie, daß Muhammed, oder der Stifter ihrer eigenen Religion, ein weit größerer Prophet, als Jesus, gewesen sey, und beten die Gottheit nur in einer einzigen Person an, wie die Juden, mit welchen sie überdieses auch noch die Beschneidung des männlichen Geschlechtes gemein haben.

Dieß wären also ohngefähr die verschiedenen Religionspartheien, in welche sich die Europäischen Völker öffentlich zertheilt haben.

Allein

Allein mitten unter ihnen hat sich noch eine besondere zerstreuete Sekte heimlich gebildet, welche jeden Glaubensartikel, der die menschliche Vernunft gefangen nimmt, gänzlich verwirft, und sich nur von folgenden Sätzen überzeugt hält. Nämlich es existire nur ein einziges unendlich weises allgütiges Wesen, welches alle Dinge nicht nur erschaffen habe, sondern auch unmittelbar selbst regiere und erhalte, indem es nichts anders, als der sogenannte allgemeine Weltgeist sey, der sich allenthalben befinde, allenthalben sich wirksam zeige, und, ohne auf die Opfer und Gebete der Menschen im geringsten zu achten, alle Begebenheiten in der Welt so lenke, daß der höchste und lezte Zweck der ganzen Schöpfung, das heißt, die Erziehung oder allmählige Veredelung der vernünftigen Geschöpfe dadurch bewirkt, mithin das Wachsthum der gesammten Menschheit befördert werde, ohngeachtet einzelne Menschen, als Theile des Ganzen, öfters darunter leiden müssen. Ueberdieses halten auch viele Genossen dieses Glaubens das denkende und vernünftige Wesen des Menschen allerdings für einen unsterblichen Geist, welcher nach dem Tode des Leibes eine mehr oder minder selige Existenz zu gewarten habe. Aber daß man die Seligkeit

etwa durch das Bekenntniß zu einer gewissen Religion, das ist, durch allerlei Ceremonien, Gebete und Opfer erwerben könne, das glauben sie nicht, sondern behaupten bloß: jeder Mensch könne sich einer desto größern Seligkeit jenseits des Grabes getrösten, je mehr er sich in diesem Leben bemühet habe, den gütigen Schöpfer nachzuahmen, oder, welches gleich viel sey, die Freude seiner Mitmenschen, und, wo möglich, auch das Wohl der übrigen Geschöpfe, aus allen seinen Kräften zu befördern. Aber die Anhänger dieser sehr einfachen Religionsmeinung werden gegenwärtig etwa nur in zwei oder drei europäischen Staaten öffentlich geduldet: in allen übrigen hingegen dürfen sie sich keinesweges zu solchen Lehren bekennen, wenn sie nicht ihre bürgerlichen Gerechtsame, ja wohl gar ihr Leben darüber verlieren wollen.

Endlich ist bei diesen bisher kürzlich erwähnten Glaubenslehren der europäischen Völker noch zu bemerken, daß dieselben gegenwärtig nur vorzugsweise noch in Europa zu Hause sind, nicht aber ausschließlich mehr für diesen Welttheil gehören. Denn da sich nicht nur Juden, sondern auch Muhammedaner und besonders viele Christen seit mehrern Jahrhunder-

ten

ten über alle Welt zerstreuet haben: so haben sie natürlicherweise auch ihre Religionen mit sich zugleich fast über alle Länder der Erde verbreitet.

Die allgemeine Speiße der Europäer bestehet bekanntlich im Brode, welches aus dem Mehle der Saamenkörner verschiedener durch sorgfältige Kultur veredelter Grasarten bereitet wird, und mit dessen Erzielung sich wenigstens der fünfte Theil aller hieher gehörigen Menschenhände beschäftigt. Ihr vornehmstes Getränke hingegen ist neben dem Wasser der Wein, den sie theils aus guten saftreichen Früchten pressen, theils aus ähnlichen Gewächsen durch die Destillation verfertigen, wiewohl den Muhammedanern ihre Religion den Genuß desselben, wegen seiner berauschenden Kraft, verbietet. Auch kochen sie Getraidekörner, die auf eine besondere Weise dazu vorgerichtet sind, und brauen daraus ebenfalls ein wohlschmeckendes weinartiges Getränke, welches unter dem Namen des Bieres bekannt ist, bald aber durch ein Dekokt von gebrannten westindischen Bohnen verdrängt werden dürfte. Außerdem erzielen sie zur Speiße nicht nur vielerlei eßbare Wurzeln, Keime, Kräuter und Baumfrüchte, sondern

dern bereiten sich auch aus verschiedenen Schaalthieren und Amphibien, besonders aber aus Fischen, Geflügel und einer großen Menge von zahmen und wilden vierfüßigen Thieren, die mannichfaltigsten Tischgerichte, deren herrlicher Geschmack öfters noch mit verschiedenen kostbaren Produkten des Thier- und Gewächs-Reiches beider Indien durch die sehr hoch getriebene und vielumfassende Kochkunst erhöhet wird.

Gleichwie sich nun die Europäer nicht nur in Ansehung ihrer schönen Gestallt und Farbe, sondern auch in ihren Religionslehren und bessern Speißen von andern Menschenrassen beträchtlich unterscheiden: so unterscheiden sie sich auch von ihnen in Ansehung ihrer Kleider und in Hinsicht auf ihren Schmuck, indem sie hierin alle Völker der Erde an gutem Geschmack, Schönheit, Mannichfaltigkeit, Fülle und Abwechselung bei weitem übertreffen. Die dazu erfoderlichen Stoffe, die aus Lein, Baumwolle, Schaafswolle, Seide, Silber und Gold gewebet sind, oder aus gegerbten Vellen und Häuten der Thiere bestehen, ziehen sie nicht nur aus ihren eigenen Ländern in großer Menge, sondern setzen auch die beiden Indien, ja die ganze Welt, und zwar die Meere sowohl, als die Länder, deshalb

halb in Kontribution, besonders aber holen sie bei weit entfernten Völkern prächtiges Pelzwerk, schöne Farbewaaren, stolzirende Straußenfedern, glänzende Edelsteine, kostbare Perlen, und vielerlei andere schöne Sachen, die vorzüglich zum Schmucke des weiblichen Geschlechtes dienen. Aber die Form ihrer Kleider ist eben so, wie die Art und Weise, sich zu schmücken, bei verschiedenen einzelnen europäischen Völkern sehr verschieden, und bei vielen sogar höchst veränderlichen Moden unterworfen, welches bei andern Menschenrassen der Fall nicht zu seyn scheint. Alles dieses ist jedoch, wie leicht zu erachten, bloß von den reichen und bemittelten europäischen Individuen, nicht aber von den ganz armen zu verstehen; denn diese gehen zum Theil entweder aus wahrer Armuth, oder aus Lüderlichkeit, oder auch aus einer gewissen Demuth, so, wie bei andern Völkern, ziemlich nackend einher, indem sie sich nur etwa mit höchst elenden und zerrissenen Matten ein wenig bedecken.

Auf gleiche Art lassen die Europäer alle übrige Völker der Erde in Ansehung der guten Beschaffenheit und geschickten Führung ihrer Waffen unendlich weit hinter sich. Sie führen daher auch sehr oft ganz erstaunlich große Kriege unter einander, die nicht selten in einem

einzigen

einzigen Tage vielen Tausenden von Menschen theils das Leben, theils die gesunden Glieder, und vielen Tausenden ihre Wohnungen sowohl, als ihr tägliches Brod rauben. Denn die Kriegskunst, oder die Kunst, alles was groß und vest, was tapfer und mächtig ist, schnell zu zerstören und niederzuschlagen, ist bei den Europäern so hoch gestiegen, und allmählig mit so vielen wichtigen Erfindungen bereichert worden, daß die Kriegskunst aller andern Menschenrassen nicht einmal als ein Schattenbild von jener betrachtet werden kann, daher denn auch beinah alle diese übrigen Völker von europäischen Kriegern gar leicht überwunden und besiegt werden, besonders diejenigen, die noch nicht mit Feuergewehr umzugehen wissen, oder die Europäer wohl gar für Götter halten, welche Donner und Blitz umher schleudern.

Doch so groß und mannichfaltig die Künste des Krieges und des Verderbens bei den Europäern sind, und so weit sie hierin alle übrige Völker übertreffen: eben so weit übertreffen sie auch alle andere Völker der Erde in den Künsten, alles wieder zu bauen, zu vermehren, zu verbessern, und zu verschönern, ja, was

hiebei besonders erfreulich ist, es wird von ihnen in Friedenszeiten weit mehr Gutes und Schönes hervorgebracht, oder gleichsam erschaffen, als in Kriegszeiten verwüstet und verderbt wird, wiewohl sie jezt auch im Kriege selbst nicht unterlassen, den erlittenen Schaden, wo möglich, sogleich wieder gut zu machen. Sie haben daher fast alle nicht nur geräumige und bequeme Häuser zu Wohnungen, sondern bauen auch viele herrliche Paläste, schöne Schlösser, prächtige Tempel, und allerlei andere kostbare Monumente, die an Kunstfleiß, Größe, Dauerhaftigkeit und gutem Geschmack alles weit übertreffen, was man in dieser Art bei andern Menschenrassen nur immer finden mag. Vorzüglich aber übertreffen sie alle übrige Völker der Erde in der Schiffsbau- und Schiffarthskunst, daher denn auch viele dieser fremden Völker schon beim Anblick der europäischen Kauffartheischiffe, die doch jenen großen schwimmenden Vestungen oder Kriegsschiffen, lange noch nicht gleich kommen, öfters in das größte Erstaunen gerathen, und sich sogleich der Botmäßigkeit ihrer, auf solchen wunderbaren Gebäuden angelangten neuen Herren gutwillig unterwerfen. Darum hat auch kein Volk so viel Handelsverkehr, wie das europäische, welches

auf

auf seinen Wasserpalästen die Wogen des ganzen Ozeans durchschneidet, und keinen Winkel der Erde verfehlet, wo etwas zu holen, oder wo durch den Handel etwas zu gewinnen ist. So bemächtigen sich die Europäer aller Arten von brauchbaren Natur- und Kunst-Produkten der übrigen Reiche der Welt, und verbinden sie mit ihren eigenen Natur- und Kunst-Werken, wodurch eine unsägliche Menge von Menschen die vortheilhafteste Beschäftigung findet, und sich nicht nur gut ernähren, sondern auch oft beträchtliche Reichthümer erwerben kann. Dieß alles würde aber nicht geschehen, wenn sie nicht alle andere Völker in Hinsicht auf jede Art von gelehrten Kenntnissen und Wissenschaften fast unendlich weit hinter sich zurücke ließen. Sie besitzen nämlich außer der Geschicklichkeit, welche sie in den schönen und allerlei andern guten Künsten zeigen, eine erstaunlich große Masse von wissenschaftlichen Kenntnissen, die sich über Himmel und Erde und alles was darinn ist, oder sich zugetragen hat und noch zuträgt, erstrecken. Aber gleichwie der große Dichter gewöhnlich kein berühmter Bildhauer, der geschickte Maler gewöhnlich kein vorzüglicher Tonkünstler, der Tischler kein Schlosser, und so weiter ist: eben

so befindet sich auch die Masse der wissentlichen Kenntnisse, die ohnehin fast von unzähliger Art sind, bei weitem nicht in jedem Europäer beisammen, sondern ist vielmehr unter viele vertheilt, so, daß der eine bloß in dem einen, der andere in einem andern Fache sich berühmt und nützlich zu machen weiß. Dazu nehmen auch bei weitem nicht alle Individuen an gedachten gelehrten Kenntnissen und Wissenschaften einigen Antheil, sondern überlassen sie bloß den dazu fähigen Köpfen, die jedoch in einer beträchtlichen Anzahl sich unter ihnen befinden, und auf die Erlernung des einen oder des andern Zweiges derselben sehr viele Mühe und anhaltenden Fleiß verwenden. Allein obgleich die Wissenschaften und schönen Künste auch bei den Europäern selbst, in Vergleichung mit ihrer erstaunlich großen Volksmenge, bloß das Eigenthum einiger wenigen Individuen sind, und obgleich der große Haufen seine Seelenkräfte weit weniger, als der Gelehrte und Künstler, übt: so unterscheidet sich doch auch dieser große Haufen von allen übrigen Nationen, die Sinesen vielleicht ausgenommen, zu seinem besondern Vortheile, und zwar dadurch, daß er größtentheils gleich von Kindheit auf in den Schulen einigen Unterricht nimmt, wo er gewöhnlich wenigstens

lesen,

lesen, ja auch wohl sogar schreiben lerne, folglich sich doch in der Folge der gedruckten Bücher bedienen kann, und auch in der That öfters aus eigenem Triebe ziemlich viel daraus lernt. Alles dieses findet aber bei andern Menschenrassen gar nicht Statt, und eben darum kann man allerdings behaupten, daß die Europäer alle übrige Völker auch in Ansehung der wissenschaftlichen Kenntnisse, man mag selbige nun bloß nach ihrer Menge und Höhe, oder zugleich ihrer Ausbreitung nach betrachten, im Ganzen genommen überaus weit hinter sich zurücke lassen. Ihr werdet also auch leicht erachten, daß alles dasjenige, was ich Euch ohnlängst von den großen, durch die Erfindung der Schreibe- und besonders der Buchdrucker-Kunst bewirkten Fortschritten der Kultur des menschlichen Verstandes gesagt habe, hauptsächlich nur auf die europäischen Völker, weit weniger hingegen auf die übrigen Menschen anwendbar seyn kann.

Was aber die Sitten und Gebräuche der Europäer betrifft: so sollte man denken, sie müßten in denselben die beliebtesten Muster für alle übrige Völker der Erde seyn, und zwar darum, weil sie hierin, im Allgemeinen betrachtet, nach überaus guten moralischen Vor-

schriften unterrichtet werden, die mit ihren Religionen verwebet sind. Allein durch ihr sittliches Betragen pflegen sie sich doch bei diesen übrigen Völkern selten beliebt zu machen. Denn die gar zu große Menge von allerlei irdischen Gütern, die sie nun einmal kennen gelernet haben, reizet sie leider nur zu oft, Handlungen zu begehen, die allen moralischen Vorschriften geradezu entgegen laufen. Oft scheuet sich nämlich der Arme und Niedrige so wenig, als der Hohe und Reiche, die Moralität gänzlich aus den Augen zu setzen, wenn jener dadurch nur zu dem Besitz irgend eines gewünschten Gutes, dieser aber zu der Befriedigung seiner durch allzugroße Reichthümer aufgeregten unordentlichen Begierden gelangen kann, daher wir auch mit jenem berühmten Weisen des hohen Alterthums ganz richtig behaupten, daß weder zu große Armuth, noch gar zu viel Reichthum der Weisheit zuträglich sey. Inzwischen zeichnen sie sich in ihren Sitten doch dadurch vor andern Völkern aus, daß die Tugenden unter ihnen allgemein mit vorzüglicher Achtung und Ehre belohnt, viele Laster hingegen, die bei den meisten übrigen Nationen der Erde nicht einmal als Laster gelten, wie zum Beispiele der Diebstahl, der Betrug, die Trunkenheit, viehische Begierden,

und so ferner, mit grosser Schande verfolgt, oder auch wohl gesetzlich bestraft werden. Hiezu kömmt noch, daß das weibliche Geschlecht hier nicht so sklavisch, wie fast in allen übrigen Reichen der Welt, behandelt wird, sondern wenigstens bei den Juden und Christen eben die politische Freiheit genießt, welche dem männlichen zustehet. Auch erlauben hier die Gesetze keinem Manne, mehr, als eine Frau auf einmal zu freien, und diese kann er nicht mit Gelde erkaufen, sondern erhält mit ihr oft sogar noch das ganze Vermögen, welches ihr ihre Aeltern oder Anverwandten hinterlassen. Alles dieses ist aber bei den übrigen Völkern meistentheils ganz anders, wiewohl auch die Muhammedaner und einige Christen und Juden unter den Europäern selbst von dieser Sitte eine Ausnahme machen.

Doch die Frauen der Europäer pflegen sich zum Theil auch selbst von den Frauen der andern Völker durch besondere Sitten zu unterscheiden. Viele von ihnen bemalen oder schminken sich nämlich verstohlnerweise, und würden es überaus übel aufnehmen, wenn man deshalb ihre Geschicklichkeit bewundern wollte, da doch im Gegentheile die Frauen der minder kultivirten Natio-

nen sich eine Ehre daraus machen, wenn man ihnen sagt, wie fett und schön sie ihre Schminke aufgetragen haben. Auch unterscheiden sie sich von diesen letztern durch ihre künstlichen Cüls und erkünstelten Gorgen, oder andere dergleichen besondere Gewohnheiten und Moden, so, wie auch dadurch, daß sie zum Unterricht und Zeitvertreibe allerlei unterhaltende Bücher lesen, welches alles bei den Frauen anderer Völker weder Sitte noch mode ist.

Aber auch in Hinsicht auf die politische Verfassung zeichnen sich die Europäer, im Ganzen genommen, vor allen übrigen Menschenrassen auf eine vorzüglich vortheilhafte Weise aus. Fast nirgends herrschen da die Könige und Fürsten und andere Regenten über das Leben und Eigenthum der übrigen Menschen ganz nach Willkühr und unumschränkt, sondern regieren beinah allenthalben nach bestimmten Gesetzen und Verträgen, die sie bei ihrer Thronbesteigung oder Erwählung entweder mit ihren Vasallen, oder mit ihren Mitbürgern eingegangen sind.

Im übrigen giebt es, fügte Philalethes noch hinzu, auch unter einigen europäischen Völkern verschiedene Stände und Klassen von Menschen, die ihre Vorzüge vor einander haupt-

hauptsächlich bloß durch die adeliche Geburt, zuweilen aber auch durch überwiegende Kunst- und Verstandes-Fähigkeiten, öfters auch durch Geld erlangen, womit er diese Vorlesung schloß.

Neunte Unterhaltung.

Mongolische Völker und Polarmenschen.

Unsere sechste Menschenrasse, oder die Rasse der Mongolen, fuhr Philalethes nach einigen Tagen wieder fort, begreift zu Folge unserer Abtheilung alle diejenigen Völker und Horden in sich, deren Wohnsitze nach Norden hin den kalten Erdstrich, gegen Süden die große asiatische Sandwüste und den Amurfluß, im Westen theils die Wolga, theils die uralsche Gebirgskette, und im Osten den östlichen Ozean zur Grenze haben.

Da nun diese Grenze keinesweges bloß die große Tatarei, oder die Länder der eigentlichen Mongolen, die jezt unter dem Namen der tatarischen Völker bekannt sind, sondern auch beinah das ganze Sibirien, die Halbinsel Kamtschatka,

die Inselgrupe der Kurilen, ferner die sogenannten Fuchsinseln und jene großen Inseln, die man Jedzo oder Jeso nennet, von allen Seiten umschließt: so mussen wir außer den verschiedenen asiatisch tatarischen Völkern, oder eigentlichen Mongolen, auch die Kalmücken, Baschkiren, Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotiaken, Buräten, Kirgisen, Jakuten, Tungusen, Koriäken, Kamtschadalen, Kurilen und einige andere Völker zu dieser mongolischen Menschenrasse zählen, die krimischen und kubanischen Tataren hingegen davon ausnehmen, weil diese leztern, so, wie die Kosaken, mit zu der europäischen Völkerschaft gehören.

Alle diese Völker unterscheiden sich nun in Hinsicht auf ihre äußerliche Bildung von den übrigen Menschenrassen ebenfalls durch verschiedene Merkmale, worinne sie sämmtlich mit einander selbst überein kommen. Solche bestehen: erstlich in einem großen sehr flachen Antlitz, welches oben breit, unten spitzig, und mit einem weit hervorstehenden Kinne versehen ist; zweitens in ziemlich kleinen und mit sehr dicken Liedern bedeckten schwarzen Augen, die aber gar kein Feuer haben, sondern ganz matt erscheinen, und sehr tief unter starken borstigen Brämen

versteckt liegen; drittens in einer sehr kleinen breitgequetschten Nase mit großen und weiten Oeffnungen, die die Nasenlöcher vorstellen; viertens in dem borstigen Haupthaar, welches an Grobheit dem Haar der Pferdeschweife gleich kömmt, und bei einigen Horden oder Stämmen roth, bei den übrigen aber schwarz ist; fünftens in einem fast gänzlichen Mangel des Barthaares, und endlich sechstens in kurzen Schenkeln, die auf schlecht gebildeten Füssen ruhen. Hiernächst ist ihnen allen ein Wuchs von mittlerer Größe und ein ziemlich dunkelbrauner oft olivenfarbiger Teint gemein. Aber in einigen andern Stücken der äußerlichen Bildung weichen die einzelnen Völker dieser ganzen Rasse hin und wider dennoch auch von einander ab. So unterscheiden sich die Kalmücken, die Baschkiren, die Jakuten, die nogaischen Tataren und einige andere mongolische Horden, von den übrigen hieher gehörigen Völkerstämmen nicht nur durch ihre großen Ohren und besondern Augenbrämen, welche leztern sich schief gegen die Nase herab ziehen, wie bei den Kazen, sondern auch durch ihre Augen selbst, als womit sie stets blinzen, und sie nie recht öffnen. Auf gleiche Art weichen auch die Koriäken, welche unter den Kamtschadalen herum ziehen, von

andern

andern mongolischen Stämmen dadurch merklich ab, daß bei ihnen der Mund ganz über die maaßen groß, das Antlitz hingegen ziemlich oval, folglich nicht gleichsam dreieckig ist. Verschiedene Horden der nomadischen Tataren sind ferner von ziemlich großer Statur, da doch die Kurilen und Kamtschadalen, besonders aber einige Koriäkenhorden, bei welchen allen überdieses die überaus hohen Backenknochen merkwürdig sind, sich mehr zum kleinen als großen Wuchse neigen. Hiezu kömmt noch, daß diese leztern Völkern nicht nur im Angesichte übel gebildet, sondern auch in Hinsicht auf die übrigen Theile des Leibes gar nicht schön gewachsen sind, indem bei den meisten ein übermäßig dicker Bauch auf kurzen dünnen Schenkeln einher wandelt. Bei andern mongolischen Völkern haben zwar die Gliedmaßen des Leibes auch eben keine schöne Proportion gegen einander, so, daß die dicken Bäuche und schlechten Schenkel der Kamtschadalen und Koriäken bei den übrigen hieher gehörigen Völkern wohl ihresgleichen finden: aber desto merkwürdiger ist es, daß nicht nur die Kurilen, sondern auch die Bewohner von Jedzo mit großen Bärten versehen, und leztere sogar am ganzen Leibe ziemlich stark mit Haaren bewachsen sind, folglich

sich

sich dadurch von den übrigen Völkern der mongolischen Rasse allerdings beträchtlich auszeichnen.

Hier — Tab. IX und X — sehet Ihr die Bilder einiger Menschen dieser mongolischen Rasse, wobei aber zu merken ist, daß man den Kabardiner und Buchar, desgleichen auch die Tschuktschin davon ausnehmen muß. Denn die beiden erstern sind von dem kaukasischen Völkerstamme entsprungen, und gehören daher, gleich den Persiern, eigentlich zu den Europäern, ohngeachtet sie jezt zum Theil unter den Abkömmlingen des mongolischen Hauptstammes zerstreuet leben. Die leztere hingegen ist zwar mongolischen Ursprunges, muß aber doch aus andern Ursachen zu der Klasse der Polarmenschen gezogen werden.

Ueber große Vermehrung ihrer Individuen dürfen sich diese Menschen jezt gar nicht beklagen. Sie scheinen sich vielmehr zu vermindern, oder wohl gar nach und nach von der Erde zu verschwinden, wie denn einige ihrer Stämme, zum Beispiele die Baschkiren, sich in der That schon beinah gänzlich verloren haben. Daher sind auch die Länder, die sie bewohnen, größtentheils überaus arm an Menschen, und man kann dort

wohl

wohl hundert Meilen weit reisen, ehe man ein Dorf antrifft, wo sich einige Familien aufhalten; denn der Boden, der sie trägt, ist gegenwärtig meistentheils überaus undankbar und strenge, folglich dem menschlichen Geschlecht überhaupt sehr abhold.

Was ihre Religion betrifft: so haben zwar viele von ihnen den christlichen, und viele den muhammedanischen Glauben angenommen, aber im Ganzen sind und bleiben sie alle ihren alten Religionen ergeben. Sie kommen nämlich sowohl mit einander selbst, als mit andern heidnischen Völkern darin überein, das beinah jede Horde von ihnen ihre eigenen Volks- und Familien-Götter verehret, wie auch, daß ihnen allen der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, an Hexerei, an Geisterbeschwörung, und an einen höchsten Gott, oder Weltschöpfer, der sich aber seiner Hoheit wegen weiter nicht mehr um die gegenwärtige Welt bekümmert, gemein ist. Aber in Ansehung ihrer vermeinten untergeordneten Götter, die die Schicksale der Menschen zu dirigiren haben und großentheils von sehr böser Art sind, unterscheiden sie sich nicht nur von den meisten übrigen Menschenrassen merklich, sondern sind

auch

auch unter einander selbst in ihren darüber gefaßten Meinungen gar sehr getheilt. So verehren diejenigen mongolischen Horden, die gegenwärtig den Namen der Tataren und Kalmücken vorzugsweise führen, den berühmten La der Thibetaner, oder den Fo der Sineʼen göttlich. Dieser morgenländische Götze ist nämlich einst, zu Folge der Mythologie jener sogenannten Lamas und Bonzen, die seine Priester sind, von einer ostindischen Königin auf eine wunderbare Weise gebohren, und, nachdem er selbst in der Folge durch Thaten und neue Lehren allerlei große Wunder auf Erden bewirket hatte, von dem höchsten Gott in einen Fo oder La, das heißt, in eine besondere Gottheit verwandelt worden, welche nun in Gestallt von allerlei Thieren und Menschen immerdar auf Erden fortlebt, folglich viele tausendmal aufs neue gebohren wird. Bei gedachten tatarischen Völkern lebt er jedoch nur in dem Dalailama, das ist, in dem obersten Hohenpriester, fort, welcher daher ebenfalls göttlich verehret und angebetet wird, ja die Verehrung dieses menschlichen Götzen ist so groß, daß die Fürsten und Vornehmen im Volke sogar die Exkremente seines Leibes in kostbaren goldenen Gevässen als heilige Reliquien aufbewahren, weil sie in dem

Wahne

Wahne stehen, er sey der leibhafte La selbst, und könne daher nie sterben. Auch sind sie, wie leicht zu erachten, der Lehre von der Seelenwanderung sehr ergeben. Denn der La soll diese Lehre schon vor drei tausend Jahren auf Erden bekannt gemacht haben, und seine eigene beständige Gegenwart in dem Dalailama gründet sich darauf. Sie glauben daher, die Seele eines geringen aber frommen Menschen fahre zuerst in den Leib eines Edelmannes, dann in einen Fürsten, und zulezt werde sie in den Himmel unter die Götter aufgenommen, so, wie im Gegentheile die Seele eines vornehmen aber bösen Mannes zuerst in einen geringen Menschen, dann in einen Hund, hernach in ein Schwein, und so weiter, fahre. Dem höchsten Gott, zu dem sie bloß um Verstand und Weisheit beten, stellen sie sich unter keinem Bilde vor: aber den La, nebst seinen Weibern und Kindern, verfertigen sie aus Filz, und bestreichen ihm den Mund, so oft sie essen wollen, mit Fett, wobei sie ihn um Lebensmittel und um eine zahlreiche Nachkommenschaft anrufen.

Fast eben so denken auch die Tschuwaschen, die jedoch dem einzigen höchsten Gott und Weltschöpfer

schöpfer nicht etwa den La, sondern die Sonne, als ein sehr erhabenes göttliches Wesen an die Seite setzen, und ihr für ihre Wohlthaten öfters beträchtliche Dankopfer darbringen, wiewohl sie auch noch obendrein eine große Menge sehr kleiner Götzen göttlich verehren. Ganz andere Meinungen hegen hierin die Tungusen, Buräten, Jakuten, Kamtschadalen und überhaupt alle noch übrige Nationen, die zu dieser Menschenrasse gehören. Denn alle diese Völker verehren weder die Sonne, noch den Fo oder La, sondern haben so vielerlei untergeordnete und geschnizte Götter, als ihnen Bedürfnisse bekannt sind, oder als es Dörfer und Familien unter ihnen giebt, besonders aber beten sie die vermeinten Götter der Wälder, die Berge, die Flüsse, die Winde, den Donner, die Erdbeben, die Wolken, die unterirdischen Geister, und so weiter, an. Auch füttern sie lieber die bösen, als die guten, mit Fett oder andern Opfern, und zwar darum, weil diese leztern, ihrer Meinung nach, den Menschen ohnehin weiter nichts als Gutes erzeigen können, folglich nicht erst mit Brandtewein und einer fetten Mahlzeit, wie die bösen, erkauft werden dürfen. Im übrigen führen bei allen diesen Völkern die Priester als bloße Gaukeler, den Namen der Scha-

manen, und ihre Beschäftigung bestehet bloß in der sogenannten Geisterbeschwörung, Chiromantie, und Hexerei, das heißt in der Kunst einfältige Menschen zu betrügen, daher sie hierin den Lamas ähnlich sind, welche sich gleichfalls für große Wunderthäter oder Hexenmeister ausgeben, um, wie die Schamanen dadurch zu Reichthümern, vorzüglich aber zu einem großen Ansehen zu gelangen.

Hiernächst zeichnen sich diese Völker auch in Hinsicht auf ihre Speißen, und in der Art, sie zu genießen, vor andern Völkern beträchtlich aus. Menschenfleisch essen sie zwar eigentlich nicht, und kommen folglich den Europäern und Ostindiern hierin gleich. Allein sie haben sämmtlich, bis auf die Baschkiren, Tschuwaschen, und einige tatarische Stämme, welche ein wenig Hafer und Gerste bauen, nicht nur keinen Reiß, und kein Getraide, wie etwa die leztgenannten beiden Hauptnationen, sondern auch keine Brodfrüchte, die den Südindiern zur Speiße dienen, und keinen Maiz, keine Phaseolen, womit sich viele Amerikaner nähren, woraus denn leicht abzunehmen, daß ihnen unser Brod völlig unbekannt ist, wiewohl sie sich aus getrockneten und gepülverten Fischen und Wur-

zeln

zeln mancherlei Speißen bereiten, die mit unsern Mehlspeißen einigermaßen überein kommen. Doch von solchen Wurzeln, verbunden mit Knoblauch, Fischen, wilden Enten, Seehunden, Seebären, und allerlei andern Seethieren und unverdaulichen Schwämmen, leben hauptsächlich nur die Bewohner der Fuchsinseln, desgleichen die Kamtschadalen und Kurilen, die daher auch stets ganz abscheulich nach Knoblauch, Kaviar, und Fischthran riechen. Die Tungusen, Kirgisen und Jakuten hingegen essen zu ihrem Fisch- und Wurzel-Brode nicht nur wilde Enten, Haasen, Rehe, Rennthiere, Hermeline, Zobel und Eichhörner, sondern auch Füchse, Hunde, Bären, Vielfraße, Adler, Störche, Reiher, und so weiter, besonders aber halten sie die großen Mäuse, die kleinen Murmelthiere und allerlei Ungeziefer, ja sogar die Nachgeburten und andere Sachen, die der Wohlstand zu nennen verbietet, für delikate Leckerbissen, die nur bei großen Schmaußereien den Gästen vorgesezt werden. Gleichwohl verabscheuen diese Menschen das Fleisch der Schweine, weil diese Thiere allen Unrath fressen, oder wenigstens darin wühlen. Sie sind also hierin eben so gesinnet, wie die Tataren, Tschuwaschen, Kalmücken und Baschkiren, die aus eben der Ursache

nicht nur keine Schweine und keine Hunde, sondern auch keine Enten, und überhaupt kein Geflügel essen, dafür aber gefallene Kamele, Pferde, Schlangen, Raubvögel, Mäuse, Füchse und allerlei stinkende Aeser verschlingen. Auch ist überhaupt zu bemerken, daß alle diese Völker überaus gefräßig sind, und gefallene halb verfaulte Thiere zur Speiße weit höher als geschlachtete schätzen, folglich ihre Hunde, Schaafe, Rinder, Pferde, und so ferner, erst aus Alter oder Krankheit sterben lassen, ehe sie das Fleisch derselben verzehren, welches dazu nicht einmal ordentlich gebraten oder gekocht wird. Aber ihr liebstes Getränke ist neben dem Wasser sauere Pferdemilch und Brandtewein, den sie aus dieser Milch bereiten. Doch trinken auch viele von ihnen gerne Thee, wie die Sinesen, und andere kochen sich eine Art von Bier aus Kräutern mit Honig, so, wie diejenigen, welche an der östlichen Ecke von Sibirien wohnen, mithin weder Milch noch Thee haben, ihren Durst mit Fischthran stillen.

Nackend gehen diese Völker nicht, weil die meisten Länder die sie bewohnen, sehr hoch liegen, und kalt sind. Nur die Weiber der Koriäken sitzen gewöhnlich nackend in ihren Jurten, oder Hütten, um ihre schönen Tättowiren,

das

das ist, ihre in die Haut gleichsam eingenäheten Figuren desto besser bewundern zu können; denn diese weiblichen Geschöpfe sind auch sehr eitel und koket. Sonst kleiden sie sich in die Velle von ihren Schaafen, Füchsen, Wölfen und Rennthieren, indem sie sich Pelze und weite Stiefeln daraus verfertigen, und die rauchen Seiten gewöhnlich einwärts kehren, um die Näthe von Außen mit allerlei farbigen und weißen Streifen von Hundeleder verzieren zu können. Doch kleiden sich auch einige, zum Beispiele die Kalmücken und manche tatarische Horden, sehr gerne in Tuch, besonders in rothes. Also zeichnen sich die ordentlichen Menschen unter diesen Völkern zwar nicht sonderlich durch ihre Kleidung aus: aber desto größer ist der Kontrast, welchen die priesterlichen Kleider ihrer Schamanen mit den Kleidern aller übrigen Menschenkinder machen; denn diese bestehen in großen Häuten, die mit einer horrenden Menge von Ringen, Stäben und allerlei magischen Sachen belastet sind, folglich ein abscheuliches Geräusch machen, so, daß man einen solchen Schaman schon von weitem kommen hört, auch wenn er seine Zaubertrommel, die er bei Amtsverrichtungen allezeit in den Händen trägt, noch nicht rührt.

Auch ihre Wohnungen sind elend und schlecht. Bei den Tungusen und Jakuten bestehen sie im Sommer aus aufgerichteten, mit Birkenrinden bedeckten, Stangen, und im Winter aus zusammengefügten kleinen Baumstämmen, welche mit Mooß umwickelt sind. Bei den Kamtschadalen und Kurilen hingegen lebt man, wie bei den Koriäken, im Sommer fast gänzlich ohne Obdach, und im Winter gräbt man auf Anhöhen weite Löcher in die Erde, welche man bis auf eine kleine Oeffnung, die theils zur Einfarth, theils zum Schornsteine dient, mit stark belaubten Baumgipfeln bedeckt, so, daß man an einem Baumstamme, worein schmale Stufen gehauen sind, und welcher von dem Boden der Grube bis an gedachte Oeffnung reicht, aber nicht schief, wie eine andere Treppe oder Leiter, sondern senkrecht stehet, in eine solche Wohnung hinnab und wieder herauf klettern muß. Aber die Kalmücken und Baschkiren nebst den Kirgisen und Wotiaken wohnen meistentheils in runden Gezelten, welche die Gestallt spitziger Hüte haben, und aus Filze bestehen. Doch pflegen sich ihre Fürsten und Hauptleute auch ordentliche Häuser aus Holz und Steinen bauen zu lassen. Diejenigen mongolischen Horden aber, die den Namen der Tataren vorzugsweise

führen,

führen, bauen ihre Hütten zum Theil sogar auf die Axen kleiner Räder, so, daß man sie, wie die Wachthütten unserer Schäfer mit vorgespannten Ochsen von einem Orte zum andern fahren kann, daher man auch in den dortigen Gegenden zuweilen ganze Dörfer fortwandeln siehet.

Gleichwie nun alle diese Völker in der Kunst bequeme Wohnungen zu bauen sehr unerfahren sind: eben so sind sie auch in allen andern Künsten und Wissenschaften als Kinder zu betrachten, die alles bloß nach den ersten sinnlichen Eindrücken beurtheilen, und über nichts gehörig nachdenken. Daher haben sie keine andern Schiffe, als höchstens Fischerkähne, die aus gröblich ausgehölten Baumstämmen bestehen. Auch sind ihre Waffen eben so schlecht, wie ihre musikalischen und übrigen Werkzeuge beschaffen, und ihre Aexte sind großentheils nichts anders, als geschliffene Kieselsteine, ihre Nadeln und Bohrer hingegen nichts anders, als Zobelknochen, oder etwas dergleichen. Mit solchen Werkzeugen lassen sich aber ohnstreitig keine zierlichen Hausgeräthe verfertigen, und eben darum darf man sich auch nicht wundern, daß da die Menschen aus groben hölzernen oder stei-

nernen Trögen mit ihrem Viehe gleichsam um die Wette essen, und nach elenden Trommeln tanzen. Dafür verfertigen sie jedoch auch ganz hübsche Körbe, und gute Schlitten, die von Hunden gezogen werden. Viele tatarische Horden und Kalmücken, nebst einigen andern hieher gehörigen Völkern, die nicht gar zu weit von den Europäern entfernt sind, kennen zwar den Gebrauch des Eisens, und haben daher nicht nur etwas besseres Geräthe, als die Kamtschadalen und ihre Nachbarn, sondern bedienen sich auch in ihren Kriegen außer den Pfeilen und Lanzen, die ihnen allen gemein sind, und gegen welche man sich mit hölzernen Kürassen schüzt, ordentlicher eiserner Säbel, ja einige wissen sogar mit Feuergewehr umzugehen. Gleichwohl sind sie sämmtlich schlechte Helden, und wenigstens von den Europäern allenthalben sehr leicht zu überwinden, besonders da sie gar keine Taktik haben, sondern in zerstreueten Haufen ohne alle Ordnung fechten. Dazu ist ihnen weder von der Bilder = noch Buchstaben = Schrift etwas bekannt. Denn obgleich die Religionslehren derjenigen, die an die Seelenwanderung und an den Fo glauben, in gewissen sogenannten heiligen Büchern geschrieben stehen: so können doch sogar die Lamas nicht einmal lesen, geschweige

schweige denn schreiben, sondern müssen ihren Unterricht bloß durch die mündliche Tradition empfangen, und eben dieses gilt auch von den Schamanen, die sich zwar zu ihren Geisterbeschwörungen allerlei sonderbar gebildeter Figuren und Charakteren bedienen, von eigentlichen Schriftzügen aber noch weniger, als die Lamas wissen, folglich genöthiget sind, ihre Geisterbeschwörungskünste gleichfalls nur durch die mündliche Tradition auf die Nachwelt fortzupflanzen.

Auch durch ihre übrige Lebensart, ich meine durch ihre Sitten und Gewohnheiten, zeichnen sich diese Völker vor vielen andern beträchtlich aus. Von dem Ackerbau wissen sie, wie gesagt, fast alle nichts, indem bloß den Tschuwaschen und Baschkiren, nebst einigen tatarischen Stämmen, etwas weniges davon bekannt ist. Daher bestehet ihr Gewerbe entweder allein in der Jagd, oder nur in der Viehzucht, und bloß diejenigen treiben zugleich die Fischerei, die an den Flüssen, oder nahe am Meere wohnen. Die leztern haben sich zwar meistentheils an veste Wohnsitze gebunden: aber ihre Anzahl ist gar nicht groß, und alle die übrigen sind entweder unstäte Jäger, oder Nomaden, das heißt, sie ziehen mit ihrer ganzen Haabe beständig im

Lande umher, und halten sich an jedem Orte nur so lange auf, als es noch Füchse, Zobel, Hermeline, und dergleichen, daselbst zu jagen giebt, oder so lange ihr Vieh noch gute Weide findet. Reinlichkeit findet man ferner daselbst nirgends unter den Menschen, wohl aber allenthalben Schmutz und Unflath, besonders da sie sich nie waschen. Ja die Kamtschadalen beschmieren sich noch obendrein mit unfläthigen Sachen, und reinigen sich daher so, wie man sich bei andern Völkern beflecket. Auch kennen diese Menschen diejenigen seligen Empfindungen des Herzens gar nicht, welche unter den Europäern glückliche und aus gegenseitiger Liebe geschlossene Ehen gewähren. Denn dort kaufen sich die Männer, wie bei allen rohen Völkern, so viele Weiber, als ihnen gefällig ist. Sie betrachten sie daher bloß als Dienstboten, die sie wieder verstoßen können, sobald sie wollen, ohngeachtet sie sie mit großen Heirathszeremonien heim holen. Als Mütter stehen dann diese Weiber in großer Verachtung bei ihren Kindern, die dafür den Vätern außerordentlich viel Ehrerbietung erzeigen müssen. Aber in dem Begriffe von derjenigen Tugend, welche wir die eheliche Treue nennen, unterscheiden sich die Völker dieser Menschenrasse nicht allein von den übri-

gen Menschenrassen, sondern auch untereinander selbst beträchtlich. Bei den Kurilen und nomadischen Koriäken wird nicht etwa das Weib, welches die Ehe bricht, unehrlich, sondern bloß ihr Mann, der daher gleichsam gezwungen ist, seinen Nebenbuhler zu töden, um dadurch wieder ehrlich zu werden. Die seßhaften Koriäken hingegen übergeben ihre Töchter und Weiber den fremden Gästen, die sie beherbergen, und würden denjenigen töden, der sich eine solche ihm zugesellete Beischläferin verbitten wollte; denn die Zurückweisung dieser gastfreundlichen Höflichkeit bringt ihnen die größte Schande, welche anders nicht, als durch Tod getilget und ausgelöscht werden kann. Von der eigentlichen zärtlichen Jalousie scheinen also diese Völker, im Ganzen genommen, sämmtlich nichts zu empfinden, und leben daher, wie leicht zu erachten, auch in dieser Hinsicht ziemlich viehisch. Bei einigen derselben pflegen die Mütter überdieses auch allemal, so oft sie zwei Kinder zugleich gebähren, das eine davon umzubringen. Sonst ist ihr sittlicher Charakter meistentheils leutselig, sanftmüthig und lustig, daher sie auch in ihrer Art gerne schmausen, tanzen und singen, besonders wenn sich Fremde als Gäste bei ihnen zur Herberge ein-

finden.

finden. Dagegen haben sie wieder gar keinen Begriff von der Schande, die bei uns der Diebstahl nach sich ziehet, und stehlen daher ihren Gästen mit großer Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt. Von dem gemünzten Gelde wissen die meisten von ihnen jedoch gar keinen Gebrauch zu machen, sondern tauschen bloß für Pferde, Rennthiere, Schaafe, Rinder, Zobel, Hermeline, und so weiter, zuweilen fremde Sachen ein, und einige haben auch gediegene Goldkörner, für welche ihnen die Europäer ebenfalls gern etwas geben. Im übrigen pflegen nur wenige Völker dieser Menschenrasse ihre Leichen auf die gewöhnliche Weise zu beerdigen. Die meisten verbrennen sie, und setzen dann die Asche auf hohen Bergen in steinernen Gefäßen bei. Die Koriäken verbrennen sogar diejenigen Rennthiere, Geräthe und Waffen, die dem Verstorbenen im Leben vorzüglich lieb gewesen sind, mit ihm zugleich, damit er sie in jener Welt auch liebhaben kann. Aber die Kamtschadalen geben ihre Toden den Hunden zu fressen, und zwar darum, weil diese von den Hunden gefressenen Körper, ihrer Meinung nach, in der zukünftigen neuen Welt ganz vorzüglich schön und glänzend wieder erscheinen werden.

Was endlich ihre politische Verfassung betrifft: so ist selbige im Grunde diejenige, die man die patriarchalische zu nennen pflegt, wo jeder Hausvater zugleich König oder Gesetzgeber und Richter seiner ganzen Familie ist. Denn obgleich viele Stämme von denen, welche den Namen der Tataren und Kalmücken führen, ihre sogenannten Khane oder Fürsten haben, welche den Dalailama für ihren höchsten Richter erkennen, und obgleich die übrigen hieher gehörigen Völker jezt vorzüglich unter der russischen Botmäßigkeit stehen: so haben doch nicht nur die gedachten Khane, die immer vom Volke selbst gewählet werden, eine sehr eingeschränkte Macht, sondern der Dalailama bekümmert sich auch um das weltliche Regiment gar nicht, und von den übrigen fodern die Russen weiter nichts, als Tribut, welcher gewöhnlich in kostbaren Zobel- Hermelin- und schwarzen Fuchs-Bellen bestehet.

Nun müssen wir endlich auch die Polarvölker noch kürzlich betrachten.

Die natürlichen Grenzen der Länder, die diese Menschen bewohnen, sind im nördlichen Asien und Europa der Polarkreis, in Amerika hingegen theils die Hudsonsbai, theils der Po-

lar-

larkreis, theils das nördliche stille Meer: aber auf der südlichen Halbkugel der Erde kann man füglich die Magelhanstraße für die natürliche Kluft annehmen, welche die Polarmenschen von den übrigen Erdbewohnern trennt, wie ich schon ohnlängst bemerkt habe.

Also halten sich alle diese Menschen bloß an den äußersten Enden des bewohnbaren Erdbodens auf, und sind nur an den Seeküsten zu finden. Auch ist ihre Anzahl gar nicht groß, ohngeachtet sie sich in eine Menge von verschiedenen Völkern, nämlich in Lapländer, Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis, Bewohner der nordwestlichen Ecke von Amerika, Eskimos, Grönländer und Pescherás eintheilen lassen.

Die vorzüglichsten Merkmale, wodurch sich diese Völker von allen übrigen Menschenrassen in Hinsicht auf ihre äußerliche Bildung unterscheiden, bestehen fürs erste in der kleinen Statur, die nicht viel über vier Fuß beträgt, und fürs zweite in den sehr erhobenen Backenknochen, die jedoch auch ihre Nachbaren, die Kamtschadalen und Bewohner von Onalaska, mit ihnen gemein haben, wie an den Bildern derselben — Tab. X — zu ersehen ist. Außerdem haben sie auch alle sehr flache Angesichter,

sichter, große Ohren, ziemlich dicke Köpfe, niedrige Hälse, kurze Schenkel, kleine Füße, einen schmuzig braunen Teint, struppige Hauptshaare, kleine schwarze, aber matte Augen, und kleine niedrige Nasen, die sich nicht über die Backenknochen erheben. Hiezu kömmt noch, daß die Brustwärzchen bei diesen Menschen völlig schwarz, und nicht röthlich oder braun, wie bei andern Menschen sind. Aber in vielen andern Stücken ihrer äußerlichen Bildung weichen sie selbst untereinander merklich ab. So findet man bei den Pescherås nicht nur sehr niedrige Stirnen und breitgequeschte Nasen mit breiten Seitenflügeln und weiten Oeffnungen, sondern auch einen sehr großen Mund mit kleinen häßlichen Zähnen; ferner flache Brüste mit unförmlich dicken Hängebäuchen, die auf elenden dünnen Schenkeln ruhen, und woran magere ausgemergelte Arme herabhangen; dazu haben sie auch am ganzen Leibe kein Haar, als nur am Kopfe, und ihnen fehlt also der Bart gänzlich. Bei den meisten Eskimos und Grönländern hingegen findet man zwar auch fast nirgends weiter, als auf dem Kopfe, etwas Haar, weil sie sich dasselbe an allen andern Theilen des Leibes mit Fleiß ausraufen: aber dafür haben sie volle Wangen, einen runden kleinen Mund mit

auf-

aufgeworfenen Lippen, erhobene Brüste, breite Schultern, und ausgestopfte Arme und Schenkel, woran man kleine, zarte, fleischige Hände und Füße wahrnimmt. Auch ist bei diesen Völkern die Nase nicht breit gequetscht, sondern ziemlich wohlgebildet, ob sie gleich wegen ihrer Kleinheit nicht über die Backenknochen empor stehet. Mit eben diesen Eskimos und Grönländern kommen die Lapländer bloß in Ansehung der kleinen Statur, des bräunlichen Teints, der stark erhobenen Backenknochen, der breiten Angesichter, der kurzen Hälse, der dicken Köpfe, der kleinen Augen und steifen Haupthaare überein, unterscheiden sich aber von ihnen durch ihre breitgequeschte Nase, durch einen großen Mund mit magern dünnen Lippen, durch die rothe Farbe ihres Haares, durch übermäßig große Ohren, durch ein spitziges mit ziemlich langen Barthaaren bewachsenes Kinn, durch lange magere Arme, und endlich durch ziemlich dicke Bäuche, die auf kurzen krummen Schenkeln ruhen; dazu haben ihre Weiber fast gar keine Brüste, und können daher ihre Kinder gewöhnlich nicht säugen, sondern müssen sie mit Rennthiermilch tränken. Eben so sind auch die Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis, und Bewohner der äussersten nordwestlichen Ecke von Amerika gebildet,

det, nur daß diese etwas mehr breitschultrig sind, und ebenfalls am ganzen Leibe kein Haar haben, ausgenommen auf dem Kopfe, wo es überdieses nicht roth, wie bei den Lapländern, sondern wie bei den übrigen Polarmenschen, kohlschwarz ist, wiewohl die Ostiaken hievon ebenfalls eine Ausnahme machen, weil sie in Ansehung der Farbe ihrer Haare den Lapländern wieder gänzlich gleich kommen. — Man sehe hiebei die Bilder Tab. XI und XII nach.

Die gewöhnlichen Speißen dieser Menschen sind Rennthiere, Bären, Füchse, Hermeline, Seehunde, Fische, Wallrosse, Wasservögel, Muscheln, Seegraß, Natterwurzeln, und fette Mooße, die sie theils gekocht, oder gebraten, theils roh essen. Schweinefleisch verabscheuen sie. Als Brod bedienen sich diejenigen Lapländer, die am Meere wohnen, folglich der Fischerei obliegen, der gebackenen Fische, die sie zermalmen und mit klar gestoßenen Fichtenrinden und Mooßen oder Seegräsern vermengen. Die Berglappen hingegen, die keine Fische haben, bereiten sich Brod aus gedörretem Rennthierblute, und Natterwurzeln, oder essen an dessen Statt gefrorne Rennthiermilch und Käse, der aus dieser Milch bereitet wird. Auch lassen sich die

Lappen, die überhaupt ihre Speißen ordentlich kochen, und aus hölzernen Schüsseln essen, ausser dem Rennthierfleische, ihr wildes Geflügel und ihre Biber und Bären wohlschmecken, essen aber dafür keine Hunde, Füchse und Wölfe, ausgenommen bei großer Hungersnoth, in welcher ihnen jedoch gar bald alte Kühe und alte Pferde zur Speiße von den Europäern zugeführet werden. Eben so kochen auch die Grönländer ihre Speißen, und nehmen sie aus hölzernen Trögen oder Schüsseln mit beinernen Löffeln zu sich, haben aber fast gar keine Rennthiere, sondern bloß Wallfische, Seehunde, Fische, Muscheln und Meergras zu essen. Die Samojeden und Ostiaken hingegen verschlingen, so, wie die Tschuktschis und Bewohner der nordwestlichen Ecke von Amerika, das Fleisch von ihren gefallenen und halb verfaulten Rennthieren, Katzen, Hermelinen, Zobeln, Mardern, Füchsen, Eichhörnern, Bibern, Bären, Wölfen, Seehunden, Wallfischen und andern Fischen, meistentheils roh; doch essen viele von ihnen auch eine Art von Brode dazu, welches entweder aus mehlreichen Wurzeln, oder aus zermalmten Fichtenrinden mit klar gestoßenen dürren Fischen bestehet, und einige kochen sogar das Fleisch ein wenig, ehe sie es genießen. Am aller-

allerschlimmsten scheinen jedoch die Pescherás daran zu seyn; denn diese haben weiter gar nichts, als einige Fische und Muscheln, womit sie ihren Hunger stillen. Menschenfleisch essen diese sämmtliche Völker gleichfalls nicht: aber einige von ihnen sollen doch die Leber ihrer Feinde, die sie im Kampfe töden, aus Aberglauben verzehren. Im übrigen sind sie alle ganz erstaunlich gefräßig, und essen, so lange sie etwas vorräthig haben, über die maaßen viel. Dafür können sie aber auch, wenn ihr Vorrath aufgezehret ist, welches gewöhnlich alle Jahre gegen das Ende des Winters geschiehet, sehr lange Hunger leiden. Quält er sie jedoch zu sehr so essen sie nicht nur trockene Baumrinden, sondern auch ihre alten ledernen Stiefeln und Wämser, die sie in Fischthran ein wenig kochen. Da sterben nun viele vor Hunger, wenn ihnen die Lebensmittel zu früh vor Ende des Winters ausgegangen sind, und ein solches Unglück ertragen sie immer mit Geduld, und ohne daß die Nachgelassenen eine gute Lehre daraus ziehen, oder im nächstfolgenden Winter die Lebensmittel sparsamer eintheilen.

Außer dem Wasser und geschmolzenen Schnee bestehet ihr liebstes Getränk in Renn-

thierblute und Fischthran, wiewohl auch einige den Brandtewein sehr hoch schätzen, den ihnen die Europäer zuweilen mitbringen.

Was die Kleider dieser Völker anbelangt: so bestehen dieselben in Pelzen, womit sie vor der Kälte, und in Hemden oder Unterröcken aus Wallfischdärmen, womit sie sich vor der Nässe schützen. Auch pflegen sie weite Stiefeln zu tragen, die sie zum Theil mit Fischbein steifen. Die gemeinen Lapländer geben ihren Kleidern, die sie aus Rennthiervellen verfertigen, zwar bloß die Form der Säcke, umgürten sich aber dafür über den Hüften mit ledernen Gürteln, die mit Silberblech beschlagen sind, und woran sie ihr kleines Geräthe tragen. Mützen verfertigen sie sich aus dicht befiederten Vogelhäuten, welchen sie zu diesem Behufe die Federn lassen. Die vornehmen Lappen hingegen kleiden sich gegenwärtig in europäisches Tuch, und überziehen auch ihre Mützen damit. Aber bei den übrigen hieher gehörigen Völkern pflegt man immer noch die alte Tracht beizubehalten, wiewohl sich die reichern Grönländer und Ostiaken ebenfalls des europäischen Tuches dazu bedienen, und sich gegenwärtig nicht nur Hemden aus Leinwand und Kattun verfertigen,

son-

sondern auch zum Putz seine Kopfbinden von europäischer Manufaktur lieben, oder selbige auch wohl eigenhändig aus den Fäden gewisser Nesseln bereiten. Die ärmern machen jedoch ihre Hemden theils aus Vogelhäuten, theils aus Wallfischdärmen, und ihre Röcke, die mit Kapuzen versehen sind, aus Rennthier- und Seehund-Vellen, die rauchen Seiten einwärts gekehrt. Hierin kommen auch die Eskimos mit ihnen überein, nur daß diese keine seehundledernen Strümpfe und Schuhe, sondern sehr weite Stiefeln tragen. Im übrigen aber bedienen sich die Ostiaken, Samojeden, Tschuktschis und nordwestlichen Amerikaner zu Oberkleidern vorzüglich der Velle von Rennthieren, Bären, Wölfen und Füchsen, indem sie nur ihre Unterkleider aus den Därmen großer Fische verfertigen, und bei sehr strenger Kälte tragen sie zwei Pelze oder Wämser über einander. Ohngeachtet nun ihre Nadeln weiter nichts, als Fischgräten oder zarte Vogelknochen, und ihre Zwirnsfäden bloß feine lederne Riemen sind: so nähen sie doch damit ziemlich sauber, und verbrämen die Näthe und Säume ihrer Kleider mit gefärbten Streifen von den feinsten Vellen, die sie dazu besonders gerben. Bloß die Pescherás haben den Verstand nicht, sich bequeme

und warme Kleider zu verfertigen, sondern werfen ihre Seekalbvelle ungegerbt über die Schultern, und bedecken die Köpfe nur darum mit Vogelhäuten, daß die überstehenden Flügel derselben ihren Augen den nöthigen Schutz vor dem blendenden Schnee, welcher auf ihrer Insel auch im Sommer über liegen bleibt, gewähren soll.

Die Waffen dieser sämmtlichen Völker sind bloße Werkzeuge der Jagd und Fischerei, das heißt, Pfeile, Spieße und Harpune, die sie aus Holz, Wallfischknochen und harten Steinen verfertigen, nur daß man etwa die Lapländer davon ausnehmen muß, weil diese sich zugleich auch des Eisens zu ihren Waffen und andern Werkzeugen bedienen.

Schöne Gebäude darf man bei ihnen gar nicht suchen. Denn ihre Sommerwohnungen bestehen aus dünnen hölzernen Stangen, welche zeltförmig zusammengestellt, und theils mit Reißholz, theils mit zusammengenäheten Birkenrinden, theils auch mit allerlei Thiervellen bedeckt sind, jedoch so, daß unten ein kleines Loch zum Eingange für die Menschen, oben hingegen ein anderes zum Ausgange für den Rauch daran zu sehen ist. In solchen Hütten würden

also

also die Menschen im Winter erfrieren. Daher ziehen viele von ihnen, so oft der Sommer zu Ende gehet, auf Anhöhen in die Erde, und wohnen dann daselbst unter dem Schnee, wie die Kamtschadalen und Kurilen, deren Winterwohnungen ich vorhin schon beschrieben habe. Andere bauen sich zu Anfange des Winters bloß wärmere Hütten, und hierin zeichnen sich vorzüglich die Grönländer zu ihrem Vortheile aus. Diese begeben sich, so oft ihnen die Sonne zu entweichen beginnt, von den Ufern des Meeres aus ihren Sommerzelten auf die Anhöhen zurück, und bauen sich daselbst Wohnungen, die sie aus vier dicken Wänden, von Feldsteinen und Moos zusammen setzen, und mit Stangen und Reißholz bedecken. Aber diese Wohnungen sind nicht über fünf oder sechs Fuß hoch, so, daß ein Europäer kaum gerade darin stehen kann, ja sie liegen im Winter gewöhnlich ganz unter dem Schnee begraben, daher sie auch überaus warm halten, ohngeachtet weiter kein Feuer darin unterhalten wird, als das Feuer der Thranlampen, die dann beständig brennen, und worüber diese Menschen zugleich ihre Speißen kochen. Fenster hat ein solches Gebäude, wie leicht zu erachten, gar nicht, sondern, wie bei den Kamtschadalen und Kurilen, nur eine ein-

zige Oeffnung, die theils zum Aus- und Ein-Gange, theils zum Schornsteine dient: aber diese Oeffnung ist nicht oben angebracht, sondern gehet unten an der Erde heraus, und bestehet bloß aus einem engen steinernen Schlauch, wodurch man auf dem Bauche aus und ein kriechen muß.

Eben so leicht und klein, wie die Sommerwohnungen dieser Völker, sind auch ihre Kanoes gebauet. Sie bestehen theils aus kleinen ausgehölten Bäumen, theils aus leichten hölzernen Geribben, die mit Seehundvellen oder andern Seethierhäuten überzogen sind, und welche die Menschen auf dem Rücken forttragen, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen. Dafür haben aber nicht nur die Lapländer und Samojeden, sondern auch die Tschuktschis und Ostiaken, ganz artige Schlitten, welche, wie bei den Kamtschadalen und Kurilen, theils von Rennthieren, theils von Hunden gezogen werden. Da nun der Schnee in diesen kalten Ländern sich gar bald sehr derb zusammen sezt, und überaus hart gefrieret: so schneiden diese Schlitten nicht in denselben ein, sondern glitschen auf seiner Oberfläche fort, und man kann daher in den dortigen Gegenden ganz erstaunlich schnell

reisen,

reisen, zumal da sich die Hunde, deren wohl oft zwanzig an einem Schlitten ziehen, dort schon an einen sehr schnellen Lauf gewöhnt haben, die Rennthiere hingegen ohnehin mit unglaublicher Geschwindigkeit rennen.

Wissenschaften und gute Künste mangeln diesen Völkern, wie leicht zu erachten, gleichfalls gänzlich, und von Buchstaben oder andern Schriftzeichen wissen sie ebenso wenig, wie von der Bilderschrift, womit einige andere Völker wichtige Nachrichten auf ihre Nachkommen zu bringen suchen, oder solches doch ehemals gethan haben. Sobald ihre Jünglinge die Geschicklichkeit erlangt haben, Jagd- und Fischer-Geräthe, und etwa steinerne oder eiserne Kessel zum Kochen der Speißen zu verfertigen, desgleichen Kanoes und Schlitten zu bauen, oder Seehunde, Füchse, Zobel und Hermeline zu fangen, oder Bären, Wölfe und Wallfische zu töden: sobald sind sie gebildete Männer, welche sofort heirathen und ihre eigenen Haushaltungen führen dürfen. Beinahe das nämliche ist auch von den Mägdchen zu bemerken. Diesen dürfen die Mütter nur gelehrt haben, Hütten zu bauen, Kleider zu verfertigen, das getödete Wildpret, oder die gefangenen Seehunde, zu zerlegen,

und einige Speißen zu bereiten, um sie für ziemlich hohe Preiße, in welchen sie dann bei den Männern stehen, los zu werden. Denn alle diese Menschen hegen weiter keinen Wunsch in ihren Herzen, als den, allezeit recht viel Fischthran und Speiße, aber wenig Arbeit zu haben, und bei den Weibern das Vergnügen in Ruhe genießen zu können. Aus diesem Grunde sind sie auch stets lustig, wenn sie satt sind. Sie essen, so lange sie etwas haben, wie alle unkultivirte Völker zu jeder Stunde des Tages, oder so oft es ihnen beliebt, und werden nur dann traurig, wenn ihnen die Lebensmittel zu gebrechen beginnen.

Doch von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker muß ich Euch noch dieses und jenes ein wenig ausführlicher erzählen. Sie wissen, im Ganzen genommen, zwischen Tugenden und Laster keinen Unterschied zu machen, und zeichnen sich daher weder durch diese noch jene beträchtlich aus. Ehrgeiz und edler Eigennutz, diese beiden mächtigen Triebfedern, wodurch kultivirte Menschen bekanntlich zu den wichtigsten Unternehmungen angespornt werden, sind ihnen allen weder in der That, noch dem Namen nach bekannt. Auch kennen sie viele bei uns

übliche

übliche Laster gar nicht. Neid, Verstellung, Ränke, Ungerechtigkeit, Rachgier, Meineid, Lügen, Verläumdung, und so weiter, kommen in ihren Herzen nicht zum Aufkeimen, und sie haben daher keine Wörter in ihren Sprachen um die Begriffe damit auszudrücken, die wir mit obigen Namen zu verbinden pflegen. Aber freilich scheinen ihnen auch manche Handlungen gar nicht lasterhaft zu seyn, die es dennoch sind. So stehlen sie zum Beispiele den Europäern, die sich unter ihnen aufhalten, mit größter Unbefangenheit alles, was ihnen gefällt, und wissen gar nicht einmal, daß eine solche Handlung schändlich ist. Sie selbst hingegen bestehlen einander nie, weil jeder von ihnen höchstens nur das hat, was jedem andern die freie unbearbeitete Natur ebenfalls darbietet, und was daher auch jeder andere auf der Jagd und Fischerei eben so leicht, oder auch wohl noch leichter, als auf dem Wege der Dieberei, erlangen kann. Faulheit bringt ihnen gleichfalls keine Schande: daher sammlen sie im Sommer öfters nicht so viele Lebensmittel ein, als im Winter verzehret werden, und verhungern lieber, um nur nicht fleißig fischen und jagen zu müssen. Aus bloßer Faulheit sind sie überdieses auch überaus unreinlich, und ziehen sich dadurch den vorhin

hin erwähnten fahlbraunen Teint zu, da sie doch eben so weiß, wie wir, seyn würden, wenn sie sich zuweilen wüschen oder badeten, und sich folglich von dem scharfen Rauche, der im Winter ihre Wohnungen stets erfüllt, nicht braun beizen ließen. Sittengesetze haben sie gar nicht, und folgen daher bloß den Trieben der Natur, die ohnehin weder Mord noch Raub noch andere Verbrechen und große Laster gestatten, daher auch dergleichen unter ihnen, wie gesagt, äußerst selten, ja fast nie Statt finden. Vielmehr bemerkt man mit Vergnügen, daß die Spuhren der guten Wirkungen gedachter Naturtriebe in den Keimen mancher Tugenden, besonders aber in der kindlichen Liebe, bei diesen Völkern sich sehr deutlich zeigen. Denn die Söhne ernähren da ihre abgelebten Aeltern, die sich selbst nicht mehr forthelfen können, mit äußerster Sorgfalt, und erweisen ihnen große Achtung, wie es dankbaren Kindern geziemet. Also unterscheiden sie sich hierin gar sehr von einigen andern unkultivirten Nationen, bei welchen die Kinder ihre unbehilflichen Aeltern, die des hohen Alters wegen nicht mehr im Stande sind, sich ihre Lebensmittel selbst zu verschaffen, sogar töden, und ihnen dadurch überdieses noch eine Wohlthat zu erzeigen wähnen. Vielmehr bitten

bitten sich die Kinder der meisten Polarmenschen zu allen ihren Unternehmungen guten Rath von den Vätern aus, dem sie jedoch bloß freiwillig und aus besonderer Achtung nachkommen, ihn aber nicht als einen Befehl befolgen müssen, und zwar darum nicht, weil sie gleich von Kindheit auf eben so unabhängig, eben so frei, wie ihre Väter geachtet werden, daher sich auch diese gar keiner väterlichen Gewalt bedienen, und sie nie mit Schlägen behandeln; denn eine solche Behandlung würde sie, ihrer Meinung nach, außerordentlich beschimpfen, besonders wenn sie ein Mädchen auf solche Weise züchtigen wollten. Die Polygamie ist ihnen zwar allen erlaubt, und streitet gar nicht gegen ihre Sitten: aber auch da hat ein Mann dennoch selten mehr, als zwei Weiber zur Ehe, ja oft auch nur ein einziges, und nur die Reichen heirathen zuweilen deren etliche zusammen; denn die Aeltern geben ihre Töchter hier ebenfalls nicht umsonst hin, sondern fodern von dem, der sie gern haben will, große Geschenke dafür, die theils in Seehunden, theils in Rennthieren, oder in andern dergleichen Sachen, und bei einigen, welche Verkehr mit Europäern treiben, auch wohl in Brandteweine bestehen. Gar zu reichlichen Eheseegen halten jedoch die Weiber dort für schimpflich, und wundern sich gar sehr,

wenn

wenn sie hören, daß bei andern Völkern eine einzige Frau wohl zehen und mehrere Kinder nach und nach gebähren kann. Sie selbst sind nämlich sehr unfruchtbar, indem sie selten über zwei bis drei Kinder haben, die sie gewöhnlich sehr leicht, ja ohne alle Schmerzen zur Welt bringen, und sogleich im Schnee baden, um ihnen Härte und Vestigkeit zu ertheilen. Aber so sehr die hieher gehörigen Nationen nicht nur in den meisten hier beschriebenen Sitten und Gebräuchen, sondern auch darin sämmtlich überein zu kommen scheinen, daß ihre Toden nicht verbrannt, sondern beerdiget werden: eben so sehr weichen sie in manchen andern Stücken ihrer Lebensart von einander ab. So erfodert es bei den Grönländern die Sitte, daß ihre Töchter, sobald sich Freier für sie finden, den Aeltern mit großem Geheul entfliehen, und mit großer Mühe auf den Bergen wieder gesucht werden müssen, wo sie jedoch gewöhnlich mit Fleiß gar bald sich wieder finden und nach der älterlichen Hütte als Braute zurücke führen lassen, weil sie meistentheils doch ganz gern heirathen. Fliehen sie aber im Ernste: so raufen sie sich auf der Flucht zum Zeichen ihrer aufrichtigen Trauer einige Hände voller Haare aus dem Kopfe, und alsdann werden die Freier mit ihren

Ge-

Geschenken wirklich abgewiesen, weil man die Kinder da zu nichts, am wenigsten zu einer Heirath, welche ihnen mißfällt, zu zwingen pflegt. Gleichwohl sind bei diesem Volke nicht nur die alten Wittwen, die keine Söhne und keine Schwiegersöhne haben, sondern auch die alten Jungfern, der größten Verachtung und Noth Preiß gegeben, und sollten daher lieber den ersten den besten Mann, der sie verlangt, heirathen, als Gefahr laufen, am Ende gar sitzen zu bleiben Da nämlich die Weiber dort keine Seehunde und Wallfische, sondern höchstens nur etwas Heringe und einige Schaalthiere fangen können: so sind sie nicht im Stande, sich selbst hinlänglich mit Lebensmitteln zu versorgen, sondern müssen hierin sich bloß auf ihre Männer, oder Söhne und Väter verlassen, weil ihnen weiter niemand etwas mittheilt. Haben sie nun keine Söhne, und sind ihnen die Männer oder Väter gestorben: so müssen sie, um im Winter nicht zu verhungern, ihre Zuflucht zur Wahrsagerkunst und Hexerei nehmen, womit bei diesem Volke allerdings auch noch etwas zu erwerben ist. Allein zum Unglück für diese sogenannten klugen Frauen ist nur dieses Gewerbe allemal von gar zu kurzer Dauer; denn kaum beginnen sie dasselbe, so finden sich auch sogleich Menschen,

welche

welche von ihnen bezaubert zu seyn wähnen, und nun werden diese Hexen sogleich entweder von hohen Felsen ins Meer gestürzt, oder gar lebendig begraben. Bei den Berglappen hingegen erhält jedes neugebohrne Mägdchen von seinem Vater sogleich ein Paar der besten Rennthiere zum Geschenk, und läuft folglich nie Gefahr, verhungern zu müssen, weil sich diese Thiere vermehren, so, daß ihre Jungen bei dessen Verheirathung schon eine Heerde ausmachen, die es zur Mitgift erhält, und wovon es lebenslang sich nähren kann. Auch geben diese den Toden, wie die Samojeden und Ostiaken, ihre Waffen und Geräthe mit in die Gräber, und zerstören hernach die Hütten derselben, auf daß die Seelen, die ihrer Meinung nach sonst in diesen Hütten fernerhin haußen, den Hinterlassenen keinen Schaden zufügen sollen.

Von den Sitten und Gewohnheiten der Eskimos und Pescherás ist weiter nichts von besonderer Merkwürdigkeit hier beizufügen. Aber von den Tschuktschis und nordwestlichen Amerikanern sind noch einige sonderbare Gebräuche zu bemerken, die sich auf ihre übertriebene Eitelkeit und eingebildete Verschönerung ihrer Körper beziehen. Sie tättowiren sich nämlich nicht

nur

nur am ganzen Leibe sowohl, als im Antlitze, sondern durchbohren auch die Backen, die Ohren und Nase, um Wallroßzähne, Federfittige, lange Muschelschalen, und andere solche Sachen, in diese Löcher zu stecken, oder eine Menge von Schneckengehäußen hinnein zu hängen, weil alles dieses, ihrem Wahne nach, sehr schön läßt. Ja die Bewohner von Wilhelmsund machen sich sogar unter dem natürlichen Munde noch einen künstlichen, so, daß es läßt, als ob sie von Natur zwei Mäuler hätten, besonders da sie die Zunge durch das künstliche Maul eben so gut, wie durch den natürlichen Mund hervorstrecken können, und sogar einen Wallroßknochen mit ausgeschnizten Zähnen darin tragen, wie schon die Bilder dieser Menschen — Tab. XII. — zur Genüge zu erkennen geben.

Musik findet man im übrigen bei allen Polarvölkern eigentlich gar nicht. Aber einige erfreuen sich doch bei einem sehr erbärmlichen Gesange, und andere tanzen nach dem Schalle fischbeinerner Trommeln, die mit Häuten von Wallfischzungen überzogen, oder auch aus andern dergleichen Materien verfertiget sind. Tobak schätzen die meisten sehr hoch, indem sie ihn bei Freudenfesten, wo sie sich öfters über ganz geringfügige Sachen,

wie die Kinder über ihr Spielzeug freuen, nicht bloß rauchen und schnupfen, sondern verschlingen.

Obrigkeit und positive Gesetze giebt es unter ihnen allen, in so weit sie sich noch nicht zum Christenthume bekehrt haben, ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr die ausgemachtesten Anarchisten, und richten sich in allen ihren Handlungen lediglich nach den einmal hergebrachten Sitten, an welchen sie jedoch allezeit sehr vest halten, wiewohl sie dabei auf den guten Rath ihrer Aeltesten achten, der aber nie Befehl für sie ist. Auch entrichten diejenigen, die unter der Botmäßigkeit europäischer Mächte stehen, ihren Tribut in kostbarem Pelzwerke ohne Murren, weil sie wohl wissen, daß dieses nichts helfen kann. Sie scheinen im Grunde gar keiner besondern Obrigkeit zu bedürfen. Denn fürs erste gehört ihnen allen die Erde, wie das Meer, gemeinschaftlich zu, und es giebt mithin dort keine besondern Wildgehege, keine privilegirten Fischerplätze, welche anderwärts manche Streitigkeiten und manche neue Gesetze veranlassen. Fürs zweite besizt auch dort jeder Hausvater nichts weiter eigenthümlich, als was er durch die Jagd und Fischerei selbst gewinnt, oder was er sich mit seinen Weibern und Kindern eigenhändig

verfertigt. Fürs dritte kennen diese Menschen sogar weiter noch keine Güter der Erde, als nur diejenigen, zu welchen sie mit geringer Mühe gelangen können. Mithin können viele böse Begierden, die bei uns durch Strafgesetze im Zaum gehalten werden, unter ihnen gar nicht erwachen. Und hieraus erhellet zur Genüge, warum diese Völker dem Laster weit weniger noch, als der Tugend fröhnen, folglich auch keine Richter, keine Obrigkeit nöthig zu haben scheinen. Mordthaten fallen im übrigen unter ihnen, wie gesagt, höchst selten vor. Begehet aber dennoch Einer dieses Verbrechen: so wird er, so, wie die vermeinten Hexen in Grönland, von den Anverwandten des Getödeten aufgesucht, und ohne förmlichen Prozeß hingerichtet. Man sollte freilich denken, diese Menschen müßten wenigstens bei der Jagd und Fischerei öfters in Kampf auf Tod und Leben gerathen, da doch nicht selten dem einen derjenige Seehund, oder derjenige Fuchs, in die Hände fällt, in welchen der andere die Harpune geworfen, oder den Pfeil abgeschossen hat: allein auch in solchen Collisionsfällen hat bei ihnen das alte Herkommen gewisse veste Regeln bestimmt, nach welchen sie sich in die Beute theilen, und welche sie nie übertreten, folglich nie darüber einen Streit anfangen.

Was endlich die Religion dieser Völker betrifft: so kann man sich leicht vorstellen, welche kindische Begriffe sie sich davon machen mögen. Viele von ihnen sind zwar durch die Bemühungen der europäischen Missionarien zum Christenthume bekehret worden, und haben daher ihre alten Sitten, die dem Christenthume entgegen stehen, bereits ein wenig zu verändern angefangen. Aber auch diese Neubekehrten führen im Grunde nur den Namen der Christen, und bleiben im Herzen der alten Denkungsart ihrer Väter immer noch getreu, oder schieben wenigstens unsern Religionslehren ihre eigenen alten Volksideen unter. So können sich zum Beispiele die Lapländer, die doch schon längst keine Heiden mehr sind, noch nicht von der Meinung loswinden, daß Gott ein großer Stein sey, um welchen viele kleinere Steine als Kinder herum liegen, und welchen sie mit Rennthierblut und Fett bestreichen, oder gleichsam füttern, wenn er ihnen Wohlthaten erzeigen soll: und so machen es die übrigen neubekehrten Menschen unter diesen Völkern ebenfalls. Doch glauben sie auch, als Heiden, alle, so weit man sie kennt, an ein Leben nach dem Tode, ja zum Theil auch sogar an die Seelenwanderung, nur daß ihre Ideen von der zukünftigen Glückseligkeit und von dem

Orte, wo sie sich dereinst aufhalten werden, sehr sonderbar sind, indem einige diesen Ort in ein schönes Jagdrevier, andere in ein seehundreiches Meer setzen, und sich dabei vorstellen, daß man dort Lebensmittel die Fülle haben werde, ohne daß man sie erst mühsam durch fischen und jagen erwerben müsse. Aber in ihren Begriffen von Gott stimmen sie bei weitem nicht so gut mit einander überein. An einen Weltschöpfer denken viele, zum Beyspiele die Grönländer und Eskimos, gar nicht, und haben daher in ihren Sprachen nicht einmal ein Wort, welches ihn bezeichnet. Fragt man sie, wer wohl das Meer, oder Himmel und Erde, gemacht habe: so antworten sie, daß dieses wohl ein sehr gescheuter Mann gethan haben müsse, oder auch, daß dieses alles von sich selbst immer so gewesen sey, und auch wohl fernerhin beständig so bleiben werde. Aber die Samojeden, Ostiaken, Tschuktschis und einige andere hieher gehörige Völker behaupten allerdings, daß es einen guten Gott gebe, welcher aus lauter Liebe die Welt erschaffen habe, und gar nichts Böses thun könne. Gleichwohl verehren sie diesen höchsten guten Gott eben so wenig durch Anbetung und Opfer, als die Sonne oder den Mond und andere Gestirne, die sie gleichfalls für gute Götter

halten. Dagegen opfern sie den bösen Göttern desto mehr, daß diese ihnen die Jagd und Fischerei nicht erschweren, oder sonst kein Leid zufügen sollen. Auch machen sie sich allerlei Haus- und Familien-Götter aus kleinen Baumstämmen, die sie dazu bloß an dem einen Ende verkohlen, an dem andern hingegen vier schwarze Flecken hinnein brennen, welche die Augen, die Nase und den Mund vorstellen. Sind sie nun auf der Jagd glücklich: so ziehen sie diesen Götzen schöne Kleider an, und bestreichen sie mit Fett, um ihnen ihre Dankbarkeit hierdurch zu bezeigen, welche sich aber auch nach einer übel abgelaufenen Jagd in große Mißhandlung verwandelt. Ueberdieses halten sie die Seelen aller Thiere für eben so unsterblich, wie ihre eigenen, besonders aber scheinen sie von den Bären sehr hohe Ideen zu haben. Denn sie glauben nicht nur, daß derjenige, den die Bären auf der Jagd zerreissen, nothwendig selig werde, sondern begehen auch gewisse religiöse Feierlichkeiten, wenn sie ein solches Thier getödet haben. Sie hängen seinen Kopf und seine Haut an einen Baum, um welchen sie dann in großer Prozeßion mit sehr traurigen Geberden und Wehklagen herum gehen. Wer hat dir das Leben genommen? fragen sie hiebei. Die Russen:

ant-

antworten sie sich auch selbst. Wer hat dir den Kopf abgehakt? Ein russisches Beil. Wer hat dir den Bauch offgeschnitten? Ein russisches Messer. Wir bitten dich in ihrem Namen um Vergebung; und so ferner. Aber von bestimmten oder vestgesezten gottesdienstlichen Gebräuchen wissen im übrigen alle Polarvölker, in so fern sie noch keine Christen heißen, gar nichts. Vielmehr verehrt hier jeder seinen Götzen, wie er will, und aus dieser Ursache haben sie auch keine Religionsdiener oder Priester, sondern an deren Statt nur Hexenmeister oder Gaukeler, die mit ihren Zaubertrommeln und einigen kleinen Taschenspielerkünsten sich als große Magier geriren, folglich dadurch bey diesen abergläubischen Menschen zu großem Ansehen gelangen.

Alles dieses gilt jedoch nur von denjenigen Polarvölkern, welche sich auf der nördlichen Halbkugel der Erde aufhalten, keinesweges aber von jenen, die auf dem Feuerlande wohnen. Diese können nicht einmal fünf oder zehen zählen, wie andere ganz rohe Völker, ja sie sprechen überhaupt so wenig, daß man sie kaum als Menschen betrachten darf. Man hat von ihnen bisher noch kein anderes Wort, als pescherä, gehöret: und aus diesem Grunde sowohl, als aus

verschiedenen andern Ursachen, muß man sie zwar freilich für menschliche Geschöpfe halten, aber doch nur für solche, die weder von Tugend noch Laster, weder von Gott noch Unsterblichkeit, im geringsten etwas wissen.

Schließlich ist bei dieser Betrachtung noch zu bemerken, daß einige Reisende, zu Folge ihrer sonst ziemlich bewährten Nachrichten, auch auf den Gebirgen von Madagaskar sehr kleine Menschen gefunden haben, die wir zu unsern Polarmenschen zählen können, ohngeachtet sie sich außerhalb der oben beschriebenen Grenzen derselben befinden. Diese sind, wie gedachte Nachrichten melden, bei weitem nicht so dunkelbraun, wie die Bewohner der niedrigern Gegenden dieser großen afrikanischen Insel, und machen eine ganz besondere Nation aus, welche sich nicht bloß durch die kleine Statur, die nicht einmal völlig vier Fuß beträgt, sondern auch durch überaus lange Aerme, die bis über die Knie hinab reichen, von allen übrigen Nationen unterscheidet. Dazu sollen da den Weibern die Brüste gänzlich mangeln, daher sie ihre Kinder auch nie selbst säugen können, sondern sich der Kühe dazu bedienen müssen. Aber in Ansehung ihrer körperlichen Kräfte sollen sie den größern Mada-

kassen

lassen bei weitem überlegen seyn, und sich auf ihren Gebirgen gegen alle Anfälle nicht nur mit großer Geschicklichkeit, sondern auch mit äußerstem Muthe vertheidigen. Man pflegt sie, wie ich schon einst gesagt habe, Kimoß zu nennen. Doch alle Nachrichten, die man von ihnen hat, sind bisher immer noch sehr ungewiß und zweifelhaft geblieben.

Dieß wären also die vornehmsten Verschiedenheiten ganzer Völker, oder der Menschen im Allgemeinen betrachtet, sagte Philalethes noch zu seinen jungen Freunden, und fügte hinzu, daß er ihnen nächstens auch etwas von den besondern Verschiedenheiten einzelner oder außerordentlicher Menschen erzählen werde, womit er diese Vorlesung beschloß.

Zehente Unterhaltung.

Besondere Verschiedenheiten einzelner außerordentlicher Menschen.

Euch ist wohl, fragte Philalethes am folgenden Tage seine beiden jungen Freunde, bei den lezthin anstellten Betrachtungen der Völker und ihrer verschiedenen Kultur, gar nichts vorgekommen, worüber Ihr nähere Auskunft hättet erbittet können, da Ihr zeither alles mit einem so tiefen Stillschweigen angehöret habt?

Wir haben Sie nur, versezte Amalie, in ihrem Vortrage nicht unterbrechen wollen, sonst hätten wir unser Befremden über manche Dinge gewiß zu erkennen gegeben.

Was nämlich mich ins besondere betrift, fügte sie hinzu: so habe ich inzwischen aus diesen uns bisher ertheilten Nachrichten von der verschiedenen Bildung des menschlichen Körpers und Geistes die Lehre gezogen, daß die bessern und sanftern Gemüthsarten, im Allgemeinen betrachtet, bloß denjenigen Menschenarten eigen seyn mögen, bei welchen man zugleich die sanf-

sanftern und regelmäßigern Gesichtszüge findet, wie auch, daß die Vernunft gerade bei denjenigen Völkern, welche sie durch verkehrte Religionsmeinungen gleich von Kindheit an verderben, die grausamsten Wirkungen in den Sitten und Gebräuchen hervorzubringen scheinen.

Mir aber, sagte Karl, hat sich während Ihrer Beschreibung der verschiedenen Nationen der Erde die Bemerkung aufgedrungen, daß dieselben schwerlich alle von einem einzigen Adam entsprossen seyn können, und daß man diejenigen Gelehrten wohl nicht gründlich zu widerlegen im Stande seyn werde, welche behaupten, Gott habe wenigstens fünf oder sechs erste Menschenpaare geschaffen.

Gleichwohl werden diese Gelehrten, erwiderte Philalethes, ihre Behauptung auch nie völlig erweisen können, und zwar darum nicht, weil eine solche Meinung, wie diese, sich überhaupt niemals ordentlich erweisen läßt, sondern bloß auf Schlußfolgen beruhet, deren Vordersätze nicht recht gewiß, nicht allgemein wahr sind, mithin höchstens nur Wahrscheinlichkeit, aber keine Gewißheit gewähren. Könnte man zeigen, daß die Kinder ihren Aeltern allemal vollkommen ähnlich wären: so

würde

würde man aus der so sehr verschiedenen Bildung der Völker freilich folgern müssen, daß mehr als ein erstes Menschenpaar existirt habe. Allein dieses läßt sich keinesweges zeigen, weil die Natur selbst uns oft genug das Gegentheil davon sehr deutlich vor Augen stellt, und uns Beispiele von sehr großen Verschiedenheiten giebt, welche bisweilen sogar zwischen Aeltern und Kindern unmittelbar Statt finden. Ich will Euch von einigen dieser Beispiele nähere Nachricht ertheilen: und Ihr werdet gar bald nicht mehr zweifeln, daß die bisher beschriebenen Menschenrassen, bloß ihrer verschiedenen Gestalt und Farbe wegen, gar wohl von einem und eben demselben ersten Menschenpaare abstammen können, zumal wenn Ihr dabei zugleich diese Bilder betrachten wollet, welche lauter Menschen vorstellen, deren Aeltern von dem gewöhnlichen Schlage gewesen sind.

Philalethes zeigte nämlich seinen Lieben hiebei die auf Tab. XIII befindlichen Bilder von Riesen und verschiedenen andern merkwürdigen Menschen, um auch bei dieser Gelegenheit seinem Vortrage desto mehr Gewicht und Reiz zu geben, und um dem Verstande durch den Augenschein zu Hilfe zu kommen, worauf er folgendergestallt weiter fortfuhr.

Vor fünf und achtzig Jahren gebahr ein Weib iu der englischen Provinz Suffolk einen Knaben, welcher sich anfänglich zwar durch nichts von andern Kindern auszeichnete, nach acht oder neun Wochen aber am ganzen Leibe gelb, sodann dunkelbraun, und bald hernach mit Stacheln bewaffnet ward, welche die Form der Igelstacheln hatten, und nicht nur sehr dunkelbraun, sondern auch ungemein hart und steif waren, so, daß ordentlich ein hörbares Geräusch entstand, wenn man ihn streichelte. Man pflegte ihn hernach nur den Stachelschweinmenschen zu nennen, weil ein Stachelschwein mit seinen Stacheln, die aber freilich überaus lang sind, ebenfalls ein großes Geräusch machen kann, und weil er, wie gesagt, am ganzen Leibe, den Kopf, das Anlitz, die flachen Hände und Fussolen, ausgenommen, wie gedachtes Thier, mit Stacheln bewachsen war. Bei den Blattern verlohr er sie zwar, und ward auch durch die Bemühungen der Aerzte etlichemal von ihnen befreiet: aber sie wuchsen dennoch allemal sofort wieder. So fielen sie auch in jedem Winter ab, und wuchsen im Frühlinge aufs neue. Anfänglich sahen sie allemal nur braungelb aus, wurden aber nach einigen Wochen immer wieder ganz dunkelbraun.

kelbraun. Im übrigen war er vollkommen gesund, und von Aeltern entsproßen, die sich von den andern Engländern durch nichts merklich unterscheiden ließen. Gleichwohl haben sich diese Stacheln auch auf seine Kindern, deren er sechs gezeugt hat, fortgepflanzet, indem diese ebenfalls, wie er, damit bewaffnet gewesen, nur aber sehr frühzeitig wieder gestorben sind, bis auf einen Sohn, der sich noch vor fünf und dreyßig Jahren in London für Geld hat sehen lassen.

Diesem stachelichten Menschen kann man auch das Mädchen aus Dachstul, welches die Aeltern desselben vor ohngefähr achtzehen Jahren hier in Leipzig auf der Messe für Geld sehen liessen, seiner besondern Merkwürdigkeit wegen, an die Seite setzen. Denn ob es gleich keine Stacheln hatte: so war es doch an den meisten Stellen des Leibes mit sehr steifen Haaren, wie ein Reh oder Hirsch, ganz dicht bewachsen, und hatte am Rücken eine Menge faustgroßer Fleischgewächse, die ebenfalls mit solchen Haaren bedeckt waren.

Würden nun solche Kinder von ohngefähr in Ländern gebohren, wo Klima und Nahrungsmittel dem Wachsthume und der Fortpflanzung jener Stacheln und Haare beförder-

lich wären: so könnten die Weltumschiffer dereinst gar leicht ganze Familien von Stachelschwein- und Reh-Menschen finden, die schwerlich für Kinder ordinärer Aeltern dürften gehalten werden. Man würde ihnen mit vielen Gründen der Wahrscheinlichkeit einen eigenen Stammvater zueignen, und mithin sehr irren; denn auch die Herigs, oder die Aeltern des gedachten Mägdchens, waren wie andere Menschen des deutschen Vaterlandes gebildet.

An vielen Beispielen von überaus kleinen Menschen, die von Aeltern der gewöhnlichen Größe abstammen, fehlt es ebenfalls nicht. Bebeh, der Zwerg des lothringischen Königs von Pohlen Stanislaus, war nur wenig über drittehalb parisische Fuß hoch, und nicht etwa dabei krumm, sondern ziemlich gerade gewachsen. Von Vernunft hat man fast gar keine Spuhr an ihm wahrgenommen, ohngeachtet er drei und zwanzig Jahr alt geworden ist. Aber ein pohlnischer Edelmann, der in einem Alter von zwanzig Jahren gar nur zwei und zwanzig Zoll hoch, und zugleich ungemein schmächtig dabei war, hatte allerdings einen sehr fähigen Kopf, und konnte verschiedene Sprachen reden. Sein Bruder und seine beiden Schwestern waren

ebenfalls

ebenfalls Zwerge, obgleich die Aeltern die gewöhnliche mittlere Größe hatten. Andere von so kleiner Statur haben in ihren Jünglingsjahren schon graue Haare oder andere Zufälle des hohen Alters bekommen, und sind immer sehr frühzeitig gestorben. Die kleine Stöberin, aus Nürnberg, die sich vor sechzehen Jahren hier auf der Messe betrachten ließ, war beinah drei Fuß hoch, und gehörte daher noch nicht zu den Kleinsten, war aber doch wegen der schönen Verhältniß ihrer Glieder und wohlproportionirten Gestallt, welche man sonst bei dergleichen Menschen selten hübsch findet, vorzüglich merkwürdig.

Völlig bejahrte Menschen, die nicht über sechzehen bis achtzehen Zolle hoch gewesen wären, hat man auf Erden noch nie gesehen. Aber von dieser so geringen Höhe soll es wirklich welche gegeben haben. Diese müssen also außerordentlich merkwürdig gewesen seyn, da selbst neugebohrne Kinder nicht selten von dieser Größe sind. Auch ist zu bemerken, daß dergleichen kleine Menschen selten fähig sind, ihr Geschlecht fortzupflanzen, oder daß wenigstens ihre Kinder, wenn sie welche in die Welt setzen, keine Zeugungskraft mehr haben, und ebenfalls Zwerge bleiben.

Gleich-

Gleichwie nun aber die Kinder mancher ziemlich großen Aeltern überaus klein bleiben: eben so wachsen ferner auch die Kinder mancher Aeltern von mittlerem Wuchse außerordentlich groß. Diese werden dann Riesen genannt, und sind noch weniger, als die Zwerge, fähig, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und riesenmäßige Kinder zu zeugen, wenigstens hat man noch kein Beispiel von solchen Riesenfamilien auf Erden gefunden; denn wenn die Natur auf der einen Seite die Grenzen ihrer Wirkungen überschreitet, so läßt sie es gemeiniglich auf der andern wieder an etwas mangeln, und es ist mithin eben kein Glück, ein Riese zu seyn. Acht und ein halber Fuß ist die größte Höhe, die, nach sichern Nachrichten, jemals von Menschen erreicht worden ist. So hoch war aber nicht nur ein Heiduke des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Hannover, sondern auch ein Schwede unter der Leibgarde des Königs Friedrich Wilhelm I von Preußen, und Gilli aus Trident, welcher sich vor etwa dreißig Jahren hier auf der Messe auch für Geld hat sehen lassen. Doch diese Leibesgröße findet man nur sehr selten unter den Menschen: weniger selten findet man Menschen von sieben Fuß, die uns aber ebenfalls ungemein groß und riesen-

riesenmäßig vorkommen, und von dieser Größe habt Ihr selbst schon welche gesehen.

Höher als neuntehalb Fuß und niedriger als anderthalb Fuß hat man also bisher noch keinen Menschen gefunden. Aber dieser Unterschied ist gleichwohl immer äußerst merkwürdig, zumal da man zugleich den körperlichen Inhalt solcher, in ihrer Höhe so sehr verschiedener, Menschen mit in Betrachtung ziehen muß. Denn da der kleinste Zwerg über fünfmal niedriger ist, als der größte Riese: so würde man, wenn man sie wägen wollte, wohl über hundert von den erstern auf die eine Wageschale stellen müssen, wenn sie mit einem einzigen der leztern das Gleichgewicht halten sollten. Welcher erstaunliche Abfall der körperlichen Masse der Menschen, die doch vielleicht sogar öfters ziemlich nahe mit einander verwandt sind!

Aehnliche Beispiele von besondern Verschiedenheiten naher Anverwandten, findet man auch in Hinsicht auf die Bildung und Anzahl ihrer Gliedmaaßen, wobei vorzüglich noch dieses merkwürdig ist, daß dergleichen fehlerhaft gebildete Menschen gewöhnlich auch solche fehlerhafte Kinder zeugen, wenn sie nämlich ihre Gebrechen schon mit auf die Welt gebracht haben.

So ist mir selbst ein Beispiel von einem Weibe bekannt, welches einen viel zu kurzen Schenkel hatte, und auch einige solche Kinder gebahr. Wäre der Mann dieses Weibes mit eben diesem Gebrechen behaftet gewesen: so würden die Nachkommen dieses Ehepaares wahrscheinlich alle lahm seyn, indem es jezt nur einige davon sind. Eine sechsfingeriche Familie giebt es in der ehemaligen französischen Provinz Bas-Anjou, die jezt zum Departement de la Mayenne et Loire gehört. Die meisten Aeltern lassen hier zwar ihren Kindern den sechsten Finger an jeder Hand bald nach deren Geburt abschneiden: aber diese zeugen demohngeachtet wieder Kinder, die sechs Finger haben.

Wann und wie diese Menschen zu dem kurzen Schenkel und sechsten Finger gekommen sind, weiß man zwar nicht: aber so viel weiß man gewiß, daß dieselben keinen besondern Stammvater gehabt haben.

Von den eigentlichen Mißgeburten will ich gar nichts erwähnen, weil die Natur bei deren Bildung überhaupt ganz besondere Ausnahmen von den Regeln macht, welche sie sonst gewöhnlich befolgt, und weil solche Geschöpfe bloß zu den unvollkommenen oder verstümmel-

riesenmäßig vorkommen, und von dieser Größe habt Ihr selbst schon welche gesehen.

Höher als neuntehalb Fuß und niedriger als anderthalb Fuß hat man also bisher noch keinen Menschen gefunden. Aber dieser Unterschied ist gleichwohl immer äußerst merkwürdig, zumal da man zugleich den körperlichen Inhalt solcher, in ihrer Höhe so sehr verschiedener, Menschen mit in Betrachtung ziehen muß. Denn da der kleinste Zwerg über fünfmal niedriger ist, als der größte Riese: so würde man, wenn man sie wägen wollte, wohl über hundert von den erstern auf die eine Wageschale stellen müssen, wenn sie mit einem einzigen der leztern das Gleichgewicht halten sollten. Welcher erstaunliche Abfall der körperlichen Masse der Menschen, die doch vielleicht sogar öfters ziemlich nahe mit einander verwandt sind!

Aehnliche Beispiele von besondern Verschiedenheiten naher Anverwandten, findet man auch in Hinsicht auf die Bildung und Anzahl ihrer Gliedmaaßen, wobei vorzüglich noch dieses merkwürdig ist, daß dergleichen fehlerhaft gebildete Menschen gewöhnlich auch solche fehlerhafte Kinder zeugen, wenn sie nämlich ihre Gebrechen schon mit auf die Welt gebracht haben.

So ist mir selbst ein Beispiel von einem Weibe bekannt, welches einen viel zu kurzen Schenkel hatte, und auch einige solche Kinder gebahr. Wäre der Mann dieses Weibes mit eben diesem Gebrechen behaftet gewesen: so würden die Nachkommen dieses Ehepaares wahrscheinlich alle lahm seyn, indem es jezt nur einige davon sind. Eine sechsfingeriche Familie giebt es in der ehemaligen französischen Provinz Bas-Anjou, die jezt zum Departement de la Mayenne et Loire gehört. Die meisten Aeltern lassen hier zwar ihren Kindern den sechsten Finger an jeder Hand bald nach deren Geburt abschneiden: aber diese zeugen demohngeachtet wieder Kinder, die sechs Finger haben.

Wann und wie diese Menschen zu dem kurzen Schenkel und sechsten Finger gekommen sind, weiß man zwar nicht: aber so viel weiß man gewiß, daß dieselben keinen besondern Stammvater gehabt haben.

Von den eigentlichen Mißgeburten will ich gar nichts erwähnen, weil die Natur bei deren Bildung überhaupt ganz besondere Ausnahmen von den Regeln macht, welche sie sonst gewöhnlich befolgt, und weil solche Geschöpfe bloß zu den unvollkommenen oder verstümmel-

ten Menschen gehören, mithin hier nicht in Betrachtung kommen können.

Also will ich Euch dafür lieber noch etwas von schwarzen Menschen erzählen, deren Aeltern weiß gewesen sind, und von weißen Kindern, welche schwarze Aeltern haben.

Schwarze oder braune Menschen, die von weißen Aeltern gezeugt werden, findet man zwar selten, indem hiervon bisher nur ein einziges Beyspiel, nämlich der vorhin gedachte Stachelschweinmensch, bekannt geworden ist. Aber desto öfter werden in der heissen Erdzone von schwarzen und braunen Aeltern weiße Kinder gezeugt, welche man Albinos, Dondos, Blafards, ja auch wohl weiße Neger, zu nennen pflegt, und welche hauptsächtlich auf der Landenge von Panama oder Darien in Amerika, ferner in den afrikanischen Reichen, Loango, Kongo und Angola, wie auch auf den ostindischen Inseln Ceylan, Borneo, Sumatra und Java, ja sogar in Südindien, besonders in Neuguinea, ziemlich oft zum Vorschein kommen. Das äußerliche Ansehen dieser Menschen jagt allen denen, die sie zum ersten male sehen, Entsetzen ein. Denn ihre dicken Hängebäuche, die sie auf elenden Schenkeln

fort-

fortschleppen, geben ihnen ein sehr häßliches Ansehen, und sie sind nicht etwa angenehm weiß, wie die Blondins und Blondinen unter den Europäern, bei welchen das Blut in den größern und kleinen Adern durch die Oberfläche der Haut hervor scheint, folglich stets eine angenehme Schattirung von Blau und Purpur unter das europäische Weiß einmischt, sondern sie haben vielmehr einen wassersüchtigen oder kreidefarbigen und öfters mit kleinen eingesprengten grauen Flecken getiegerten Teint, woran gar keine Spuhr von Röthe und Fleischfarbe zu finden ist. Auch ist ihre Haut überaus rauh, und gar nicht so öhlig oder geschmeidig, wie bei andern schwarzen und braunen Menschen, von welchen sie abstammen. Das regenbogenfarbige Häutchen ihrer Augen ist bei einigen ganz außerordentlich blaß, bei andern hingegen hochgelb, wie bei den Katzen, ja auch wohl blutroth wie bei den Kaninchen, mit welchen Thieren sie überdieses noch darin übereinkommen, daß der Stern des gedachten Häutchens am hellen Tageslichte fast gänzlich verschwindet, im Dunkeln hingegen sich erstaunlich erweitert. Sie können daher am hellen Lichte des Tages fast gar nicht sehen, und blinzen mithin beständig wie die Nachteulen,

weil ihnen die Lichtstrahlen so viel Reiz in den Augen verursachen, daß ihnen sogleich die Thränen häufig entquellen, sobald sie etwas helles betrachten wollen, ja sie sind sogar nicht einmal im Stande, die Augen ordentlich zu öffnen, oder die Lieder derselben gehörig zu erheben, sondern müssen, um zum Beispiele einen vor ihnen stehenden Menschen ins Antlitz zu schauen, den Kopf weit zurücke beugen, wie etwa diejenigen, denen der Schlaf wider ihren Willen die Augenlieder gleichsam zuziehet. Aber obgleich ihr Gesicht außerordentlich schwach ist, und ohngeachtet sie wahrscheinlich alles in einem sehr dunkeln undeutlichen Lichte erblicken: so können sie doch bei Mondschein und im Dunkeln noch so ziemlich gut sehen, und gehen mithin des Nachts allerdings aus ihren finstern Aufenthaltsörtern hervor, um Lebensmittel zu suchen, oder andere Bedürfnisse zu befriedigen, so, daß ihnen deshalb auch einige Naturforscher den Namen der Nachtmenschen beigelegt haben. Das Haupthaar solcher Blafards ist zwar dem Wuchse nach eben so beschaffen, wie bei andern Menschen von ihren Rassen, nämlich wollenartig und sehr kurz, wenn sie von wirklichen Negern, weit minder kraußig und sehr lang hingegen, wenn sie von

Ostin-

Ostindiern oder Amerikanern abstammen: aber schwarz ist es nie, sondern allezeit entweder kreideweiß, wie ihr ganzer Teint, oder häßlich roth, daher sie auch aus diesem Grunde einen widerwärtigen Anblick gewähren, zumal da ihre Augenwimpern und Augenbrämen ebenfalls ganz weiß aussehen, oder vielmehr bloß den feinen Federfasern der ganz jungen weißen Vögel ähnlich sind. Auch fehlt allen denjenigen Blafards oder Dondos, welche von afrikanischen und ostindischen Aeltern gezeugt werden, nicht nur das Barthaar gänzlich, sondern sie haben auch an gar keiner Stelle des Leibes einiges Haar, den Kopf allein ausgenommen, und nur die amerikanischen sind am ganzen Leibe zuweilen mit kurzen weißen Haaren ziemlich dicht bewachsen, jedoch so, daß die Todenbläße ihrer Haut immer noch deutlich genug hindurch schimmern kann. Dazu hat sie die Natur fast in allen Stücken äußerst vernachläßiget, und weder mit Leibes- noch mit Seelen-Kräften ausgerüstet. Sie sind nicht nur gewöhnlich taubstumm, und beinahe dümmer, als das Vieh, sondern ihr ganzes Wesen zeigt auch überhaupt nichts, als lauter Schwäche, die mit einer äußerst gebrechlichen Leibesbeschaffenheit verbunden ist. Ihre Hände sind eigentlich nur Pfoten, wo-

mit sie nichts ordentlich angreiffen können, besonders da sie die Finger, wegen der verwachsenen sehr dicken, und gleichsam aus großen Knoten bestehenden Gelenke derselben, beinahe gar nicht zu gebrauchen im Stande sind. Auch fehlt ihnen die Kraft, ihre Kinnlade gehörig zu bewegen, daher sie ihre Speißen fast gar nicht kauen, und auf eine sehr eckelhafte Weise essen. Dazu haben ihre Ohren ebenfalls eine besondre Struktur: denn diese sind nicht so stark und knorpelicht, wie die unsrigen, sondern sehr dünne und häutig, und an denselben hängen nicht nur sehr lange Ohrlappen herab, sondern die Muschel, oder die trichterförmige Vertiefung derselben, ist auch überaus klein, woraus begreiflich wird, warum das Gehör dieser Menschen eben so schlecht, wie ihr Gesicht ist. Sie selbst aber sind überdieses nicht nur viel kleiner, als andere Individuen von ihrer Nation, sondern erreichen auch nur höchstens die Hälfte des gewöhnlichen Alters derselben, indem sie alle noch vor dem dreißigsten Jahre sterben. Wegen dieser körperlichen Schwäche sind sie im übrigen, wie leicht zu erachten, selten fähig, Kinder zu zeugen. Wenn sie aber zuweilen dennoch welche zeugen: so werden diese wieder schwarz oder braun, je nachdem das

Volk,

Volk, zu dem sie gehören, schwarz oder braun ist.

Beinah Alles dieses gilt nun auch von den sogenannten Kakerlaken oder fleckigen Menschen, welche zuweilen ebenfalls von braunen Aeltern, besonders aber von Ostindiern, ja so gar von nördlichen Asiaten der mongolischen Rasse gezeugt werden, und eigentlich zwar einen braunen Teint haben, dabei aber mit häßlichen kreidefahlen und schuppigen Flecken getiegert sind, wie gewisse Schaben, welche Kakerlaken heißen, und welche eben deshalb zu dieser Benennung der nur gedachten schäckigen Leute mögen Anlaß gegeben haben.

Diese Kakerlaken und gedachte Blafards hat man ehemals für die Nachkommen eines besondern ersten Menschenpaares gehalten, das heißt, man hat sie für eine ganz eigene Gattung von Menschen angesehen. Allein jezt ist man von dem Gegentheile dieser Meinung völlig überzeugt, zumal da es welche gegeben hat, die bis in ihr zwanzigstes Jahr vollkommen schwarz gewesen, hernach aber in wenigen Monathen kreidenfarbig geworden sind, und da auch viele von denen, die gleich von Kindheit auf blafardartig sich zeigen, in wenigen Stun-

den nach ihrem Tode sofort völlig schwarz werden.

Ohngeachtet aber diese durch Krankheit bewirkten Abartungen der Menschen eigentlich nur auf der heissen Erdzone zu Hause sind: so fehlt es doch auch sogar in Europa nicht an Beispielen von Menschen, die mit jenen Dondos in vielen Stücken große Aehnlichkeit haben.

Noch jezt ziehet ein Mann auf den Messen durch Deutschland umher, welcher einen jungen Menschen benebst einer Dirne für Geld sehen läßt, und sie für ostindische Blafards ausgiebt. Beide sind zwar allerdings überaus merkwürdig; denn sie haben außerordentlich blasses Haupthaar, welches ihnen in ungeheuerer Menge tief über die Schulter hinabhängt, und das Regenbogenhäutchen, oder die Iris der Augen, ist bei ihnen in der That ganz blutroth, wie bei den weißen Mäusen, daher sie auch eben so blinzen, wie die ostindischen Blafards und am Tageslichte nicht gut sehen können. Aber im übrigen sind sie nicht nur von der gewöhnlichen mittlern Größe, sondern auch überhaupt ganz wohl gebildet, und haben dabei einen angenehmen fleischfarbigen Teint, welcher besonders auf den Wangen so, wie bei recht ge-

sunden jungen Bauersleuten, die sich der Sonnenhitze nicht sehr aussetzen, durch die hervorscheinende Röthe des Blutes ungemein erhöhet wird. Sie scheinen von demjenigen Schlage der Menschen zu seyn, die den Elsaß oder Lothringen bewohnen, und vermuthlich sind sie auch in der einen dieser Provinzen gebohren, wodurch sie jedoch in den Augen der Naturforscher an Merkwürdigkeit gar nichts verliehren, sondern vielmehr gewinnen, welches aber der Fall bei dem großen Haufen freilich nicht ist, daher man es auch dem Manne, der sie mit sich umher führet, gar leicht verzeihen kann, daß er sie für ostindische Wundermenschen ausgiebt.

Ferner kommen die wahren Blafards und Kakerlaken in vielen Stücken auch mit jenen sogenannten Kretins überein, welche man im Walliserlande, und besonders in Sitten, der Hauptstadt dieser kleinen schweizerischen Republik, überaus häufig findet. Diese sind ebenfalls nicht nur taubstumm, und unvernünftig, sondern auch gegen die Schläge fast ganz unempfindlich wie die Esel, und haben dabei abscheulich große Kröpfe, die ihnen bis an den Nabel herabhangen. Bösartig und rasend sind

sie zwar nicht, aber ihre Speißen und andere Leibesbedürfnisse begehren sie doch mit heftigem Toben und großem Ungestüm, und überlassen sich allen sinnlichen Lüsten, die sie zu empfinden fähig sind, ohne auch nur zu vermuthen, daß dieselben eine gewisse Schande oder Strafe nach sich ziehen dürften, daher sie auch stets unter strenger Aufsicht gehalten werden: denn sie selbst sind platterdings nicht im Stande über etwas nachzudenken, oder einige gute Lehren, die man ihnen verständlich zu machen sich bemühet, gehörig zu begreiffen. Im übrigen haben sie einen sehr wassersüchtigen Teint ohne Röthe, und es giebt keine Arzeneimittel, welche die Kraft haben, die Vernunft in ihnen zu erwecken, oder ihre Leibesgebrechen zu heilen, sondern sie werden als Kretins gebohren, und sterben als Kretins, das heißt, sie sind von Natur so stupid und albern, als man sich nur immer vorstellen kann.

Diesen schweizerischen außerordentlichen Menschen sind endlich auch die sogenannten Wechselbälge, welche man selbst in Deutschland, jedoch nur sehr selten findet, fast in allen Stükken vollkommen ähnlich, und unterscheiden sich von ihnen bloß dadurch, daß ihnen gewöhnlich

der

der Kropf noch fehlt. Obigen sonderbaren Namen führen sie aber deswegen, weil die abergläubischen Ältern derselben dafür halten, daß ein gewisses Hirngespinst, genannt Wassernix, ihnen dieselben in die Wiege trage, und ihre eigenen neugebohrnen Kinder dafür mitnehme, folglich sie verwechsele. Doch ist leicht zu erachten, daß dieser Aberglaube nur bei ganz einfältigen Aeltern jezt noch Statt finde, wiewohl er ehemals ziemlich allgemein herrschend gewesen seyn mag.

Sehr merkwürdig ist es im übrigen, daß man gegen diese ausgearteten Menschen bei allen Völkern eine ganz besondere Hochachtung hegt, und sie gewissermaßen für übermenschliche Wesen hält. Bei uns in Deutschland werden die Wechselbälge von ihren abergläubischen Aeltern bloß deshalb weit besser gepflegt und gefüttert, als ihre gesunden Kinder, weil sie dann, der gemeinen Sage nach, in Hinsicht auf zeitliche sowohl als geistliche Güter, überaus viel Segen über die Familien bringen, zu welchen sie gehören. Das nämliche geschiehet auch bei den Wallisern, welche jedoch in ihrem Aberglauben noch weiter gehen; denn diese setzen ihre Kretinen sogar den Heiligen an die Seite und

halten

halten sie für Schutzengel ihrer Familien, daher auch diejenigen, welche keinen Kretin zu ihrer Verwandtschaft zählen können, sich sehr grämen, und einen solchen Mangel als ein großes Unglück, ja sogar als eine besondere Strafe des Himmels betrachten. Was endlich die Verehrung der Blafards und Kakerlaken betrifft: so kaufen die heidnischen Könige und Fürsten dieselben für überaus hohe Preiße an sich, und lassen sie stets an ihrer Seite sitzen, um sie mit eigenen Händen recht sorgfältig füttern zu können; denn ihrer Meinung nach bezeigen sich die Götter gegen diejenigen Könige ganz besonders gnädig, welche diesen elenden Menschen große Wohlthaten zuflieſsen lassen. Manche pflegen sie jedoch auch nur zum Staate zu halten, und lassen sie, wenn sie nicht gänzlich taubstumm sind, kleine Gebete herstammeln, oder andere leichte Dienste verrichten.

Die große Achtung, die diesen Menschen widerfähret, mag sich wohl vorzüglich auf das Mitleiden gründen, welches die Natur dem Herzen der Starken gegen die Schwachen allenthalben sehr tief eingeprägt zu haben scheint, wiewohl auch ihre eigene Unschuld vieles dazu beitragen kann. Denn den Kretinen und Wechsel-

bälgen

bälgen darf man keine ihrer Handlungen zurechnen, weil sie gar keinen Unterschied zwischen Tugend und Laster zu machen wissen, und sehr schädlich können sie der menschlichen Gesellschaft auch nicht werden, weil ihnen dazu nicht nur die körperlichen Kräfte, sondern auch die Leidenschaften fehlen. Aber die sonderbare Gewohnheit jener heidnischen Fürsten, welche ihre halbstummen Blafards zum Herstammeln der Gebete anhalten, scheint ihren Grund in der vermeinten Heiligkeit derselben zu haben, und man würde zweifelsohne die Kretinen ebenfalls dazu gebrauchen, wenn diese nicht alle gänzlich stumm wären. Auch sind solche Vorurtheile gar nicht neu, sondern man findet sie vielmehr schon im höchsten Alterthume, wo man glaubte, daß die Götter die Gebete der Verrükten weit lieber, als der Verständigen ihre, erhöreten, und ihnen weit lieber, als diesen, den prophetischen Geist ertheileten. Pythia, die Priesterin des Apollo zu Delphos, zeigte sich daher in ihren Geberden allemal als eine Wahnsinnige, so oft sie ein Orakel ertheilen sollte, und ihre Orakelsprüche fanden fast nie mehr Glauben, als wenn sie allen gesunden Menschenverstand in denselben verlohren zu haben schien.

Da nun, wie diese ganze Betrachtung der gedachten außerordentlichen Menschen zur Genüge lehret, nicht geläugnet werden kann, daß öfters der Sohn dem Vater, die Tochter ihrer Mutter, weit weniger ähnlich ist, als die häßlichste Feuerländerin dem schönsten deutschen Mägdchen: so ist auch klar, daß man aus den verschiedenen Rassen der Menschen gar nicht zuverläßig auf eben so verschiedene erste Stammältern schließen darf.

Nun so ersuchen wir Sie, versezte Karl, uns doch zu sagen, aus welchen Ursachen die Menschen in ihrer Bildung so sehr große und nationale Abänderung erlitten haben?

Mit völliger Gewißheit kann ich diese Ursachen zwar nicht erörtern, weil viele von ihnen gar zu sehr verstekt liegen, erwiderte Philathes: aber einige wahrscheinliche Meinungen, welche die Naturforscher hierüber bereits geäußert haben, will ich Euch nächstens mit Vergnügen eröffnen, sezte er hinzu, indem er seine Lieben für dieses mal entließ.

Eilfte

Eilfte Unterhaltung.

Wahrscheinliche Ursachen der verschiedenen Nationalbildung des Menschen.

Aus bloßen Vernunftgründen kann ich zwar keinesweges behaupten, begann Philalethes nach einigen Tagen aufs neue, daß Gott nur ein einziges erstes Menschenpaar geschaffen habe, weil ich dazu nicht genug Naturkenntniß besitze, und weil nach der Analogie zu urtheilen sogar das Gegentheil einigermaßen wahrscheinlich ist. Der gütige Schöpfer hat nämlich, wie ich sonst schon bemerkt habe, allen organischen Wesen überhaupt eine erstaunliche Menge von Saamen ertheilt, und zwar darum, weil ein solcher Ueberfluß an Saamen zur Erhaltung und nöthigen Vermehrung derselben nöthig ist, das heißt, weil immer nur ein geringer Theil davon, wegen gar zu vieler zufälligen Hindernisse, zu der erforderlichen Entwickelung und Vollkommenheit gelangen kann. Mithin kann man freilich leicht auf den Gedanken gerathen, daß auch dann viele Gattungen der belebten Geschöpfe gar bald ausgestorben seyn würden, wenn Gott von jeder Gattung mehr

nicht, als ein einziges erstes Paar geschaffen hätte, wie auch, daß dieses den Menschen selbst gar leicht hätte widerfahren können: und so wäre es allerdings auch nicht schwer zu begreifen, wie die Menschen auf Erden gleichsam in verschiedene Rassen zerfallen sind, wenn man diesen Gedanken von mehrern ersten Stammältern nach Willkühr verfolgen dürfte. Allein wir haben Worte der Schrift, welche ganz bestimmt lehren, daß der Schöpfer am Anfange der Dinge nur ein einziges erstes Menschenpaar unmittelbar geschaffen habe, und ihnen geradehin zu widersprechen, ist in dem Lande, in welchem wir leben, keinesweges erlaubt. Also können wohl andere Ursachen in der Welt zu finden seyn, welche machen, daß die Menschen in Hinsicht auf die Bildung ihrer Körper und Seelen in vielen Stücken beträchtlich von einander abweichen, ohngeachtet sie von gemeinschaftlichen Vorältern abstammen. Diese wollen wir daher nun aufsuchen und wir werden sehen, daß dergleichen Abweichungen auch bei den Nachkommen eines einzigen Menschenpaares, dem ordentlichen Laufe der Natur nach, haben erfolgen können.

Riesen, Zwerge, Albinos, Kakerlaken, Kretinen, Wechselbälge und Mißgeburten sind

bloße sogenannte Spiele der Natur, wiewohl man im eigentlichen Verstande nie sagen kann, daß diese spiele. Sie wirkt vielmehr beständig nach bestimmten Regeln, die ihr der Schöpfer von Anbeginn vorgezeichnet hat, und weicht nur dann von ihrem gewöhnlichen Laufe ab, wenn sie mit Gewalt in ihren Wirkungen entweder aufgehalten, oder gar zu stark angestrengt, oder auf andere Weise unterbrochen wird. Solche außerordentliche Menschen werden daher auch nur selten gezeugt, und man kann sagen, daß in den Aeltern derselben allemal eine gewisse Krankheit verborgen liege, wodurch das Zeugungsvermögen zerrüttet werde; denn dieses gehet wenigstens bei der zweiten Generation solcher Menschen gänzlich verlohren, da man weiß, daß, wenn auch dieselbe selbst zuweilen noch fähig war, Kinder zu zeugen, solches doch bei deren Kindern keinesweges mehr geschah.

Hieraus ist aber leicht abzunehmen, daß wir die Ergründung der Ursachen, welche dergleichen außerordentliche Abweichungen in der Bildung des Menschen hervorbringen, und welche zu tief im Dunkeln liegen, als daß wir sie deutlich wahrnehmen können, bloß den Aerzten und

Naturforschern überlassen müssen. Etwas minder verborgen sind jedoch diejenigen, welche die Verschiedenheiten ganzer Nationen bewirken, und eben darum will ich Euch nur diese kürzlich zu erörtern mich bemühen.

Sie bestehen aber: erstlich in dem verschiedenen Klima der bewohnbaren Erdfläche selbst; zweitens in der verschiedenen Güte des Bodens, oder in den verschiednen Lebensbedürnissen, die dieser seinen Bewohnern darbietet; drittens in der bald mehr bald minder weitläuftigen Bekanntschaft und Verbindung, zu welcher die eine oder die andere Nation mit andern Völkern gelangen kann; und endlich viertens in dem verschiedenen Alter der Welt, in welchem jede bewohnte Gegend auf Erden zuerst bevölkert worden ist.

Was hat man denn, fragte Karl, unter dem Klima zu verstehen?

Man unterscheidet, versezte Philaletes, zwei Arten von Klima: das geographische und physische.

Das geographische Klima ist nichts weiter, als jeder Gürtel der Erde, der dem Aequator parallel, und nur so breit ist, daß an der nördlichen

lichen Grenze desselben der längste Tag im Jahre bloß eine halbe Stunde länger, als an der südlichen dauert. Nämlich am Aequator dauert jeder Tag, von Aufgange bis zum Niedergange der Sonne, zwölf Stunden, und wird nie länger oder kürzer. Kömmt man aber um 8 Grad und 25 Minuten vom Aequator weiter gegen Süden oder Norden: so findet man, daß der längste Tag daselbst 12 Stunden 30 Minuten dauert. In einem Abstande von 15 Graden und 25 Minuten dauert er 13 Stunden. In unserer Breite ist seine Dauer bekanntlich 16 und eine halbe Stunde, und an den Polarkreisen beträgt selbige gar 24 Stunden, indem am längsten Tage die Sonne dort gar nicht untergehet. Leget man daher in den Gedanken allenthalben, wo der längste Tag um eine halbe Stunde zugenommen hat, eine, dem Aequator parallele, Kreislinie um die Erde: so entstehen zwischen diesen Kreislinien, auf der südlichen Halbkugel sowohl, als auf der nördlichen, vom Aequator bis an den Pol vier und zwanzig schmale Gürtel von ungleicher Größe, und eben diese Gürtel oder Streifen sind es, welche den Namen der geographischen Klimaten führen.

Unter dem physischen Klima hingegen verstehet man eigentlich die herrschende Temperatur und Witterung, welche nicht nur in verschiedenen Gegenden der Erde, oft ungemein verschieden ist, sondern auch in einem und ebendemselben Lande nach und nach zuweilen große Veränderung leidet. Hier ist aber, wie leicht zu erachten, die Rede nicht etwa von der bald milden, bald strengen Witterung, die aus dem Wechsel der Jahreszeiten nothwendig erfolgt, sondern von der verschiedenen Milde derselben, die in dem einen oder dem andern Lande herrscht, überhaupt genommen; denn außerdem würde folgen, daß wir im Sommer ein anderes Klima hätten, als im Winter, welches absurd wäre, weil sich dasselbe auf einer und eben derselben Stelle der Erde zwar in mehrern Jahrhunderten, aber nicht alle Vierteljahre merklich verändern kann. Doch ich darf nur die Ursachen seiner Verschiedenheit anführen: und Euch wird sogleich das wahre Wesen desselben deutlich genug einleuchten.

Die vornehmste derselben ist bloß in dem verschiedenen Abstande der Länder vom Aequator zu suchen. Denn diejenigen Länder, welche unter ihm selbst, oder doch nahe dabei liegen,

gen, haben im Allgemeinen genommen ein viel wärmeres Klima, als diejenigen, welche sich näher gegen die Pole hin ausbreiten, und zwar darum, weil die Sonnenstralen auf die erstern allezeit mehr senkrecht oder steil fallen, als auf die leztern, wie Euch aus den Betrachtungen, die wir ehemals über die Himmelskörper angestellt haben, zweifelnsohne noch bekannt seyn wird. Wir irren also zwar nicht, wenn wir behaupten, daß in den Ländern der kalten Erdzonen ein kaltes, in den Ländern der temperirten Erdgürtel hingegen, ein mäßigwarmes und endlich zwischen den Wendekreißen selbst ein heisses Klima herrsche. Aber wenn wir hieraus folgern wollten, daß auch alle kleinere Gegenden einzeln genommen immer ein desto strengeres Klima haben müßten, je weiter sie von dem Aequator ablägen: so würden wir uns allerdings gar sehr hintergehen. Quito, eine überaus anmuthige Provinz von Peru, liegt weit näher am Aequator, als die Gegenden am Senegal, oder Niederäthiopien, und Guinea: gleichwohl herrscht in Quito ein viel kühleres Klima, als in gedachten afrikanischen Ländern, und auf den Inseln des ostindischen Aechipelags, durch welche doch der Aequator selbst gehet, ist es ebenfalls bei weitem

nicht so trocken und heiß, als an andern Stellen der Erdfläche, die der Mittellinie eben so nahe liegen. Das nämliche gilt auch fast von allen Ländern der südlichen Halbkugel; denn hier findet man gleichfalls das Klima ganz anders, als in den Ländern der nördlichen, wenn man es nämlich in einerlei Breite, oder welches eben dasselbe ist, in gleichen Abständen von der Mittellinie, untersucht. So ist, zum Beispiele, das Feuerland nicht weiter von dieser Linie gegen Süden hin entfernt, als Dännemark und Schottland gegen Norden: aber in diesen nördlichen Ländern ist gleichwohl das Klima im Sommer viel wärmer, und im Winter weniger kälter, als auf jener südlichen Ecke der neuen Welt, wo öfters der Schnee sogar im December und Januar nicht zerfließt, obgleich dort in diese beiden Monathe die größte Sommerwärme fällt.

Aus dergleichen scheinbaren Regellosigkeiten erhellet aber zur Genüge, daß die verschiedenen Entfernungen der Länder von dem Aequator keinesweges die einzigen Ursachen der verschiedenen Temperatur und Witterung seyn können, sondern daß es deren mehrere geben muß.

Diese sind nun vorzüglich in der bald größern bald geringern Entfernung des Meeres, dann in der innerlichen Beschaffenheit und Größe der Länder, in sofern sie nämlich bloß von dem Meere begrenzt sind, und endlich in hohen Gebirgen, oder vielmehr in der verschiedenen Lage ihrer Abhänge gegen den scheinbaren täglichen Sonnenweg, zu suchen.

Wo nämlich kleine Länder, oder Inseln, die mit großem Gewässer umgeben sind, im heissen Erdgürtel, oder nahe dabei liegen, da ist auch die Ausdünstung sehr groß. Ehemals haben wir aber gesehen, daß die häufigen Dünste des Wassers die Hitze der Luft allezeit abkühlen, folglich das heisse Klima solcher Länder frisch und milde machen. Hierauf gründet sich also das angenehme und gar nicht sehr heisse Klima der Inseln im stillen Meere, der kleinern Inseln des ostindischen Archipelags, der Landenge von Panama, und so weiter; denn in allen diesen Gegenden würde die Hitze noch weit größer seyn, als man sie daselbst wirklich findet, wenn die häufigen Ausdünstungen des nahen Meeres die Luft nicht beständig abkühleten.

Wo hingegen dergleichen keine Länder und Inseln, die mit sehr großem Gewässer von

mehrern Seiten begrenzt sind, weit von dem heissen Erdstriche nach Norden oder Süden hinliegen, da ist zwar im Sommer die Ausdünstung auch sehr groß, folglich die Temperatur der Luft sehr kühl, oder wohl gar ziemlich kalt: aber dafür kann da auch die Winterkälte nicht nach der nämlichen Verhältniß wachsen; denn das Meer gefriert nie, und wird mithin im Winter nie so kalt, im Sommer aber auch nie so warm, als vestes Land, sondern es behält immer eine gewisse gelinde Temperatur, die es daher nicht nur der darüber liegenden Luft, sondern auch mit Hilfe derselben den kleinen Inseln, die es umgiebt, nothwendig mittheilen muß.

Auf diesen Grund gründet sich das minder beträchtliche Steigen und Fallen der Temperatur aller nicht gar zu großen Inseln, die auf der südlichen Halbkugel der Erde außerhalb der heissen Zone liegen, weil man dort allerdings fast lauter Meer findet, indem im Gegentheile auf der nördlichen Hemisphäre beinahe mehr Land, als Wasser, den Erdball bedeckt. Neuseeland, zum Beispiele, hat eben ein solches geographisches Klima, wie Spanien und Frankreich: aber der Sommer ist gleichwohl

dort

dort bei weitem nicht so heiß, der Winter hingegen nicht so kalt, wie hier. Das nämliche gilt auch von dem Feuerlande; denn dieses ist eben so weit von dem Südpole als Liefland vom Nordpole entfernt, und gleichwohl ist hier der Winter strenger, der Sommer hingegen weit wärmer als dort, und so ferner. Doch ist, im Ganzen genommen, das Klima in solchen mit großem Gewässer umgebenen südlichen Gegenden allezeit viel rauher, als in den nördlichen Ländern, die mit jenen eine gleich große geographische Breite haben.

Desto größer findet man unter sonst gleichen Umständen im Sommer die Hitze, und im Winter die Kälte in denjenigen Gegenden, die so tief im vesten Lande liegen, daß das Meer im Winter sie nicht mehr erwärmen, und im Sommer nicht mehr erfrischen kann. Also muß an den Meeresufern aus diesem Grunde auch ein ganz anderes Klima, als tief im vesten Lande, unter eben der Breite herrschen.

Ferner zeigt sich das Klima in einem Lande unter sonst gleichen Umständen ebenfalls desto rauher und unfruchtbarer, je mehr es mit ungeheuern Wäldern, oder Sandschollen, kahlen

Felsen,

Felsen, Sümpfen und Morästen angefüllt, und je weniger es von arbeitsamen Menschen bevölkert ist. Wenn also diese dergleichen überflüßige Waldungen gehörig lichten, die Moräste und Sümpfe austrocknen, die öden felsigen Stellen mit Schlamme bedecken, die durch Dünger oder auf andere Weise bevestigten Sandschollen bepflanzen, und überhaupt solche öde Gegenden in Aecker, Wiesen, Dörfer und Städte gleichsam umschaffen: so finden die Materien, welche Wärme machen, im Sommer Gelegenheit genug, sich aus allen Körpern häufig zu entwickeln und empfindbar zu werden, weil dann der Erdboden öfters umgerührt wird, so, daß die Sonnenstrahlen desto besser auf ihn wirken, folglich die Wärme häufig in die Luft erheben können, wodurch diese dann milde, und mithin das Klima allmählig angenehm wird. Ja man kann behaupten, daß auch der Winter in einem wohl kultivirten Lande nicht mehr so strenge sey, als vorher, da es noch nicht kultivirt gewesen ist, und zwar darum, weil da im Winter allenthalben viel Feuer brennt, wodurch die Luft wenigstens in der Nähe der Dörfer und Städte nicht wenig erwärmt wird, wie schon diejenigen Vögel uns lehren, welche bei sehr strenger Kälte haufenweise in die Dör-

fer

fer und Städte ziehen. Vor zwei Jahrtausenden war auch wirklich das Klima in Deutschland und Britannien noch überaus rauh und strenge; denn damals waren diese Länder nicht sehr bevölkert, sondern mit ungeheuern Wäldern und öden Wüsteneien bedeckt, weil man sich bloß mit Jagen der Bären und Rennthiere beschäftigte, den Erdboden hingegen fast nirgends gehörig bearbeitete. Da aber die alten Deutschen und Britten zufälligerweise von ihren mehr kultivirten Ueberwindern eine bessere politische Verfassung erhalten, und sich sodann sehr vermehrt, folglich auch ihre Ländereien besser kultivirt haben: so ist ihr Klima nach und nach allerdings ziemlich mild und fruchtbar geworden, so, wie es dagegen in einigen andern Ländern, wo man die ehemals freien Menschen zu Sklaven gemacht hat, welche nun die Bearbeitung des vaterländischen Bodens deswegen vernachläßigen, weil sie keinen Genuß mehr davon haben, allmählich wieder streng und unfruchtbar geworden ist. So können also auch Menschen das Klima großer Länder verändern, und so hängt seine größere oder geringere Milde zum Theil sogar mit von der Zeit und politischen Verfassung der Völker ab. Aber auf ganz kleinen Inseln dürfte freilich

wohl

wohl eine solche Veränderung nie Statt finden. Denn diese sind viel zu klein, als daß die Wirkungen ihrer Bewohner von den unendlich größern Wirkungen des nahen Ozeans, der sie umgiebt, nicht so zu sagen allemal augenbliklich in der Geburt erstikt werden sollten.

Daß endlich auch die Gebirge großen Einfluß auf das Klima eines Landes haben, das nehmen wir schon am Aerzgebirge wahr, wo bekanntlich der Schnee öfters noch ellenhoch liegt, wenn hier bei Leipzig auf den Feldern und in den Gärten schon alles grünet und blühet, so, daß man an diesem Gebirge, gedachter Strenge wegen, die auch im Herbste wieder sehr zeitig eintritt, fast gar kein Getreide erzielen kann. Gleichwohl sollte das Klima dort, nach der bloßen geographischen Lage desselben zu urtheilen, sogar noch etwas milder seyn, als hier, und zwar deswegen, weil es dem Aequator beinah um einen ganzen Grad näher, als die hiesige Gegend liegt. Quito hat sein gemäßigtes Klima nicht nur der Nähe des Weltmeeres womit es an den westlichen Grenzen benezt wird, sondern auch seiner eigenen hohen Lage zu verdanken. Diese schöne Provinz ist nämlich wohl eine halbe Meile senkrechter

über die Meeresfläche erhoben, und bildet oben eine große weitläufige Ebene, die das Vieh mit fetter Weide, und alle ihre Bewohner mit vielerlei Lebensbedürfnissen reichlich versorgt. Hätte aber dieses Land eine niedrige Lage, und weder hohe Berge, noch große Gewässer in der Nähe, die es abkühlen: so würde das Klima dort eben so heiß wie in Guinea seyn; denn es ist schon einige mal gezeigt worden, daß auf hohen Gegenden allemal eine weit geringere Wärme, als in den daneben befindlichen Thälern herrschen muß.

Hiebei kömmt aber auch zugleich sehr vieles mit auf die verschiedene Richtung der Gebirgsreihen an. Sogar ein einzelner etwas hoher Berg von beträglichem Umfange, liefert an seiner Südseite schon dem Viehe gute Weide, wenn der nördliche Abhang desselben fast allerwärts noch mit Schnee bedekt ist. Aber weit größer noch zeigt sich, wie leicht zu erachten, eine solche Verschiedenheit an ganz großen Bergreihen oder sogenannten Gebirgsketten, die sich von Osten gegen Westen öfters viele hundert Meilen weit erstrecken, und zum Theil eine überaus große Höhe haben. Hier ist nämlich das Klima der Südseite von dem Klima der

Nord-

Nordseite oft fast eben so sehr, als Winter und Sommer, verschieden, so, daß man öfters in wenigen Stunden aus einem Eisfelde in einen warmen Pomeranzenwald gelangen kann, wie solches nicht selten denen wiederfährt, welche über den Gotthard nach Meiland reisen. Denn an die Nordseite solcher Gebirge, treffen die Sonnenstralen entweder gar nicht, oder fallen doch ganz flach an derselben herab, und können sie mithin unmittelbar gar nicht erwärmen: auf die Südseite hingegen fallen sie in unsern sehr nördlichen Gegenden fast immer ziemlich senkrecht, und so erwärmen sie dieselbe allerdings mehr noch, als die Horizontalebenen, indem diese bloß zwischen den Wendekreißen die Sonnenstralen am hohen Mittage senkrecht aufnehmen.

Also kann auch aus diesem Grunde manche Gegend ein ganz anderes Klima haben, als ihr bloß der geographischen Lage nach gebühret. Und eben daher kömmt es, daß Wien in der That ein minder mildes Klima hat, als viele andere deutsche Städte, die weit nördlicher liegen; denn es hat gegen Süden ein Gebirge vor sich, welches ihm seine kalte Nordseite zukehrt, und warme Südwinde nicht leicht herüber läßt.

Hoffent-

Hoffentlich werdet Ihr nun hinlänglich begreiffen, welchen Begriff man sich von dem Klima machen muß. Daher will ich nun wieder zur Hauptsache zurückkehren, das ist, ich will Euch nun kürzlich noch zeigen, wie aus den angeführten Ursachen, nämlich aus dem verschiedenen Klima der Länder, und aus der verschiedenen innerlichen Güte derselben, verbunden mit ihrer frühern oder spätern Bevölkerung und mit ihrer besondern Lage gegen einander, in so fern dieselbe deren Bewohnern mehr oder minder leicht Bekanntschaften zu stiften gestattet, jene großen Verschiedenheiten ganzer Nationen in Hinsicht auf ihre Statur, Farbe, Gestallt und Sitten entstanden seyn können.

Wenn in einem an sich schon unfruchtbaren Lande überdieses noch ein strenges Klima herrscht, und wenn ein solches Land oben drein von dem Ozeane in enge Grenzen eingeschlossen ist, welche ihm die Gemeinschaft mit andern Ländern abschneiden: so können die Menschen daselbst bloß von der Wasserjagd, oder vom Fischfange leben, folglich keine wohlgeordneten Speißen genießen, keinen Wein trinken, keine zierlichen Kleider tragen, keine bequemen Wohnungen bauen, mithin auch ihren Körpern kei-

nen schönen Wuchs und keine reizende Gestalt ertheilen, indem die minder schöne Bildung und geringere Stärke des Leibes gar sehr von der schlechtern Kultur desselben abhängt, besonders aber bei ganzen Völkern, wo die Wirkung dieser Ursachen an einzelnen Individuen gewiß nach einigen Generationen schon merklich wird. Auch können die Völker solcher Gegenden weder ihren Verstand noch ihre Herzen gehörig bilden, folglich nie groß und berühmt werden, wenn sie auch schon seit mehrern Jahrtausenden daselbst existiren, und bis zum spätesten Alter der Welt sich erhalten. Denn sie haben keine Schriftzeichen, kein Papier, keine Bücher, keine Metalle, und auch sonst nichts, wofür sie sich von andern Völkern wissenschaftliche Kenntnisse, oder einen geringen Anfang von guten Künsten eintauschen könnten, auch wenn sie dereinst etwa genauer mit ihnen bekannt werden sollten. Sie bleiben daher nicht nur in Ansehung ihrer Geisteskräfte, sondern auch in Hinsicht auf ihre körperliche Bildung überaus häßlich klein und schwach, so, wie die Bäume, die sich zuweilen in ihren Ländern zwar hin und wieder noch finden, aber nie die ordentliche Höhe oder ihren gewöhnlichen vollen Wuchs erreichen, wie in mildern Ge-

genden, sondern bloß als niedrige Sträucher auf dem beeiseten Erdboden fortkriechen; denn in der Kälte ziehen sich alle Körper in einen engern Raum zusammen, so, wie sie sich dagegen in der Wärme wieder ausdehnen. Dieß ist also das Loos der meisten Polarmenschen, besonders der kleinen häßlichen Pescherås, welche sich in dem rauhesten und unwirthbaresten Winkel der bewohnten Erdfläche aufhalten, und gar keine Gemeinschaft mit glücklichern Völkern haben, die zu ihrem bessern Fortkommen etwas beitragen könnten.

Wo ferner die Völker zwar von einem sehr milden Klima beherrscht werden, und nicht nur ein großes fruchtbares Land bewohnen, sondern auch schon ziemlich weitläuftige Bekanntschaften unter einander gestiftet, aber dabei noch kein sehr hohes Alter erreicht, vielmehr erst spät sich daselbst niedergelassen haben: da können sie nur in den nützlichen Künsten und in der Kultur des geraden Menschensinnes einige große Fortschritte zeigen, aber in Hinsicht auf höhere wissenschaftliche Kenntnisse und angenehme Sitten müssen sie doch noch weit zurucke stehen, weil allenthalben viel Zeit erfordert wird, um die Hilfsmittel zu erfinden, die zu einer etwas hohen

Kultur der Wissenschaften und wahrer Weisheit nöthig sind, und weil sich solche jüngere Nationen anderer mehr kultivirter Völker wichtige Erfindungen nicht zu Nutze machen können, indem wir eben annehmen, daß ihr großes Land isolirt sey, oder daß ihnen wenigstens bisher andere Länder gänzlich unbekannt haben bleiben müssen. Dieß ist also wohl das Loos der Amerikaner gewesen. Die meisten hieher gehörigen Völker haben seit ihrer Existenz, die sich wahrscheinlich lange nicht so weit in das höchste Alterthum verlieret, als die Existenz der Völker der alten Welt, ein erstaunlich weitläuftiges Land, wo fast allenthalben ein mildes Klima nebst großer Fruchtbarkeit herrscht, zu ihrer Disposition gehabt, und großentheils untereinander in Bekanntschaft gestanden, überdieses auch an schiklichen Speißen und an andern Dingen, die zur Leibesnahrung und Nothdurft gehören, nicht nur keinen Mangel gespürt, sondern sogar Ueberfluß gehabt. Folglich ist es kein Wunder, daß es dort schon schöne Städte, blühende Staaten, große Reichthümer und mächtige Völker von wohlproportionirter Leibesgestallt gab, die bereits eine beträchtliche Masse von brauchbaren Kenntnissen und nützlichen Künsten gesammlet, folglich in der Kultur allerdings ziemlich

lich gute Fortschritte gemacht hatten, als die Europäer dahin kamen. Sie würden sich höchst wahrscheinlich auch in ihrer Kultur nach und nach zu einer nicht geringen Höhe empor geschwungen haben, wenn sie auf dem Wege, den die Natur sie gehen hieß, hätten fortschreiten dürfen, und nicht von weit mächtigern Völkern in ihren Einrichtungen gestört worden wären, indem sie schon anfiengen, die Menschenopfer zu verabscheuen. So aber hat jezt freilich dort alles eine ganz audere Gestallt erhalten; denn mit jenen blühenden Staaten sind zugleich auch die Völker selbst vernichtet worden, und zweifelsohne werden auch die noch übrigen Reste derselben von europäischem Blute dereinst noch völlig verdrängt.

Sind aber fruchtbare Länder, wo das Klima jahr aus jahr ein äußerst milde ist, sehr isolirt und so klein, daß deren Bewohner nicht zu zahlreichen Völkerschaften anwachsen, und mit andern fremden Menschenkindern nicht in Bekanntschaft gerathen können: so mag die Bevölkerung solcher Länder so weit in das Alterthum zurücke fallen, als man sich nur immer vorstellen kann, diese isolirten Familien können dennoch nie zu wissenschaftlichen Kennt-

nissen gelangen, sondern müssen in ihrer Art zu denken und zu urtheilen immerdar Kinder bleiben, weil sie auf dergleichen kleinen isolirten Stellen weder Mittel noch Gelegenheit finden, ihren Verstand zu kultiviren, und mit einer hinlänglichen Menge von verschiedenen Vorstellungen oder Begriffen zu bereichern. Aber nahrhafte Speißen und andere nöthige Lebensbedürnisse werden ihnen ihre fruchtbaren Wohnplätze freilich allenthalben im Ueberflusse liefern, ohne erst eine mühsame Bearbeitung des Bodens zu verlangen. Folglich können solche Menschen die Früchte des Landes allerdings mit sorglosem Kindersinne genießen, und brauchen sich gar nicht erst um die Erzielung derselben zu bekümmern, sondern nur Sorge zu tragen, wie sie jeden Tag recht frölich und vergnügt hinbringen wollen. So wachsen sie ungehindert groß, wie die Bäume, welche das erforderliche warme Klima, einen guten Boden und Nahrung die Fülle haben; denn mäßige Wärme und hinlänglicher Saft giebt allen organischen Geschöpfen die gehörige Ausdehnung, und läßt also auch die Körper der Menschen nicht zusammenschwinden, oder in Mißwachs gerathen, wenn sonst keine gewaltsamen Ursachen mit hinzu kommen. Mithin

haben

haben dergleichen kleine Völker nur Güter, die dem Leibe schönen Wuchs und gefällige Bildung ertheilen, aber keine, die dem Geiste hohen Schwung und große Wirksamkeit gewähren, so, daß man in diesem Bilde die Rasse der Südindier, wie ich glaube, deutlich genug erkennen kann. Alle hieher gehörige kleine Völker stehen weder mit einander selbst, noch mit andern größern Nationen in Verbindung, und müssen demnach die allermeisten Güter der Erde, die als Hilfsmittel zur Geisteskultur erforderlich sind, gänzlich entbehren. Sie kennen bloß das, was die Natur auf ihren eigenen kleinen Inseln hervorbringt, und wissen nichts von dem Guten und Schönen, das in andern Gegenden der Erde zu finden ist. Also kann die ganze Masse der wissenschaftlichen Kenntnisse solcher Völker bloß in ihrer sinnlichen Vorstellung von dem Laufe der Himmelskörper und von der Größe oder Beschaffenheit ihrer eigenen kleinen Inseln bestehen, die ihnen weiter nichts, als Kleider und Speiße liefern, daher sie auch nur von Kokusnüssen, Brodfrüchten, eßbaren Wurzeln, Vögeln, Fischen, Schweinen, Hunden, oder andern Sachen, welche sinnliches Vergnügen gewähren, zu reden wissen, den Sorgen für den folgenden Tag hingegen

sich nie, vielweniger erbaulichen Betrachtungen überlassen. Aber da ihr Klima allenthalben milde und ihr Boden fruchtbar genug ist, um ihnen die nöthigen Leibesbedürfnisse in hinlänglicher Menge zu liefern, und ihnen einen schönen Wuchs zu gewähren: so erblikt man in ihren Angesichtern weder Elend, noch Kummer, noch gefährliche Leidenschaften, sondern vielmehr nur Herzensgüte und Frohsinn, welchen leztern sie täglich durch Tänze und Gesänge, wobei sie auf ihren Flöten durch die Nase blasen, zu erkennen geben. Breitgequetschte Stumpfnasen, die ihren Angesichtern von der sonst ziemlich regelmäßigen Bildung vieles entziehen, haben sie freilich: aber dieser Uebelstand mag wohl seinen Ursprung nur aus der dort üblichen Mode, sich einander zu begrüssen, genommen haben, indem sie dabei, wie schon gesagt, ihre Nasen zusammen stoßen.

Alles dieses kann jedoch auf die Neuholländer, auf die Papous und auf die Bewohner von Neuguinea, die wir auch zu den Südindiern gezählt haben, keinesweges vollkommen passen. Denn die Länder dieser Völker haben nicht nur ganz andere Klimate, als die übrigen südindischen Inseln, sondern sie sind auch

viel größer, als diese, und wahrscheinlich noch nicht lange von Menschen bewohnt. Wären aber dieselben eben so lange bevölkert, als etwa Mexiko vor den dortigen Niederlassungen der Europäer bevölkert war: so würden die Weltumschiffer wenigstens auf Neuholland höchstwahrscheinlich in unsern Tagen ebenfalls zahlreiche Nationen und einige Kultur gefunden haben. Daß im übrigen dieses große Land in einigen Jahrhunderten schon vielleicht eben so zahlreiche Völkerschaften, als andere kultivirte Länder aufzuweisen haben dürfte, das darf ich Euch nicht erst sagen, da die öffentlichen Blätter schon selbst oft genug Nachricht von der dortigen englischen Kolonie geben, die sie an der Botanybay angelegt haben.

Hat ferner ein sehr großes Land an sich keinen guten Boden, und ist in demselben das Klima überdieses rauh und strenge: so werden die Bewohner desselben, sich selbst überlassen, ebenfalls rauh, ungesittet, hart, und sowohl am Leibe, als am Geiste, gar nicht schön seyn können, zumal wenn sie wegen der großen Weitläuftigkeit ihrer Wohnsitze die Grenzen derselben nie überschreiten, und mithin von andern mehr gesitteten Völkern nichts lernen. Dieß ist also

 wohl

wohl der Fall bei den Mongolen, oder überhaupt bei allen den Völkern, die wir zu der Hauptrasse dieses Namens gezählt haben. Sie bewohnen bekanntlich die große Tatarei bis an den Polarkreiß, und haben gegen Suden eine große Sandwüste vor sich. An dieser Sandwüste liegt ihr Land ungemein hoch, und bildet gleichsam einen großen Erdbuckel, oder ein großes Gebirge, welches nach Norden hin immer niedriger wird, so, daß die Sonnenstralen nur flach darauf hinabgleiten, folglich den Boden, der wegen seines beträchtlichen Abhanges gegen das Eismeer allenthalben ohnehin bloß den scharfen Nordwinden ausgesezt ist, in den meisten Gegenden nie recht erwärmen können. Warmfeuchte Südwinde wehen dort auch nicht, weil die in Süden vorliegende große Sandwüste die Feuchtigkeit verschlingt, und weil sie wegen ihrer hohen Lage diese Winde gewissermaßen zurücke hält. Mithin mag die große Tatarei wohl das gute Fortkommen vieler wilden und zahmen Thiere, besonders der Pferde, Rinder und Schaafe begünstigen: aber die schönere Form und Geisteskultur der Menschen, die daselbst wohnen, begünstigt sie nicht, sondern macht vielmehr, daß diese selbst in hohem Grade die Gemüthsarten der niedrigern

Thiere

Thiere annehmen, und mithin eben keine gefallige Bildung des Antlitzes erhalten, indem sich die sanften und reizenden Gesichtszüge gewöhnlich nach den feinern Empfindungen des Herzens, die ausdruckvollen Traits hingegen nach der verschiedenen Seelengröße richten.

Wo aber ein gemäßigtes Klima über einen, im Ganzen genommen, an sich dankbaren Boden herrscht, und wo der weite Ozean große Reiche, die zum Theil schon in dem fruhesten Alter der Welt bevölkert worden sind, nicht unterbricht, folglich die gegenseitige Bekanntschaft und mannichfaltige Verbindung ihrer Bewohner nicht hemmt, sondern sie sogar noch dazu antreibt: da können diese allerdings gar leicht zahlreich, schön von körperlicher Bildung, wohlhabend, reich, gesittet und mächtig werden, weil sie da, im Allgemeinen betrachtet, keinen Mangel haben an irgend einem Gute, das dem Geiste sowohl, als dem Körper die nöthige Nahrung und erforderliche Schönheit gewähren kann. Güter, die der einen Gegend fehlen, sind hier in einer andern überflüßig zu finden. Diesen Ueberfluß kann man daher vertauschen: und so können alle Nationen, die auf solche Weise miteinander in Verbindung

stehen,

stehen, zu überaus vielen, schönen, guten, nüzlichen und angenehmen Sachen gelangen, die zu ihrer Bildung dienen. Dieß ist also das Glück der Europäer, oder überhaupt aller Völker, die wir unter diesem gemeinschaftlichen Namen zusammenfassen. Viele von ihnen haben ihre Länder schon in dem frühesten Alter der Welt in Besitz genommen, weil ihnen das Klima behagt hat, und weil sie da an keinen Bedürfnissen des Leibes einigen Mangel daselbst haben leiden dürfen. Daher vermehrten sich die Menschen, und kultivirten sodann den dankbaren Boden, der sofort weit mehr Früchte trug, als ihre Erzieler verzehren oder sonst verbrauchen konnten. Die eine Gegend zog nun zum Beispiele weit mehr Vieh, Getraide, Wein, Obst, oder dergleichen, als man daselbst bedurfte; die andern hingegen war an Edelsteinen, Gold und anderen Metallen reich; in der dritten hatte man Ueberfluß an Lein, Baumwolle und Seide; in der vierten legte man sich vorzüglich auf die weitere Bearbeitung solcher Naturprodukte, um Kleider und Schmuck daraus zu verfertigen; in der fünften philosophirten einige fähige Köpfe über den Urheber und rechten Gebrauch aller der unermeßlichen Güter der Erde, wodurch der Grund zu den bessern Religionen,

ligionen, höhern Künsten und nützlichen Wissenschaften gelegt ward. Wer also zu viel Naturprodukte hatte, der vertauschte sie gegen schöne Steine, Gold, Silber, Kleider, Werke der Kunst, oder andere solche Sachen, so, wie die Priester und Philosophen die Früchte ihrer gelehrten Spekulationen für Vieh, Getraide, Wein, Kleider, Gold oder dergleichen verkauften, und so ferner. Freilich geschah es zuweilen auch, daß einige europäische Völker durch gewaltsame Eroberungen und zu sehr ins Große getriebene Handlungsgeschäfte mit gar zu vielen glänzenden Gütern überhäuft wurden, und in denjenigen Mißbrauch derselben, den man Luxus nennt, verfielen, mithin weichlich wurden, und also auch gar bald wieder von der Höhe herabstürzten, zu welcher sie sich vorher durch Fleiß und Mäßigkeit empor geschwungen hatten. Aber durch die beschriebenen, bald mehr bald minder weislich gewählten Mittel gelangten die Europäer dennoch nach und nach fast allenthalben zu der Kenntniß und zu dem Gebrauch aller Natur- und Kunst-Produkte der ganzen Welt, in so weit sie vormals bekannt war, weil man sie allenthalben haben konnte, und weil man sich nur einige Mühe geben durfte, um sie kennen zu lernen. Solchergestallt

gestallt wurden sie durch ihre weitläuftigen Handlungsgeschäfte und andere Verbindungen nach und nach immer klüger, und machten sich dann durch Beförderung und Aufnahme aller guten Künste und Wissenschaften immer mehr und mehr gesittet, weise, schön, reich, glüklich und zahlreich; denn wahre wissenschaftliche Kenntnisse und gute Künste erleuchten nicht nur den menschlichen Verstand wirklich, sondern befördern auch das wahre Glück der Völker und Staaten ungemein. Durch die bessere Aufnahme der Wissenschaften ward in der Folge die richtige Form der Erde, der Gebrauch der Magnetnadel, die Kunst jede Schrift auf eine erstaunliche Weise zu vervielfältigen, die Kunst, sehr große Schiffe zu bauen und zu regieren, und endlich sogar gleichsam eine neue Welt erfunden. So sind wir nach und nach platterdings mit allen Völkern der ganzen Oberfläche der Erde bekannt geworden, und holen nun aus dem Orient und Occident, aus Norden und Süden, tausenderlei Güter und Sachen, die die Masse unserer wissenschaftlichen Kenntnisse noch mehr vergrößern, unsern Verstand noch besser aufhellen, unsere Vorzüge vor andern Menschenrassen noch stärker bevestigen, unsere geistigen Vergnügungen noch höher erheben,

heben, unsere Kleider noch bequemer einrichten, und unsere körperliche Bildung noch mehr verschönern; denn die Gesichtszüge richten sich, wie gesagt, sehr oft nach der Güte des Herzens und nach den Fähigkeiten der Seele, so, wie sich die Glieder des Leibes gewöhnlich nach den Kleidern, in welche man sie zwängt und nach den Arbeiten, welchen man obliegt, entweder schlank oder unförmlich bilden.

Wären aber alle um unser Vaterland herumliegende Länder von jeher von dem Ozeane bedekt geblieben: so würden wir vielleicht noch gar nicht existiren, oder doch wenigstens eben so ungesittet, unwissend, roh, und fürchterlich gebildet seyn, wie etwa die Patagonen oder Neuseeländer, weil die Bildung unsers Geistes und Körpers auch von der Bildung und von den Vorzügen anderer Völker, mit welchen wir in Verbindung stehen, beträchtlich abhängt, woraus zugleich erhellen mag, daß es allerdings überaus gut für jeden Menschen sey, wenn sehr viele glückliche Brüder und Schwestern weit und breit um ihn her wohnen, oder daß derjenige sich selbst unwissenderweise nichts gutes gönne, welcher sich wünschen kann, über alle Güter der Erde gleichsam ganz allein disponiren

poniren zu dürfen, und sie allein in seiner Gewalt zu haben.

Mit uns Europäern würden die Ostindier, Thibetaner, Sinesen und Japaner, wegen des Zusammenhanges ihrer milden, fruchtbaren und reichen Länder, und wegen der wahrscheinlich sehr weit in das höchste Alterthum zurückefallenden Bevölkerung derselben, fast in allen Stücken ihrer geistigen und körperlichen Bildung übereinkommen, wenn ihre Lebensgeister und Sinnesorgane nicht schon zu viel von der Sonnenhitze gelitten hätten. Da sich nämlich die Aeußerungen der Seelenkräfte bloß nach der mehr oder minder guten Beschaffenheit jener körperlichen Werkzeuge richten, wodurch sie sich den Sinnesorganen anderer Menschen zu erkennen geben, große Hitze und feuchte Luft hingegen die Nerven erschlafft, oder stumpf macht, folglich die Wirkungen der sonst gesunden Verstandeskräfte gewissermaßen hemmt: so darf man sich allerdings eben nicht wundern, daß die Menschen, die von einem solchen Klima beherrscht werden, thörigt genug sind, ihre Ohren durch ungeheuere Ohrgehenke bis auf die Schultern herabzuzerren, das Wachsthum ihrer Füße durch ganz kleine eiserne

Schuhe

Schuhe zu verhindern, den Köpfen der Kinder durch Drücken und Quetschen gleich nach ihrer Geburt eine spitzige Gestallt zu geben, oder dergleichen, und folglich darf man sich auch nicht wundern, wenn sie nicht nur in Hinsicht auf gefällige Sitten und wissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch in Ansehung der körperlichen Schönheit immerdar weit hinter den Europäern znrücke bleiben.

Freilich findet man ähnliche Thorheiten auch bei vielen andern Völkern, die nichts weniger, als große Hitze auszustehen haben. Allein diese verderben die Bildung ihrer Nasen und Angesichter durch dergleichen alberne Künsteleien bloß deswegen, weil sie noch keine bessere Methode sich zu schmücken, ausfindig gemacht haben. Auch können sie durch erweiterte Bekanntschaften mit andern civilisirten Völkern einst zu bessern Einsichten gelangen, und jene Thorheiten ablegen, welches aber der Fall bei den Ostindiern und Sinesen wohl nie seyn wird.

Wo sich endlich die Menschen in einem sehr großen Lande, welches von einem sehr heißen Klima beherrscht wird, schon durch überaus viele Generationen fortgepflanzt haben:

da sind sie gleichfalls übelgesittet, kleinmüthig, dumm, schwächlich, schwarz und minder schön gebildet, sie mögen nun von den Bewohnern anderer Länder durch große Gewässer abgesondert seyn, oder mit ihnen in Bekanntschaft stehen. Denn die Sonnenstralen erhitzen da nicht nur die Säfte der Menschen so sehr, daß die feinsten Theilchen derselben, oder die sogenannten Lebensgeister, davon fortfliegen und gleichsam nur ein grobes Blut in den Adern zurücke lassen, sondern sie brennen auch den menschlichen Körper, fast wie einen Braten am Bratspieße, schwarz oder braun. Mithin kann bei solchen Menschen die Seele freilich nie recht frei wirken, nie leicht und scharf denken, nie viel Erhabenheit zeigen, nie etwas Großes erfinden, und nie gehörig erleuchtet werden, so lange sie und ihre Nachkommen ein solches Land bewohnen; denn dazu sind ihre Organe des innern Sinnes viel zu stumpf, und ihre Nervengeister viel zu träge. Die völlige Statur der Menschen mittlerer Größe kann daselbst ebenfalls nicht oft Statt finden, weil die gar zu große Hitze die Säfte, die dem Körper das gehörige Wachsthum gewähren sollen, zu sehr auflöset und austrocknet. Ihr sehet also wohl, daß dieses das Loos der Neger ist, welche be-

kannt.

kanntlich, im Allgemeinen betrachtet, an Seele und Leib kohlschwarz und sehr häßlich sind, weil sie sonst unmöglich ihre eigenen Kinder oder Geschwister für ein wenig Brandtewein an die Europäer verkaufen, und sich selbst für gebohrne Sklaven derselben halten könnten. Aber andere Afrikaner, die ein minder heißes Klima haben, sind freilich nicht so schwarz und so viehisch, wie die meisten Neger; denn dort existiren die angeführten Ursachen einer so großen Verderbniß der feinern Gefühle des Herzens nicht in einem so hohen Grade beisammen, wie hier, und was den minder schwarzen Teint betrift, so richtet sich derselbe bei sonst gleichen Umständen immer nach der Hitze und Schärfe der Luft, worin die Menschen leben.

Wer sich also oft im Freien aufhalten muß, und seinen Leib nicht hinlänglich mit bequemen Kleidern umhüllen kann, der hat allezeit einen dunkelern Teint, als andere Menschen, die selten oder nie ohne Sonnenschirm und Kleider lange unter dem freien Himmel verweilen. Aus diesem Grunde sind aber die Vornehmen unter den Negern nicht so kohlschwarz, wie die Geringen, und unsere zärtlichen Stadtbewohner nicht so bräunlich, wie das Landvolk um uns

herum. So haben ferner die Amerikaner und Südindier eine mehr braunröthliche Farbe, als die Sinesen und Japaner; denn diese hüllen sich meistentheils ganz in Kleider ein, indem jene wenigstens zur Hälfte nackend gehen. Aber die mongolischen Völker sind wieder deswegen dunkeler, als die Europäer, weil jene beständig, diese hingegen nur zuweilen in der freien Luft, welche dort überdieses noch viel schärfer und beizender als hier ist, sich aufhalten. Polarvölker werden zwar von einem kalten Klima beherrscht, und sollten folglich einen weißen Teint haben: aber dafür leben sie den ganzen Sommer über in der freien Luft, und heizen im Winter ihre Hölen unter dem Schnee mit Fischthran, dessen Rauch ihnen die Haut braun beizet, so, daß diese freilich ein schmuziges Ansehen erhalten muß, zumal, da sie sich nie waschen.

Daß die Sonne und Witterung die weißen Angesichter und Hände der Menschen dunkel mache, sagte Amalie, das habe ich allerdings oft selbst wahrgenommen: aber ich wundre mich nur, sezte sie hinzu, daß die nämlichen Ursachen bei unserer Wäsche gerade die entgegengesezte Wirkung hervorbringen, indem diese bekanntlich davon weiß wird.

Baum-

Baumwollene und leinene Gewebe sind, versezte Pilalethes, von Natur schon weiß, und müssen nur von den darinne befindlichen farbigen oder schmutzigen Theilchen befreiet werden. Dieß geschiehet also gewöhnlich durch die Bleiche, oder dadurch, daß man sie in die Sonnenstralen legt, und oft mit reinem Wasser benezt, weil dieses die darin hangenden farbigen Materien auflöset, und mit sich in die Luft nimmt, sobald es von der Sonnenwärme in Dünste verwandelt wird. Mit belebten organischen Körpern hingegen hat es eine ganz andere Bewandniß; denn diese sind gleichsam lauter überaus künstliche chemische Laboratorien, worinne die Natur beständig neue Säfte, folglich auch stets neue Mischungen von dunkelfarbigen Stoffen bereitet, welche vorzüglich von sehr feiner Beschaffenheit, und mithin zur Erhaltung des Lebens besonders nöthig sind. Luft und Lichtstralen lösen daher zwar auch beständig einen Theil dieser feinern farbigen Stoffe des Lebens in den belebten organischen Körpern auf, oder locken ihn wenigstens aus dem Innern an die Oberfläche derselben hervor, wie man schon an den Aepfeln und andern Obstarten, die die Sonne gefärbt hat, wahrnehmen kann: aber dafür helfen die luftigen Ma-

terien und Sonnenstralen auch wieder desto mehr solcher farbiger Stoffe bereiten, indem sie das Blut nicht nur in Bewegung setzen und von den gröbern Säften die feinern absondern, sondern sich auch selbst zum Theil mit ihnen vermischen. Wenn daher irgendwo die täglich bereitete Menge dieser feinen dunkelfarbigen Stoffe des menschlichen Körpers der Menge derer, die täglich zerstreuet werden, das Gleichgewicht hält, oder sie auch wohl beträchtlich übertrifft, wie solches unter einem nicht zu heißen, aber dabei sehr fruchtbaren Klima, und bei Menschen, die daselbst in der freien Luft leben, fast immer der Fall ist: so können diese höchstens nur einen braunen Teint haben, und müssen unter übrigens gleichen Umständen vor allen andern Erdbewohnern die größte thierische Lebenskraft besitzen, weil da gedachter dunkele Stoff in großer Menge bereitet, und nur in geringer Menge an die Oberfläche der Haut hervorgelokt, oder zerstreuet wird. Wo hingegen die Menschen unter einem gar zu heißen Klima leben: da gehen von dem gedachten dunkeln Stoffe wenigstens die flüchtigsten und geistigen Theilchen, welche die Lebenskraft eben hauptsächlich enthalten, großentheils in die Luft über, und lassen bloß,

um gleichnißweise zu reden, den gröbern Bodensatz von schwarzer Farbe zurück, so, daß freilich nicht nur die Oberfläche ihrer Körper kohlschwarz erscheinen, sondern auch ihr Blut und ihr Gehirn viel dunkeler, ihre ganze Lebenskraft aber viel träger, als bei andern Menschen, ausfallen muß. Wo endlich die Menschen, die von einem kalten oder gemäßigten Klima beherrscht werden, sich beständig in Kleider hüllen und nie unter dem freien Himmel wohnen: da kann die Luft, verbunden mit Sonnenstrahlen, nicht nur nicht viele solche dunkelfarbige Säfte in ihren Körpern bereiten, sondern sie kann auch keine davon an die Haut heraus locken. Denn auch sogar die Gewächse, welchen freie Luft und Sonnenschein fehlt, sehen nie roth oder grün, sondern allezeit blaß und leichenhaft aus, weil da die farbigen Säfte gleichfalls nicht erzeugt werden können. Kartoffeln und andere Knollengewächse schlagen zwar im Frühlinge in den Kellern aus, und wachsen: aber sie treiben bloß lange dünne Ranken, welche weiß und wässerig sind, und nur ganz kleine blasse Blätter haben, die man kaum für Blätter erkennen kann, da sie doch im Gegentheile auf dem Felde sehr starke rothe oder bräunliche Ranken und große dunkelgrüne Blät-

ter treiben. Ganze zahlreiche Völker von solcher Leichenblässe findet man zwar nicht, weil sich alle Menschen, wenigstens im Sommer von der Sonne bescheinen lassen, und auch im Winter öfters frische Luft schöpfen: aber Gefangene, welche zuweilen viele Jahre lang das Tagelicht nicht erblicken, verbleichen allerdings in ihren Kerkern gänzlich.

Aus dergleichen Ursachen pflegen jedoch nicht nur die Menschen, sondern auch verschiedene andere Animalien ihre Farbe zu verändern. So sind zum Beyspiele die Bären eigentlich schwarz, oder doch dunkelbraun: aber hoch im Norden, wo sie den Winter über lange in ihren Hölen liegen, folglich nicht genug dunkelfarbigen Stoff ihres thierischen Lebens bereiten können, da sehen sie weiß aus, und eben so findet man daselbst auch verschiedene Arten weißer Vögel, die bei uns entweder farbige, oder schwarze Federn haben.

Sehr merkwürdig ist aber gleichwohl dieses, daß die verschiedenen Farben der Animalien, und besonders der Menschen, sich sogar durch mehrere Generationen auf die Nachkommen fortpflanzen, wenn sie sich auch gleich in ein anderes Klima begeben, welches ihrem ursprüng-

sprünglichen Teint gar nicht günstig ist. Braune Aeltern zeugen allenthalben braune Kinder, so, wie Neger mit Negerinnen auch in temperirten und kalten Ländern allemal schwarze, und Europäer mit Europäerinnen in heißen Gegenden weiße oder brünete Nachkommen zur Welt bringen. Man kann sich aber auch leicht vorstellen, daß dieses dem Laufe der Natur allerdings gemäß ist, und aus den beschriebenen Ursachen des verschiedenen Teints der Haut nothwendig so erfolgen muß. Denn da diese Ursachen in dem feinen Stoffe des thierischen Lebens liegen: so müssen sie sich freilich eben so gut, wie die übrigen thierischen und geistigen Eigenschaften, wenigstens durch etliche Generationen hindurch von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzen. Aber dann würden die Nachkommen der Neger nach und nach dennoch brünet oder weiß, die Kinder der Europäer hingegen dennoch schwarz werden, wenn sich ganze Kolonien von jenen im nördlichen Europa, und ganze Kolonien von diesen am Senegal niederließen, ohne jedoch mit andern Menschen, die nicht von ihren Kolonien wären, in Hinsicht auf ihre Vermehrung oder Fortpflanzung, jemals Gemeinschaft zu machen; denn das Klima würde nach mehrern Generationen jenen feinen Stoff

des Lebens, der sich auch bei der Fortpflanzung wirksam zeigt, gewiß gänzlich verändern, und bei dem ursprünglichen Neger die Schwärze, bei dem ursprünglichen Europäer hingegen den fleischfarbigen Teint bis auf die lezte Spur vertilgen. Geschwinder gehen dergleichen Veränderungen von Statten, wenn Menschen von verschiedenen Farbennüancen einander freien und Kinder zeugen; denn da halten schon die ersten Generationen das Mittel zwischen dem dunkelern und hellerem Teint von Vater und Mutter, und heißen Mulatten, wenn sie von braunen und schwarzen, Mestizen hingegen, wenn sie von weißen und schwarzen, und Kreolen, wenn sie von weißen und braunen Aeltern gezeugt werden. Jünglinge oder Jungfrauen dieser beiden leztren Arten, dürfen nur ächte Europäerinnen oder Europäer freien, wenn ihre Nachkommenschaft uns dem Teint nach vollkommen ähnlich werden soll: freien sie aber Neger oder braune Indianer, so werden ihre Nachkommen wieder schwarz oder braun; doch wird hiebei zugleich angenommen, daß im erstern Falle sie auch ein kühles, im leztern hingegen ein heißes Klima bewohnen, weil dieses außerdem die Europäer selbst nach und nach schwarz oder braun, jenes

hinge-

hingegen die Neger weiß machen würde, ohne erst solche verschiedene Aeltern dabei nöthig zu haben.

Hiebei muß ich noch bemerken, daß der menschliche Körper zwei Decken hat, eine äußere, die man das Oberhäutchen, und eine darunterliegende innere, die man die Haut nennet. Leztere ist überall sehr dicht und blutreich, indem im Gegentheile die erstere, oder das Oberhäutchen, welches gar kein Blut enthält, ungemein dünne und ziemlich durchsichtig ist, wie diejenigen wohl wissen, die sich etwa mit heißen Siegellak einmal die Finger verbrannt haben; denn da sammlet sich wäßerige Feuchtigkeit an den verlezten Stellen unter dem Oberhäutchen, welches davon in Form durchsichtiger Blaßen in die Höhe gehoben wird. Aber zwischen diesen beiden Decken liegt noch ein überaus zartes Gewebe, welches, wie ein dünner Flor, über den ganzen Leib verbreitet ist, und sich wie Schleim anfühlen läßt, weswegen es auch den Namen des Schleimnetzes führet. Dieser Schleim ist nun eigentlich dasjenige, worinne die verschiedenen Farben des menschlichen Leibes ihren Sitz haben, indem er bei den Negern schwarz, bei den Weißen weiß,

und

und bei den Braunen braun ist, folglich durch das durchsichtige Oberhäutchen auch allemal eben so hervor schimmert. In dem Antlitze ist jedoch gedachtes Oberhäutchen vorzüglich fein, und bei den Europäern ist unter demselben die Haut mit sehr vielen feinen Aederchen verwebt, folglich an dieser Stelle besonders blutreich. Daher schimmert hier das Blut weit besser hervor, als an andern Stellen, und verursacht jene angenehme Röthe, welche sich auf einem weißen europäischen Grunde bekanntlich allemal sehr schön, auf einem braunen oder schwarzen Negergrunde hingegen desto weniger ausnimmt, je dunkeler dieser Grund selbst, und je weniger hochroth das unter ihm hinfließende Blut ist. Bei den Negern ist aber nicht nur das Blut, sondern auch sogar das Gehirn und überhaupt alles Innere dunkeler gefärbt, als bei uns, ja ihre neugebohrnen Kinder bringen schon einige Schwärze an den Fingernägeln und Geschlechtstheilen mit auf die Welt, und werden in wenigen Tagen sofort völlig schwarz, welches aber doch der Fall bei den braunen Menschen nicht ist, indem diese fast eben so weiß, wie wir, zur Welt kommen, und sich nur nach und nach dunkeler färben.

Die-

Dieses leztere Phänomen, welches nur bei den Negern sich zeigt, läßt sich freilich nicht ohne große Schwierigkeit erklären, wenn wir dabei annehmen, daß alle Menschen von einem einzigen ersten Paare abstammen. Allein unübersteiglich ist gleichwohl diese Schwierigkeit nicht. Vielmehr erhellet schon aus dem, was ich bisher davon gesagt habe, zur Genüge, daß die Verschiedenheiten der Völker allerdings gar wohl aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur haben erfolgen können, ohne daß jede Rasse derselben von besondern Stammältern hat entspringen müssen. Die verschiedenen Klimate und innerliche Eigenschaften der Länder sind nebst dem verschiedenen Alter und bald mehr bald minder leicht zu stiftenden gegenseitigen Verkehr der Völker die ersten Mittel, deren sich die Vorsehung bedient, verschiedene Nüancen in der Farbe und Bildung der Körper und Seelen zu bewirken, folglich einem jeden Volke seinen eigenen Charakter zu geben, der sich aber freilich auch bei manchem verändern und allmählich verbessern muß, weil diese Mittel wie Räder und Getriebe ineinander greifen, und immer neue Wirkung hervorbringen.

Völker der gewöhnlichen mittlern Statur gelangen im übrigen bloß alsdann zu dem Wuchse der ersten Größe, wenn sie in fruchtreichen Ländern unter einem gemäßigten Klima ein nomadisches Hirtenleben führen, oder auch als Jäger stets von einem Orte zum andern umherziehen, und allenthalben Leibesnahrung die Fülle finden. Die menschlichen Körper sind nämlich hierinne den Gewächsen ähnlich, welche gleichfalls überaus gut gedeihen, und zu einem hohen Wuchse gelangen, wenn man sie von Zeit zu Zeit aus einem guten Boden in den andern verpflanzt. Aus diesem Grunde haben also alle kriegerische Nationen viel größere und stärkere Körper, als diejenigen, welche seit mehrern Jahrhunderten beständig in Ruhe leben; denn der Wechsel der Nahrungsmittel und anderer Bedürfnisse behagt allen organischen Geschöpfen auf Erden, besonders aber den Menschen, indem im Gegentheile das beständige Einerlei nichts als Trägheit und Schwäche hervorbringt. Als unsere alten deutschen Vorfahren noch ein nomadisches und kriegerisches Leben führten, da waren sie den Riesen ähnlich. Aber die längere Dauer unserer Nation und ihre nähere Bekanntschaft mit andern Völkern, hat sie nach und nach zu einem ruhigen und stillen Leben

einge-

eingeführt, und uns zu der gewöhnlichen mittlern Statur herabgebracht. Die Patagonen und manche nomadische Horden der Tataren hingegen werden jenes riesenmäßige Ansehen noch lange behalten, weil sie mit ihren Nachbarn wahrscheinlich nicht leicht in solche Verbindungen gerathen dürften, die sie zur vestesitzenden Lebensart bringen könnten. Von den großen Bewohnern einiger südindischen Gegengenden weiß man zwar nicht, ob sie wirklich umher wandern: aber dieses ist wenigstens wahrscheinlich, weil man ein sehr unruhiges Betragen an ihnen wahrnimmt, und weil ihre Inseln immer grupenweise nahe beisammen liegen, so, daß man mit solchen kleinen Fahrzeugen, wie sie haben, gar wohl von der einen zur andern gelangen kann.

Hier fragte nun Karl, wie denn jene ältern Adamskinder, die auch noch keine großen Schiffe hatten, auf diese von dem vesten Lande der alten Welt so erstaunlich weit entfernten Inseln gelangt wären, worauf aber Philalethes erwiderte, daß er hiervon nächstens nähere Auskunft geben wollte, und für heute diese Vorlesung schloß.

Zwölfte

Zwölfte Unterhaltung.

Verbreitung der Menschen über den Erdboden.

Auf den kleinen und schlechten Fahrzeugen, deren sich die Bewohner der Inseln im Südmere bedienen, ist es freilich, begann Philalethes am folgenden Tage aufs neue, unmöglich gewesen, sehr weite Seereisen zu unternehmen, weil die hohen Wellen des Ozeans dieselben gewiß umgeworfen und verschlungen hätten. Große und bequeme Schiffe haben ihnen aber auch nie zu Diensten gestanden. Denn, um solche Schiffe zu bauen, hätten sie nothwendig Metalle, besonders Eisen, Taue, Anker, und eine Menge anderer Sachen haben müssen, von welchen allen sie sich gleichwohl nicht einmal etwas träumen lassen. Hätten sie aber auch gleich keinen Mangel an dergleichen Dingen gehabt: so besaßen sie doch noch nie wissenschaftliche Kenntnisse genug, sie gehörig anzuwenden und weite Seereisen zu unternehmen, indem nur die Europäer allein mit Hilfe der erhabenen Meßkunst und Sternkunde sich dem Weltmeere viele Monate lang anver-

anvertrauen, und von jeder Stelle desselben den Weg nach allen andern Gegenden und Ländern ohne große Schwierigkeit finden können. Mithin sind wenigstens die Bewohner der kleinern tropischen Inselgrupen nicht über das Meer zu ihren gegenwärtigen Wohnplätzen gelangt; und eben so wenig sind sie auf europäischen Schiffen dahin gebracht worden, weil sie schon lange vorher dort gewohnt hatten, ehe die ersten europäischen Seefahrer ihre Inseln und sie selbst entdekten.

Man muß also freilich bekennen, daß man mit bloßen Vernunftgründen diejenigen Gelehrten schwerlich vollkommen wird widerlegen können, welche den Südindiern und Amerikanern sowohl, als andern Hauptrassen der Menschen, ihre besondern Stammältern zueignen. Gleichwohl muß man auch in dem Lande, wo wir wohnen, den Worten der Schrift, welche das Gegentheil uns lehret, unbedingten Glauben beimessen, ohngeachtet sie nicht zugleich sagt, wie Adams und Noahs zerstreuete Nachkommen nach Otaheite oder Tongatabu gekommen sind, sondern die Untersuchung der Art und Weise, wie solches geschehen, ihren Lesern überläßt.

Wollen wir daher uns in eine solche Untersuchung wirklich einlassen: so können wir dabei weiter nichts thun, als daß wir uns gleichsam eine Brücke von Ländern vorstellen, auf welcher die Völker sich aus Asien, wo die Wohnsitze der ersten Menschen gewesen seyn sollen, über die ganze Oberfläche der Erde haben verbreiten können. Auch wird es uns eben nicht schwer fallen, die Stellen, wo diese Brücke gestanden haben mag, aufzufinden. Denn am Ende unserer im verwichenen Jahre geendigten Betrachtungen über die Erde und über die auf ihr vorgefallenen Naturbegebenheiten, ist gezeigt worden, daß die Oberfläche dieses Weltkörpers ehemals ganz anders ausgesehen habe, als jezt. Wir haben nämlich dort nicht nur gefunden, daß viele Länder, die im hohen Alterthume vielleicht sehr bevölkert und kultivirt gewesen seyn mögen, durch gewaltige Erdbeben einst zerrüttet, und von dem Ozeane verschlungen worden sind, indem dafür an andern Stellen viele aufs neue zum Vorscheine kamen, sondern ich glaube auch, dort aus ziemlich sichern Vordersätzen dargethan zu haben, daß die Lage der gedachten zerrütteten und jezt überschwämmten Länder hauptsächlich in dem heißen Erdgürtel und nahe dabei gesucht werden

den müsse, so, wie diejenigen, die das Meer verlassen hat, mehr in den gemäßigten und kalten Erdstrichen, besonders aber auf der nördlichen Habkugel zu finden seyn dürften.

Vor jener gewaltigen Länderzerrüttung und großen Ueberschwämung, die wir unter dem Namen der Sündfluth kennen, und von welcher fast zu allen Völkern wenigstens durch die mündliche Tradizion einige Nachrichten gelanget sind, hat es also wahrscheinlich noch kein ostindisches, kein atlantisches Meer, und weder einen persischen noch arabischen Meerbusen, oder dergleichen gegeben, sondern Afrika wird vielmehr mit Asien und Amerika vermittelst eines langen Landstriches zusammen gehangen haben, der sich um die ganze Erdkugel herum gekrümmt, und sich wahrscheinlich an vielen Stellen weit über den südlichen Wendekreiß hinausgestrekt, folglich nicht nur den ostindischen Archipelagus und Neuholland, sondern auch Neuseeland, und überhaupt alle afrikanische, sowohl alle südindische Inseln, ja sogar die Antillen enthalten hat, wobei man sich aber leicht vorstellen kann, daß alle diese großen und kleinen Inseln damals bloß große Gebirge und hohe Plänen des jezt überschwämmten und

zerrütteten Landes haben vorstellen können, wie- wohl auch manche von ihnen lange nach jener Ueberschwämmung erst von Vulkanen, die nicht gar zu tief unter der Meeresfläche lagen, em- por gestiegen seyn mögen.

Doch um Euch die Sache klärer vor Au- gen zu legen, will ich Landcharten dabei zu Rathe ziehen.

Philalethes hatte nämlich ein kleines Uni- versalchärtchen entworfen, und nicht nur die in den vorigen Unterhaltungen angeführten Gren- zen der freilich sehr nach Willkühr angenommenen sieben verschiedenen Menschenrassen, sondern auch die alten, seiner Meinung nach, jezt über- schwämmten oder zerrütteten Länder, über wel- che sich die Adamskinder nach Südindien und Amerika verbreitet haben sollen, mit verschie- denen Farben darauf bemerkt, wie der geehrte Leser Tab. XIV selbst sehen kann. Dieses, nebst jener bekannten Homannischen neuen Welt- charte, von welcher es mit einigen Verände- rungen, so gut, als hiezu nöthig zu seyn schien, kopiret war, holte er also nun herbei, und fuhr dann in seinem Vortrage folgendergestallt wieder fort.

Gegenwärtig ist bekanntlich, die Oberfläche des Planeten, den wir bewohnen, ohngefähr so beschaffen, wie Ihr sie auf dieser großen Charte abgebildet sehet. Amerika hängt hier weder mit Afrika, noch mit Asien, vielweniger mit Europa zusammen, und Asiens vestes Land reicht jezt mit seinen südlichen Spitzen noch nicht völlig bis an den Aequator hin. Auch ist nicht nur Afrika jezt fast ringsherum mit großen Meeren umgeben, sondern die Inseln des ostindischen Archipelags und Südmeeres liegen ebenfalls ziemlich auseinander, und sind zum Theil durch den Ozean weit von einander getrennt. Aber so sah die Erdfläche vor jenen großen Meer- und Land-Revolutionen gewiß nicht aus. Vielmehr können wir uns dieselbe so, wie ich sie hier auf diesem kleinen Chärtchen entworfen habe, vorstellen.

Das alte überschwämmte Land mag also etwa die Gestallt und Lage derjenigen Gegenden des Ozeans gehabt haben, welche hier braun begrenzt, und worinne die daselbst zurücke gebliebenen Inseln und Länder mit andern Farben angezeigt sind. Amerika ist nämlich da mit saftgrünen, Südindien mit pomeranzengelben, Ostindien mit veilchenblauen, Afrika

mit meergrünen, Europa mit karminrothen, die große Tatarei mit hellgelben, das Polarland mit hochrothen, und endlich das Land unserer gemeinschaftlichen Stammväter mit schwarzen Säumen umgeben.

Aber damals, als das Meer von dem erwähnten großen, hier braun begrenzten Landstriche aus den Gegenden, die es jezt vorzüglich zwischen den Wendekreißen einnimmt, noch zurücke gehalten, oder gleichsam verdrängt wurde: da bedekte es wahrscheinlich in andern Gegenden der Erdfläche noch viele Länder, die dann erst nach jenen Ueberschwämmungen des gedachten Landstriches zum Vorscheine kamen. Diese gleichsam neugeschaffenen, oder von dem Ozeane verlassenen Länder sind aber wohl keine andern, als der nördliche, gegen das Eismeer hin abhängige Theil der großen Tartarei nebst allen Polarländern, und vielen niedrig liegenden Provinzen von Nordamerika sowohl, als von den europäischen Reichen, die weit gegen Norden hinnauf reichen.

Auch ist hiebei zu bemerken, daß vor jener großen Länderzerrüttung das Meer vorzüglich an den südlichen Küsten des gedachten ehemaligen Landstriches, wegen der größern Centrifugal-

trifugalkraft, welche daselbst vermöge der täglichen Umwälzung des ganzen Erdballes herrscht, sich ungemein hoch empor gehoben, und mithin hauptsächlich von dorther diesen Landstrich überschwämmt haben mag. Denn dieses lehrt uns die Form der Länder und Inseln, die jezt noch davon übrig sind, und als alte Reste desselben über die Meeresfläche hervorragen. Aus gewissen Gründen, die hier jedoch sich nicht weiter erörtern lassen, kann man nämlich darthun, daß die Inseln und Landzungen, die sich zwischen getheilten großen Flüssen und anderen strömenden Gewässern bilden, ihre Spitzen allemal gerade dem Strom entgegen kehren müssen, welches auch, wie allen Menschen bekannt ist, in der That allenthalben geschiehet. Wirft man daher nur einen flüchtigen Blick auf diese große Charte, um alle die Spitzen zu übersehen, die sich an Südasien, Afrika, Madagaskar, Neuholland, Neuseeland und Südamerika gebildet haben: so wird man sogleich bemerken, daß dieselben alle ziemlich gerade nach Süden gerichtet sind, woraus denn sofort unbezweifelt folgen mag, daß die Fluthen, wie gesagt, hauptsächlich von dieser Gegend her jenen großen Landstrich zerrüttet haben. Daß aber nach seinem Untergange dafür nicht ver-

hältnißmäßig viele neue Länder jenseits desselben, oder nahe am Südpol zum Vorschein gekommen sind, das mag wohl deswegen geschehen seyn, weil weit nach Süden hin das Meer von jeher viel tiefer, als auf der nördlichen Hemisphäre gewesen ist, wiewohl man auch nicht einmal gewiß behaupten kann, daß gar kein Land sich nahe um den Südpol befinde, indem die Weltumschiffer dort bisher noch kaum bis an die Grenzen der kalten Erdzone haben gelangen können.

Da nun aber, sagte Karl, auf solche Weise vor der sogenannten Sündfluth wohl eben so viele und schöne fruchtbare Länder existirt haben, als jezt: was hat man denn für Gründe, anzunehmen, daß die Stammältern aller menschlichen Erdbewohner innerhalb dieser schwarz begrenzten Gegenden von Asien, und nicht in andern Theilen der Welt gewohnt haben?

Man hat hiezu verschiedene und vielerlei Gründe, wovon ich nur einige anführen will, versezte Pilalethes, indem er folgendermaßen fortfuhr.

Auf diesem schwarzbegrenzten Theile Asiens bildet an den meisten Stellen die Erde gleichsam einen Buckel, welcher höher als beinah alles übrige Land ist. Von diesem Erdbuckel ziehen sich lange Gebirgsketten nach allen Weltgegenden über den Erdboden hin, und sind in ihm selbst wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte mit einander vereinigt. Auch entspringen auf ihm sehr viele große Flüsse, die sich nach allen Seiten ergießen. Wo aber viele Flüsse den Boden durchströmen, und wo überdieses ein mildes Klima herrscht, wie wenigstens in den Thälern und niedrigern Stellen dieser gebirgigen Gegenden, wegen der Nähe des Wendekreißes und wegen des von Norden her weit heraufgestauchten Meeres, vormals wirklich geherrscht haben mag: da gedeihen die Menschen allemal vorzüglich gut, weil sie da nicht nur weder zu große Hitze noch zu strenge Kälte dulden dürfen, sondern auch keinen Mangel an allerlei Nahrung haben. Mithin kann man allerdings füglich annehmen, daß das alte Eden, der Aufenthaltsort unserer gemeinschaftlichen Stammältern, wohl sonst nirgends, als in den Thälern und niedrigen Plänen dieses, im Ganzen genommen, sehr hoch liegenden Theiles von Asien zu suchen

 sey,

sey, zumal da man weiter keinen Ort auf Erden findet, von welchem sich so viele Flüsse und Gebirge, wie hier, nach allen Richtungen verbreiten, etwa bloß die Gegend um Quito ausgenommen, wohin man aber das Vaterland aller Menschen darum nicht setzen darf, weil solches nicht nur der Schrift, sondern auch andern glaubwürdigen Nachrichten zuwider seyn würde. Gegenwärtig darf man zwar gedachten asiatischen Erdbuckel freilich kein Paradieß mehr nennen; denn er ist vielmehr jezt an vielen Stellen eine unfruchtbare Sandwüste, und zwar darum, weil er in der Folge selbst große Revolutionen erlitten hat, und weil das Meer bereits längst sehr weit von ihm nach Norden zurücke gewichen ist, so, daß er nun fast gar nicht mehr gehörig mit Regen benezt werden kann. Aber daß er ehemals in der That ein überaus fruchtbares Klima gehabt habe, und mithin sehr bevölkert gewesen sey, das erhellet nicht bloß aus jenen Nachrichten, die uns Moses von den Patriarchen ertheilt, sondern auch sogar aus manchen alten Traditionen und heiligen Gebräuchen, die man bei verschiedenen ostindischen Völkern sowohl, als bei den Tataren und Sinesen findet. Nähmlich manche mongolische Völker halten gewisse hieher gehörige

hörige Berge für sehr heilig, und wallfahrten öfters viele hundert Meilen weit zu ihnen, um ihnen ihre Opfer darzubringen und andere göttliche Ehrerbietung zu bezeigen, ja die Sinesen haben sogar eine gemeine Sage unter sich, vermöge welcher der eine dieser Berge, genannt Chang-Pe-Chang, ihr Stammvater ist. Nun hat aber gewiß kein Berg jemals Kinder gezeugt, und mithin wird wohl jene uralte Tradition keinen andern Sinn haben, als daß die Völker von diesen hochliegenden asiatischen Gegenden entsprungen, oder von denselben ausgegangen seyn sollen.

Doch ich glaube, zur Erörterung und Bestätigung einer Hypothese, die sich aus bloßen Vernunftschlüssen nie zur völligen Gewißheit wird erheben lassen, aber doch zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht werden kann, Gründe genug angeführt zu haben. Wir wollen daher jezt nur noch sehen, wie sich die Menschen von jenen schwarz begrenzten Gegenden über den Erdboden haben verbreiten können.

Jenes gemeinschaftliche Vaterland aller Menschen hatte nämlich ehemals ein sehr mildes Klima, und war an allerlei Gewächsen sowohl, als an Milch und Honig überaus fruchtbar.

Daher

Daher lebten die Menschen hier anfänglich in Einfalt und Ueberfluß bei einander und unter ihren Heerden, die ihnen nicht nur Kleider, sondern zur Abwechselung auch Fleisch zur Speiße die Fülle lieferten. Befreiet von allen Sorgen der Nahrung und fast von aller Arbeit, strebte ihr damaliger Kindersinn, der von Geisteskultur und von spekulativen Betrachtungen noch gar keine Vorstellung hatte, weiter nach nichts, als nach sinnlichem Vergnügen, und sie lagen daher hauptsächlich nur dem Geschäft ihrer Vermehrung ob, indem sie das Gebot „seyd fruchtbar und mehret euch“ seinem ganzen Inhalte nach treulich befolgten, folglich gar bald überaus zahlreich wurden, zumal, da sie meistentheils in freier Luft lebten, und sehr gesund waren. Wegen dieser großen Vermehrung ward aber derjenige kleinere Theil des Landes, welchen die allerersten Generationen erfülleten, gar bald zu klein für sie, so daß er nun die gar zu große Menge seiner Bewohner nicht mehr hinlänglich ernähren konnte, weil diese mehr Thiere und Früchte verzehrten, als er hervorzubringen im Stande war. Also lernten sie nun auch den Mangel kennen, der sie zuerst zwar bloß in ihren sinnlichen Freuden und Vergnügungen ein wenig störte, hernach aber sie gar zu großen Ge-

waltthätigkeiten, zu Raub und Mord, verleitete; denn wo die Menschen ihren Verstand noch nicht gehörig kultivirt haben, da pflegen sie, von Mangel und Hunger getrieben, leider oft alle Gebote der Freundschaft und Liebe gänzlich aus den Augen zu setzen. Auf solche Weise wurden dann die schwächern Familien von den stärkern mit Gewalt aus gedachtem kleinern vaterländischen Distrikte verdrängt, und waren daher gezwungen, an den Flüssen oder in den Thälern fortzuwandern, um andere fruchtbare Gegenden aufzusuchen, die noch nicht mit Menschen besezt waren. Diese fanden sie auch anfänglich gar bald, und zwar noch innerhalb der Grenzen jenes großen Landes, welches auf diesem Chärtchen mit einem schwarzen Saume umgeben ist. Hier vermehrten sie sich aufs neue, und erfülleten abermals nach und nach alle Distrikte desselben, in sofern diese nämlich milde und fruchtbar genug waren, Menschen, ohne sonderliche Kultur des Bodens, zu ernähren. Aber die verschiedenen und weit von einander abgelegenen Provinzen dieses großen alten Landes wurden zweifelsohne auch schon von verschiedenen Klimaten beherrscht. Mithin brachten sie auch schon sehr verschiedene Produkte hervor, welche auf die Menschen großen Einfluß hatten: und eben daher mag es gekommen seyn, daß das Menschengeschlecht

schlecht wahrscheinlich schon damals in zwei Hauptrassen zerfallen ist, nämlich in die sogenannte mongolische oder östliche, die sich durch ihre häßliche Gestalt sowohl, als durch ihr struppiges Haar auszeichnet, und in die kaukasische oder westliche, welche mit einem schönen Wuchse, mit einer angenehmen Gesichtsbildung und mit schönen dichten Haupt- und Bart-Haaren prangt, wie die Bewohner von Georgien und Tschirkassien, welche Länder wahrscheinlich zu jenem gemeinschaftlichen Vaterlande gehöret haben, jezt noch zur Genüge zeigen. Nach und nach wurden aber, wie leicht zu erachten, auch diese, bereits über alle bewohnbare Gegenden jenes großen Landes verbreiteten und schon hier in verschiedene Hauptrassen zerfallenen Völker zu zahlreich, als daß ihnen der Boden fernerweit noch Lebensmittel genug hätte gewähren können. Daher trieben sie abermals die schwächern Familien mit Gewalt von sich, oder diese zogen freiwillig fort, um fremde fruchtbare Gegenden aufzusuchen, wo sie sich wieder allmählig sehr vermehrten, und aufs neue ihre Kolonien nach fernen Landen von sich stießen. Auf solche Weise gieng diese Vermehrung und Auswanderung der Völker so lange fort, bis endlich die Menschen sich nach und nach über alle die-

jenigen

jenigen Länder der Erde, die damals noch nicht vermittelst gar zu großer Gewässer von einander getrennt waren, ausgebreitet hatten, welches aber freilich selten ohne Blutvergießen abgegangen seyn mag, weil wohl kein Mensch gern seinem Vaterlande, vielweniger seinen väterlichen Hütten und Viehheerden mit gelassenem Gemüthe den Rücken wendet, und weil man doch immer lieber im Kampfe für das Vaterland edelmüthig stirbt, als einen Fuß breit weicht. Mithin ist es wenigstens ehemals zu etwas gut gewesen, daß die Menschen von Natur sehr starke Leidenschaften haben, die sie zu ungerechten Handlungen zuweilen hinreißen konnten. Denn wofern sie damals recht moralisch gut, oder vollkommen großmüthig und edel gewesen wären, folglich Blöße und Mangel, ja den Hungertod selbst, weit lieber mit Geduld ertragen, als ihre Brüder und Verwandten mit Gewalt von sich getrieben hätten: so würden, da nur ein einziger Adam existirt haben soll, jezt vielleicht weiter noch nirgends Menschen, als etwa in den Thälern des gedachten asiatischen Erdbuckels leben.

Der Aufgang der Sonne ist von jeher ein überaus angenehmes Phänomen gewesen, woran alle Völker, vorzüglich aber die Bewohner

der

der Morgenländer einen besondern Wohlgefallen gefunden haben. Da nun überdieses vielleicht in wenigen Jahrtausenden nach dem Tode des ersten Menschenpaares gedachte schwarzbegrenzte Gegenden schon mit Völkern, die sich bereits in zwei Hauptrassen zertheilt hatten, angefüllt waren: so mußten die jüngern Kolonien, die der in den östlichen Theilen dieses alten gemeinschaftlichen Vaterlandes wohnende mongolische Stamm von sich austrieb, ihre Reiserouten deshalb gegen Aufgang der Sonne nehmen, weil ihnen die kaukasischen Stämme, welche die westlichen Theile dieser ursprünglich bewohnten Gegenden im Besitz hatten, den Durchzug nicht gestatteten, und weil sie sich durch den Aufgang der Sonne ohnehin lieber nach Osten und Süden, als durch deren Untergang nach Westen, locken ließen. Mithin verbeiteten sich diese mongolischen Kolonien nun zuerst nach und nach über Sina und Ostindien, hernach aber auch nicht nur über jene alte Länderbrücke, welche damals noch Ostindien mit Amerika vereinigte, sondern endlich auch über den mittlern und südlichen Theil von Amerika selbst, etwa so, wie solches die auf diesem Chärtchen mit hochrothen Strichen bezeichneten Reiserouten andeuten.

Hier-

Hierauf hat aber das Meer alles Land, welches hier mit braunen Säumen begrenzet ist, allmählig verschlungen, und nur die hochliegenden Plänen und Gebirge desselben zurücke gelassen, welche nun den ostindischen Archipelagus und Südindien sowohl, als die Antillen, und alle zu Afrika gehörige Inseln bilden. Mithin haben die Bewohner der Thäler und niedrigen Gefielde dieser weitläuftigen Länder ertrinken, oder auf andere Weise umkommen müssen, indem nur diejenigen von ihnen, welche sich auf die hohen und vesten Gebirge flüchteten, von den Vulkanen und Wasserfluthen verschont geblieben, und in ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag erhalten worden sind. Auf diesen Inseln haben sie sich aber in der Folge freilich nicht mehr sehr vermehren, vielweniger ihren Verstand sonderlich kultiviren können, weil die Speißen, die solche kleine Länder liefern, immer nur für eine geringe Menge von Menschen hinreichend sind, und weil die Mittel zur Geisteskultur dort gänzlich fehlen.

Aber diejenigen Kolonien, die vor jener großen Länderzerrüttung bereits Amerika schon erreicht hatten, waren allerdings weit glüklicher, als jene, die auf den südindischen Inseln zurük-

blieben; denn jener Welttheil hat überhaupt eine hohe Lage, und blieb daher von gedachten Ueberschwämmungen, so weit wir ihn jezt kennen, großentheils befreiet, so, daß er noch immer einer erstaunlich großen Menge von Bewohnern nicht nur die nöthigen Lebensbedürfnisse, sondern auch Ueberfluß an vielerlei Gütern, die das Leben angenehm und leicht machen, folglich die Vermehrung befördern, gewähren konnte, daher man sich auch gar nicht wundern darf, daß die Eingebohrnen daselbst, im Ganzen betrachtet, schon weit zahlreicher, gesitteter, schöner und besser, als etwa die Neuholländer und Neuseeländer waren, als die Europäer sie zum ersten male sahen.

Daß aber Amerika vor uralten Zeiten in der That mit andern Welttheilen zusammen gehangen habe und nur vermittelst jener großen Länderzerrüttung davon abgerissen worden sey, das erhellet sogar auch aus den alten Sagen verschiedener dorthin gehöriger Völker, besonders der Mexikaner, welche die Geschichte der Sündfluth fast eben so erzählen, wie wir, wiewohl sie dabei alles mit andern Namen benennen, und hinzusetzen, daß ihre alten Vorfahren erst weit und breit in der Welt haben umher wandern

dern müssen, ehe sie sich in den dortigen Gegenden haben veste setzen können.

Solchergestalt ist also die Erde gegen Osten hin immer weiter und weiter von der sogenannten mongolischen Rasse bevölkert worden. Aber indessen hat jenes fruchtbare und gemeinschaftliche Vaterland viele seiner Kinder von dem mongolischen Hauptstamme wahrscheinlich zugleich auch nach Süden von sich getrieben. Diese verbreiteten sich daher ebenfalls nicht nur über Ostindien und zum Theil über Südindien, sondern auch durch Persien und Arabien und über den größten Theil von Afrika, welches vielleicht auf solchen Wegen geschah, wie sie auf diesem Chärtchen mit saftgrünen und pomeranzengelben Strichen ohngefähr angedeutet sind, wobei ich aber wohl nicht erst aufs neue bemerken darf, daß die große Sonnenhitze diese Völker hernach in vielen Gegenden allmählig schwarz gebrannt, wie auch ihre an sich schon minder schön gebildeten Körper noch mehr verunstaltet, und ihre ohnehin geringen Geistesfähigkeiten noch tiefer erniedriget habe.

Gleichwie nun ferner die Kolonien der mongolischen Hauptrasse wegen der hinter ihnen wohnenden kaukasischen Völker sich nicht gegen Westen,

sten, sondern bloß nach Osten und Süden wenden konnten: eben so konnten die kaukasischen Völker, wegen der vor ihnen wohnenden mongolischen Horden, keine Kolonien gegen Osten senden, sondern mußten dieselben mehr nach Westen ziehen heissen: und so ward nicht nur ganz Natolien, Aegypten und Nordafrika, sondern auch Griechenland und Südeuropa von dieser schönern Menschenrasse nach und nach mit Bewohnern versorgt, welche sofort nach Verhältniß der Güte und Lage ihrer neuen Wohnplätze in wenigen Jahrtausenden schon ungemein zahlreich und mächtig wurden. Die verschiedenen Wege, die diese Kolonien während ihren Fortwanderungen vielleicht gegangen sind, habe ich auf diesem Chärtchen durch braune Striche bemerkbar gemacht, so, daß man daraus zugleich ersiehet, wie die gedachten beiden Hauptrassen, etwa in Arabien oder Persien, ja selbst in Afrika, schon auf ihren damaligen Wanderungen einander begegnet sind, folglich sich vermischt, und mithin auch durch diese Vermischung neue Rassen oder Spielarten von Völkern erzeugt haben.

Als ferner die bewohnbaren Länder jenen Kolonien nach Osten sowohl, als nach Süden und

und Westen gleichsam noch offen standen, folglich noch nicht bevölkert waren: da reichte das Meer von der Nordseite her noch bis an das gemeinschaftliche Vaterland, und mithin konnten sich die Menschen dorthin anfänglich keinesweges verbreiten, wenn sie auch gleich den Norden von Natur nicht noch weit ärger, als den Westen, verabscheuet hätten. Als aber der nördliche Ozean gegen den Polarkreis zurücke gewichen war, folglich dem allgemeinen Vaterlande seine milde Fruchtbarkeit entrissen hatte, und in andern Gegenden bereits kein Raum den Kolonien mehr offen stand: da sahen sich diese genöthigt, nun auch dergleichen neue und minder fruchtbare Länder zu beziehen, oder vielmehr den zurückgewichenen Meeresufern nachzuwandern, um den Hunger wenigstens mit Fischen und Wurzeln stillen zu können. Also zogen nun wieder zuerst viele von ihnen nordwestlich über die Wolga und uralische Gebirgskette nach Nordeuropa, und bevölkerten Sarmatien, Pohlen, Skandinavien, Deutschland, Britannien und andere neue nördliche Länder, ohngefähr auf solchen Wegen, wie auf diesem Chärtchen die meergrünen Striche anzeigen.

Diese nordeuropäischen Pflanzvölker geriethen hernach mit gedachten Kolonien der südlichen Gegenden unsers Welttheils in Verbindung, und erhielten von diesen, damals glüklichern Nationen, für Sklaven, Eisen, Pelzwerk und andere dergleichen Dinge, nicht nur mancherlei Bedürfnisse des Wohlstandes und einer feinern Lebensart, sondern auch nach und nach einige Kenntnisse von Künsten und Wissenschaften, so, daß einige Kultur in der Folge sich über alle europäische Völker zu verbreiten anfieng.

Viele andere Kolonien hingegen zogen vielleicht auf denjenigen Wegen, welche hier mit veilchenblauen Strichen angedeutet sind, gerade gegen Norden dem zurückegewichenen Meere nach, und verbreiteten sich, nachdem sie die südlichern Theile von Sibirien einigermaßen bevölkert hatten, ebenfalls über einige hoch im Norden liegende Gegenden von Europa, wo sie sich mit jenen ältern nordeuropäischen Kolonien vermengten, folglich eine neue Nüance von Menschen hervorbrachten; denn sie selbst gehöreten wahrscheinlich zu der mongolischen Hauptrasse, indem im Gegentheile die ältern Nordeuropäer mehr von der kaukasischen entsprossen seyn mochten.

Noch

Noch andere Kolonien wanderten etwa auf den Wegen, die hier mit karminrothen Strichen bemerkt sind, an den Gebirgen der großen Tatarei gegen Nordosten fort, und bevölkerten allmählich nicht nur Kamtschatka, sondern auch die nördlichen Länder der neuen Welt, von welchen sich schon damals der Ozean ebenfalls zurücke gezogen hatte. Diese leztern Kolonien waren also ebenfalls von der mongolischen Hauptrasse entsprossen, und wurden nun in sehr armselige Länder versezt, wo sie mit besser kultivirten Völkern, wegen der zu großen Entlegenheit ihrer Wohnsitze, ohnehin gar keine Bekanntschaft stiften konnten, und eben daher kömmt es, daß man unter ihnen auch bis auf den heutigen Tag weder Geisteskultur noch körperliche Schönheit suchen darf, wie etwa unter den Europäern, die doch zum Theil, wenigstens einige von denen, die hoch im Norden gegen Osten hin wohnen, wahrscheinlich ebenfalls von der mongolischen Hauptrasse abstammen.

Da aber die nordasiatischen Völker beider Stämme immer noch die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens, obgleich kärglich, in ihren Ländern fanden: so vermehrten sie sich dennoch dort aufs neue sehr, und sahen sich daher endlich genö-

 thigt,

thigt, sich mit Macht abermals nach Westen und Süden zu verbreiten, wo sie freilich ganz angenehme und fruchtbare Gegenden vermuthen konnten, die sich mit ihren rauhen Wohnsitzen unbedenklich vertauschen ließen. Daher hatte nicht nur Europa in der Folge noch oft solche Horden, die sich ihm mit Gewalt aufdringen wollten, zu bekämpfen, und ihren zu zahlreichen Einbrüchen, die nicht selten sehr weit gediehen waren, die nöthigen Schranken zu setzen, sondern auch das Reich der Sinesen, welches bereits längst von den allerersten Kolonien der Urvölker mit Menschen besezt war, ward ebenfalls von ihnen oft mit Krieg überzogen, und mußte deren viele in seinen Schooß aufnehmen. Diese vermengten sich dann sofort mit jenen eigentlichen alten Sinesen, und brachten mithin hier eine Spielart von Menschen hervor, welche zwischen den Ostindiern und eigentlichen mongolischen Völkern das Mittel hält, ohngeachtet wir sie ohnlängst mit zu den Ostindiern gezählt haben. Aber zulezt wollten sich die Sinesen dergleichen gewaltsame Besuche, die sich allemal in ein ewiges Dableiben verwandelten, nicht mehr gefallen lassen. Sie umhülleten daher nicht nur die nördlichen, sondern auch die westlichen Grenzen ihres Reichs mit einer ho-

hen Mauer, welche über sieben hundert Meilen lang, mit mehr, als drei tausend vesten Thürmen versehen, und ohngefähr vor zwei tausend Jahren gebauet worden seyn soll, woraus beiläufig aufs neue erhellen mag, was aus dem Obigen von sich selbst schon hervor gehet: nämlich daß diese Nation allerdings eine der ältesten auf Erden sey, indem sie sonst vor mehr als zwei tausend Jahren noch nicht so groß und kultivirt hätte seyn können, wie sie damals wirklich war und noch ist.

Also war nun die ganze bewohnbare Oberfläche der Erde mit Bewohnern zur Nothdurft versorgt, ausgenommen die äußersten Polarländer, welche ihre Häupter am spätesten aus dem Ozean empor gehoben hatten, und wohin deshalb keine Menschen sich freiwillig wandten, weil sie alle das gar zu strenge Klima verabscheueten. Allein zulezt mußten sich doch auch einige entschließen, dahin zu ziehen, weil sie in den angrenzenden mildern Ländern zu zahlreich wurden, und aus Mangel an landwirthschaftlichen Kenntnissen den Erdboden durch Kultur nicht so weit bringen konnten, daß er Lebensmittel für sehr viele Menschen hervorbrachte, wie etwa bei andern klügern Völkern geschah.

 Dieser

Dieser gefährliche Mangel erregte bald Gewaltthätigkeiten und Kriege, wobei die Schwächern den Kürzern zogen, und folglich gezwungen wurden, in jene angrenzenden neuen Länder zu fliehen, wo sie sofort noch mehr ausarteten und ihr gehöriges Wachsthum verlohren, wie die Bäume, welche aus wärmern Gegenden dahin verpflanzet werden. Aus den auf diese Weise weiter nach Norden fortgedrängten asiatisch-mongolischen Flüchtlingen, haben sich also wahrscheinlich die Samojeden und Ostiaken, und aus den Nordamerikanern, welche gegen den Pol hin gedrängt wurden, die Eskimos und Grönländer gebildet, indem aus den Südamerikanern, die über die Magelhanische Meerenge nach dem Feuerlande flüchteten, die kleinen häßlichen Pescherás, und endlich aus den weiter nach Norden hinaufgetriebenen europäisch-mongolischen Horden die Lappländer entstanden seyn mögen.

Gegenwärtig senden jene alten asiatischen Länder, die den Stammvölkern zum Aufenthalte angewiesen waren, freilich keine Kolonien mehr in die Welt aus, und zwar darum nicht, weil sie bereits längst ihr mildes Klima und ihre Fruchtbarkeit verlohren haben, folglich

größtentheils wüste geworden sind. Aber in andern Ländern, wo entweder an sich große Fruchtbarkeit, oder doch viel Kultur des Bodens herrscht, vermehren sich die Menschen allerdings immer noch beträchtlich, so, daß öfters ganze zahlreiche Familien von ihnen nach minder bevölkerten Gegenden auswandern müssen. Deutschland, England, Frankreich, Italien und viele Stellen der westlichen Küsten von Afrika sind jezt vorzüglich diejenigen Länder, welche, statt jenes alten gemeinschaftlichen Vaterlandes, ihre Kinder nach allen Theilen der Erde von sich stoßen, und sie mit Menschen von ihrer Art erfüllen; denn durch diese, in den leztern Jahrhunderten erst ausgesandte Kolonien sind nicht nur viele große Provinzen des vesten Landes von Amerika, sondern auch die Antillen aufs neue bevölkert worden, nachdem bei Entdeckung derselben ihre ursprünglichen Bewohner meistentheils vertilget worden waren, und in unsern Tagen wird, wie schon gesagt, sogar auch Neuholland noch mit Europäern besezt.

Wenn sich aber die Völker, sagte Karl, nun fast allenthalben sehr vermehren: so wird ja der Erdboden zulezt für sie zu enge werden,

ich meine: er wird am Ende nicht so viele Lebensmittel hervorbringen können, als zu ihrer Erhaltung nöthig ist, und folglich werden dann wohl jährlich nicht wenig Menschen verhungern müssen?

Dieses haben wir, erwiderte Philalethes, wenigstens für die nächstfolgenden zwanzig oder funfzig tausend Jahre noch nicht zu besorgen. Denn wenn auch der Boden öfters nicht viele Speißen und andere Lebensbedürfnisse den Menschen freiwillig und ohne Kultur darbietet: so liefert er deren doch, gezwungen durch Verstand und Kunst, gewöhnlich fast unendlich mehr. Wo er aber auch dem Fleiße des Ackermannes, oder den Künsten des Gärtners nicht gehorchen will: da giebt es doch Wälder, Aerze, Steine und andere Sachen, welche zu den Fabriken und Manufakturen erfoderlich sind, folglich viele Menschen zur Arbeit einladen, wofür sie dann von denen, die das gute Land kultiviren, Brod und andere Lebensmittel erhalten können. Dazu ist gegenwärtig noch derjenige Theil des herrlichsten und fruchtbarsten Bodens, welcher bisher noch von keinem Pfluge umgewühlt, von keiner Hacke berührt, von keinem Grabescheit durchstochen

worden

worden ist, sondern wüste liegt, vielleicht wohl zehenmal größer, als derjenige, den etwa die klugen Sinesen und Europäer, so gut sie können, wirklich kultiviren. Mithin ist gar kein Anschein da, daß der Erdboden jemals zu enge werden dürfte, die Menschen mögen sich nun vermehren, so sehr sie wollen. Denn je zahlreicher sie werden, desto mehr schleifen sie sich in Absicht auf den Geist aneinander ab, und erlangen dadurch desto mehr Kenntnisse: je mehr Kenntnisse sie aber erlangen, desto mehr Mittel erfinden sie auch, wodurch sie ihre Lebensbedürfnisse auf eine rechtschaffene Weise erzielen können.

Also ist auch wohl, meinte Amalie, während jener Verbreitung der Menschen über den Erdboden schon manches Jahrtausend verflossen.

Wie viele Tausende von Jahren seit Anbegin verflossen seyn mögen, ehe alle Inseln im Südmeere und jene äußersten Gegenden der Erde im Süden und Norden mit Menschen besezt worden sind, kann man zwar bei weitem nicht genau wissen. Bedenkt man aber, daß dergleichen große Völkerwanderungen allezeit sehr langsam haben von Statten gehen können, weil wohl jedesmal hitzige Kriege und

gräuliche Verwüstungen vorher gehen mußten, bevor diejenigen Familien, welche endlich flüchteten, überwunden wurden; und erwägt man überdieses, daß noch vor dreizehen hundert Jahren ein großes Volk aus Asien mit Gewalt über Europa bis nach Katalonien vorgedrungen, und hier erst aufgerieben worden ist: so erhellet wenigstens, daß jene Wanderung und Verbreitung der Völker überaus lange muß gedauert haben. Hiezu kömmt noch, daß auch selbst zur Bildung vieler Länder und Inseln ein großer Zeitraum erforderlich gewesen, und folglich noch ein weit größerer verstrichen ist, ehe sie Bewohner haben aufnehmen können. Madeira, Island und verschiedene andere Inseln sind nur erst seit einigen Jahrhunderten bevölkert, und zwar darum nicht eher, weil sie lange nach jener großen Länderzerrüttung erst von Vulkanen aus dem Ozean empor gehoben, oder auch von diesem zurücke gelassen worden sind, nachdem er sich mehr nach der heissen Erdzone hin gezogen hat. Ja es müssen sogar jezt noch nah an den Polen, besonders auf der jenseitigen Halbkugel der Erde tief nach Süden hin, nach und nach manche neue Länder zum Vorschein kommen, welche, wegen ihrer Neuheit, oder wegen ihrer großen Unfruchtbarkeit, noch lange keine Bewohner werden

den ernähren können, wie denn die neuern Reisenden unter der südlichen Spitze von Amerika auch in der That eine ganze Reihe solcher neuen Inseln entdekt haben, die gegenwärtig nicht einmal Vieh, geschweige Menschen, zu ernähren im Stande sind, sondern vielleicht erst in den zukünftigen Jahrtausenden dazu tauglich seyn werden; und hieraus kann man schon schliessen, daß die weitere Verbreitung der Menschen über den Erdboden ebenfalls wohl noch manches Jahrtausend fortwähren dürfte.

Aber angenommen, sagte Karl, die Inseln im Südmeere wären vom Anfange her so insolirt gewesen, wir jezt: könnten denn da die Menschen nicht von Ostindien oder Amerika her auf kleinen Kähnen dahin gekommen seyn, und sie bevölkert haben?

Lägen diese Inseln, versezte Philalethes, etwa nur zwanzig oder dreißig Meilen weit von einander und von dem vesten Lande ab: so hätten die Menschen wohl auf ihren kleinen Kähnen durch Sturmwinde dahin gelangen, und so immer die eine nach der andern bevölkern können. Da sie aber meistentheils ganze Grupen bilden, die öfters viele hundert

Meilen

Meilen von einander entfernt sind: so ist es wenigstens höchst unwahrscheinlich, daß alle diese Inselgrupen auf solche Weise ihre ersten Bewohner erhalten haben, wenn auch gleich einige einzelne Inseln, die nicht gar zu weit von der einen oder der andern Grupe abliegen, solchergestallt bevölkert worden seyn mögen.

Mich wundert nur, sezte Amalie hinzu, indem sie dabei die Hände mit ihrem Strickzeuge sinken ließ, daß die Menschen nicht krank werden, und nicht sterben müssen, wenn sie sich aus einem heissen Lande in ein kaltes, oder umgekehrt, begeben.

Das kömmt, fuhr Philalethes fort, wie leicht zu erachten, bloß daher, daß der gütige Schöpfer den Menschen gleichsam zum Vormund aller übrigen irdischen Geschöpfe und zur Zierde der ganzen Welt hat machen wollen. Darum gab er ihm eine sehr dauerhafte Natur, so, daß er fähig ward, sich an jedes Klima zu gewöhnen, welches freilich eine merkwürdige Sache ist, weil man solches bei andern Geschöpfen fast nie so findet. Elephanten, Schaafe, Rinder, Kameele,

meele, Affen, Obstbäume, und unzählig viele andere Thier- und Gewächs-Arten sterben, wenn man sie in die Polarländer versetzen will, so, wie im Gegentheile die Rennthiere, Bären, Wallfische, Eisvögel und so weiter, umkommen würden, wenn sie in ein heisses Klima kämen; denn jene können die Kälte, diese die Hitze nicht vertragen, und jene finden hier, diese dort kein Futter, das ihnen das Leben fristet. Hunde und Katzen sind zwar auch fähig, sich an jedes Klima zu gewöhnen, und ihre Gattungen fortzupflanzen: aber in sehr kalten Gegenden werden sie doch bald überaus träge, so, daß jene nicht mehr bellen, diese nicht mehr mauzen können. Nur der Mensch lebt an dem beeiseten Pol eben so lange und gesund, als am Aequator, obgleich das Klima dieser Gegenden überaus verschieden ist, und obgleich der Grönländer von ganz andern Speißen, als der Neger sich erhalten muß: denn er findet im Süden wie im Norden diejenigen Nahrungsmittel, welche, wenigstens in sofern, daß er besser, als gedachte Thiere existiren kann, seiner Natur angemessen sind, wir mögen sie nun so unschiklich und ekelhaft finden, als wir immer wollen.

Doch

Doch genug hievon! Wir haben nun den Menschen von Außen sowohl, als in Hinsicht auf seine verschiedene Kultur, ein wennig kennen gelernt, und wollen also künftig auch die innerliche Struktur seines Leibes betrachten, sagte zulezt Philalethes noch, indem er seine Lieben von sich ließ.

Ende des ersten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1-4 XXXXXXXX 8.86
VI. 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wünsch, Christian Ernst

D. Christian Ernst Wünsch Professors zu Frankfurth an der Oder Unterhaltungen über den Menschen

Bd.: 1

Leipzig 1796

Res/Anthr. 153-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913389-2
VD18 90228235